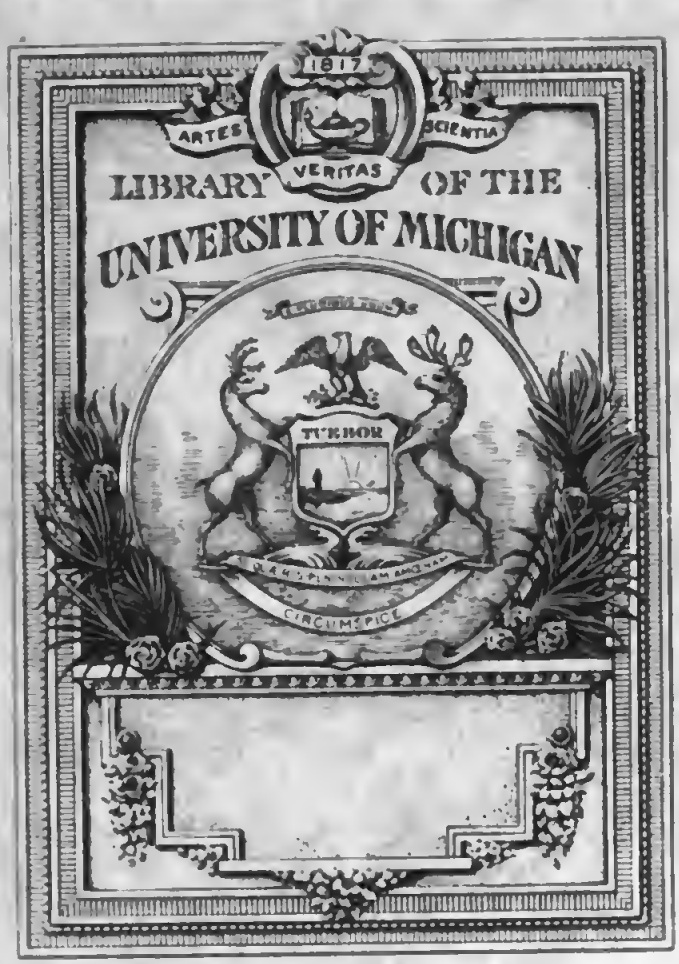
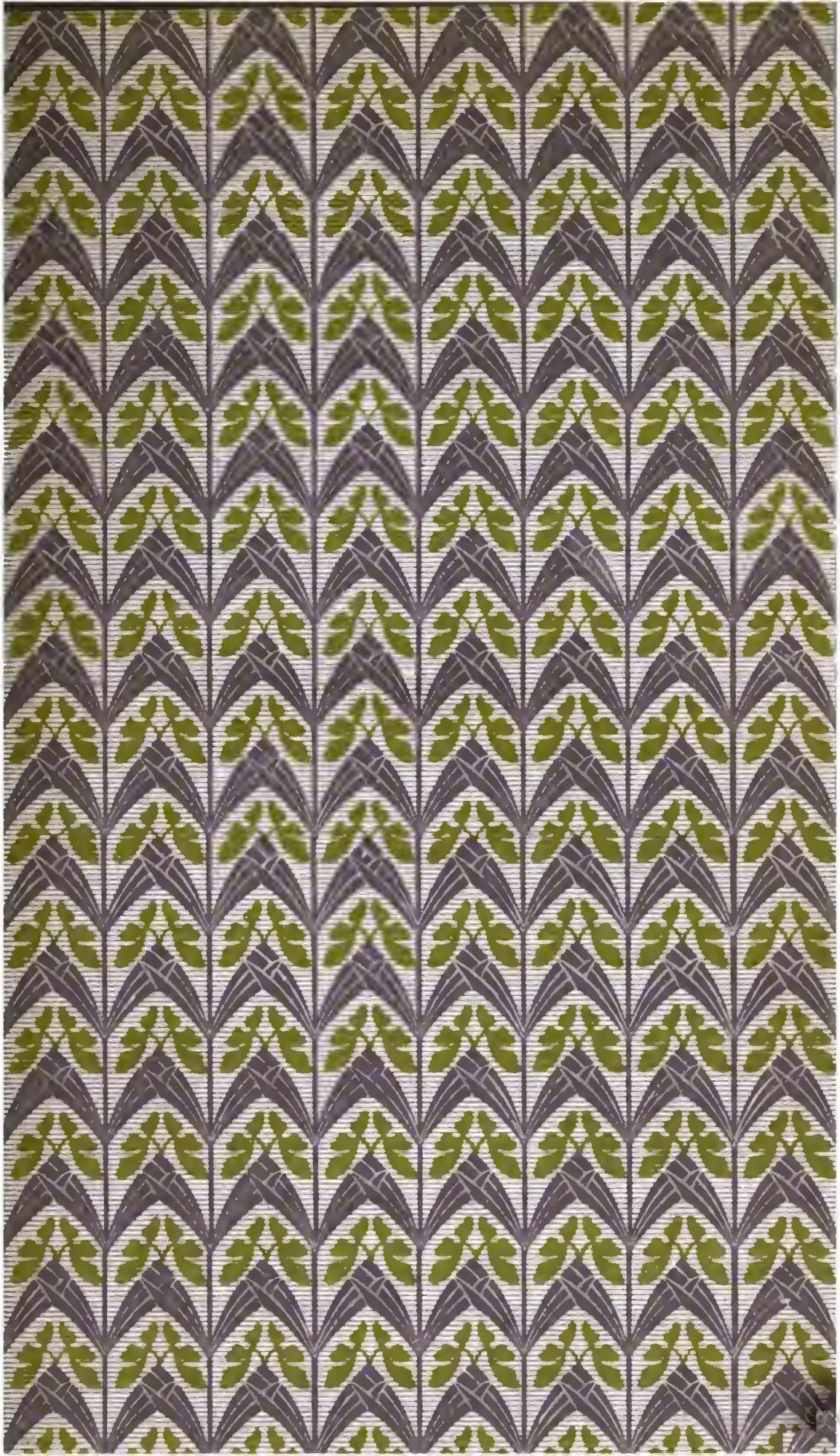
A 602153

Digitized by Google

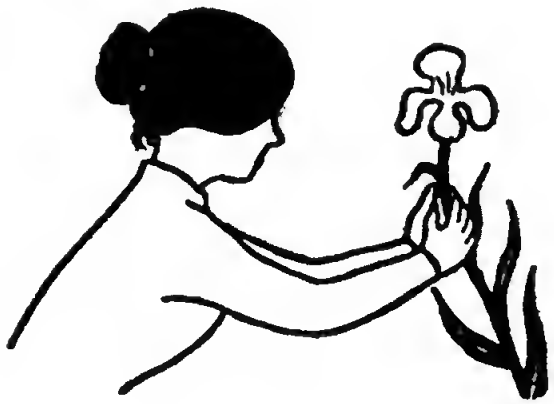

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



838
B57stu
1896
v.2

L. Borchardt Lt.! (xx) s. l. Lichtwitz Lt.! (x

z. frdl. Erg. München 9. Dez. 189



Bücher
von
Otto Julius Bierbaum

* *

Studenten-Beichten, Erste Reihe
3. Auflage

*

Die Schlangendame
Studenten-Novelle, 2. Auflage

*

Stilpe
Roman, 2. Auflage. Mit O. J. B.'s Bildnis

*

Der Bunte Vogel
Illustriertes Kalenderbuch

*

Lobetanz
Ein Bühnenspiel

(Diese fünf Bücher, sowie die beiden Jahrgänge des von O. J. B. herausgegebenen Modernen Musen-Almanachs bei Schuster & Loeffler in Berlin)

*

Nemt, Frouwe, disen Kranz
Gedichte
(Bei Gustav Schuhr in Berlin)

*

Pankratius Graunzer der Weiberfeind
Roman
(Bei Hugo Storm in Berlin)

* *
*

Der

Studenten-Beichten

zweite Reihe

Otto Julius Bierbaum

Studenten-Beichten

Zweite Reihe

Zweites Tausend

Berlin 1897
Im Verlage von Schuster & Loeffler

Alle Rechte vorbehalten

An

Michael Georg Conrad

in

herzlicher

Verehrung

German
Feldman
6-16-44
50485

Lieber Conrad, Sie haben ſchon manche Beichte von Studenten gehört, wenn ſie zu Ihnen kamen und Ihnen erzählten, wie ſie durchaus Dichter werden möchten; es gäbe keinen Ausweg mehr, denn der Drang ſei zu ſchrecklich, und überdies hätten ſie auch ſchon die ſchwere Menge von Erlebniſſen erlebt, ſodaß es die höchſte Zeit ſei, nun endlich gedruckt zu werden.

Ich kenne Ihr aufmerkſames Lächeln, lieber Freund, mit der Sie ſolche Beichten hören, und ich weiß, mit was für großen, merkwürdig liſtigen Blicken Sie ſolchen Beichtlingen die Seele von den Mienen ableſen, ſodaß Sie, glaube ich, zuweilen mehr erfahren, als was Sie hören. Ich war ja auch einmal ſo ein Student und Beichtkind von Ihnen.

Das iſt nun ſchon faſt zehn Jahre her,

8-28-44 A.L.

und mittlerweile hat ſich mancherlei begeben, das Einem ſo vorkommt, als wären viel mehr als blos zehn Jahre darüber hingegangen. Wir litterariſchen Füchſe von damals, denen Sie immer ein ſo lieber prächtiger Fuchsmajor geweſen ſind, und die wir nicht ganz unähnlich jenen altteſtamentariſchen Füchſen waren, die weiland Simſon der Held mit brennenden Schwänzen unter die Philiſter ſchickte, wir ſind nun auch ſchon ſo was wie Alte Herren geworden, und es fehlt unter denen, die nach uns gekommen ſind, nicht an ſolchen, die jetzt uns für die Philiſter halten. Das iſt der Lauf der Welt, und der geht heute ſehr ſchnell.

Wollen wir klagen? Ich ſehe Sie lächeln. Und ich denke, das Lächeln trauen Sie auch mir zu. Wir rennen nicht mehr brennend durch das Lager Philiſterias, aber wir drehen auch keine Philiſtermühle, und, wenn es nicht wohl zu leugnen iſt, daß wir uns zuweilen in Delilas Schooß gebettet haben, ſo dürfen wir uns doch rühmen, nicht allzuviel Haare gelaſſen zu haben.

Wir ſind ruhiger geworden, gleichmütiger und gerechter. Daß wir die Philiſter liebten, da ſei Gott vor! Aber

wir fühlen nicht mehr das dringende Bedürfnis, sie gänzlich auszurotten. Wir finden vielmehr, daß sie im Haushalte der Menschheitswelt durchaus nicht zu entbehren sind. Sie sind die große graue Kontrastfläche, von der sich lebhaft und erfreulich alles das abhebt, was uns Freude macht. Ein Hintergrund muß sein; vorm reinen Lichte verschwömme alles Helle.

Ich rede als Mensch der Kunst, der sein Vergnügen an der Wirklichkeit hat unbeschadet zeitweiliger Ausflüge in purpurne Helligkeiten und Finsternisse, wie Sie selber eine so köstlich gemalt haben. Ich mag das Gewimmel der Lebendigen gerne, das sich von jenem Hintergrunde der Schweren abhebt. Darum blicke ich auch immer noch zuweilen mit Vergnügen auf die Zeit des Studentenlebens zurück, wo selbst manche von denen, die später zu den Schweren hinuntersinken, lustig eine Weile im heiteren Lichte leben.

Und nun bringe ich Ihnen ein paar solcher Studentengeschichten, wie sie mir nacheinander von früher her eingefallen sind, dar und möchte gerne, daß Sie darin ein äußeres Zeichen der herzlichen Gesinnung

sähen, mit der ich zu Ihnen stehe. Hoffentlich lesen Sie sie mit Vergnügen und in guter Muße. Sollten Sie gerade im Reichstage sein, wenn das kleine Buch ankommt, so verabsäumen Sie doch ja nicht, es zur Einverleibung in die Reichstagsbibliothek vorzuschlagen. Es giebt unter Ihren Kollegen im Hohen Hause einige Herren, von denen ich glaube, daß sie es mit Frucht lesen könnten. Ein Antrag, es auf Reichskosten alljährlich an sämmtliche Abiturienten deutscher Gymnasien und Realschulen verteilen zu lassen, wäre meinen Verlegern nicht unangenehm, indessen ich zweifle bei den Schwierigkeiten, mit denen der Kultusetat zu kämpfen hat, daß er durchgehen würde, und Epitheta, wie es die waren, mit denen ein preußischer Kultusminister einmal Kellers Romeo und Julia auf dem Lande bedacht hat, kann ich auch so in den Zeitungen lesen.

Und somit herzlichen Gruß!

Ihr

Otto Julius Bierbaum

Schloß Englar im Eppan, Südtirol, den 18. September 1897.

Selbstzucht

Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, einen Königlichen Staatsanwalt unter uns zu ſehen, und wir machten dabei die Bemerkung, daß es eine unrichtige Behauptung iſt, wenn einige ſagen, der Wein werde ſauer in Gegenwart eines ſolchen Würdenträgers. Nein, unſer alter Burgunder blieb milde und voll wie er war. Aber das iſt richtig: unſer Geſpräch kriegte was ſäuerlich Muffiges. Nicht allein, daß auch nicht der geringſte Bundesfürſt beleidigt wurde, was doch ſonſt in dieſer Zeit der Decompoſition aller guten Angewohnheiten häufig iſt und, wie ich bemerkt habe, beſonders oft beim Rotſpon der begüterten Claſſen vorkommt, nein, man hob auch ſonſthin die Lippen mit einer gewöhnlichen Behutſamkeit. Schließlich fing man, und wir waren doch lauter alte Corpsbrüder, die mancherlei miteinander ausgefreſſen hatten, gar von Moral zu reden an. Zumal der jüngſte unter uns, der eben erſt Referendar und damit Alter Herr

geworden war, ſchwang die weiße Fahne der Moral mit faſt zu lebhafter Befliſſenheit.

— Alles, was recht iſt! rief er, Jugend muß austoben, gewiß, natürlich! Aber, wenn man älter wird, muß man ſich beſinnen und nicht gleich ſo . . . ſo . . .

— Losgehen meinen Sie, warf der alte Sanitätsrat Kernſchlier ein, der der älteſte unter uns war.

— Ja, ſo ähnlich, oder, na, kurz: Selbſtzucht!

— Das iſt ein gutes Wort, Herr Corpsbruder, ſagte wieder der Sanitätsrat, eins von den auserleſen guten, die man darum, wie den Namen Gottes, nicht eitel nennen ſoll. Aber dieſe heiligen und hohen Dinge haben es wunderlich in ſich. Erſt lehrt man ſie uns, und nun glauben wir ſie; dann erkämpfen wir ſie uns, und plötzlich zweifeln wir an ihnen.

Der kleine Referendar hob den Kopf:

— Zweifeln? An der Notwendigkeit und Heilſamkeit der Selbſtzucht zweifeln, Herr Sanitätsrat?

Sein Schnurrbart ſträubte ſich noch höher, als er ſchon gebrannt war.

— Nicht ſo, Herr Corpsbruder, nein, das nicht. Abſolut genommen befeſtigen ſich dieſe Ideale im allgemeinen wohl, ſodaß ſie, als Ideale eben, nicht mehr an-

gefochten werden von uns; aber, sehen Sie, je älter man wird, um so geneigter wird man, die Dinge, auch die hohen, relativ zu nehmen.

Sprach der Sanitätsrat.

Der Referendar, wie ich vermute, verstand das nicht gleich ganz und merkte nur, daß seine Jugend hier nicht als Erkenntnisfactor behandelt wurde, und so erwiderte er:

— Zweifellos bin ich noch nicht alt genug, um den Sinn dieser relativen Auffassung der Dinge zu begreifen, Herr Sanitätsrat, aber es scheint mir eine Auffassung zu sein, die schließlich die Ideale negiert.

Der Staatsanwalt stimmte bei:

— Ein Ideal, wie das der Selbstzucht, hat nur einen Wert, wenn man es in seiner ganzen absoluten Reinheit und Schärfe strikte begreift. (Er liebte das Wort: strikte.) Nur strikte begriffen, haben Ideale überhaupt praktischen Wert.

— Für euch Staatsanwälte, lieber Freund, sagte der Sanitätsrat. Wir anderen Menschen müssen uns mit Relativis begnügen. Ein Jurist darf wie ein Kirchenvater reden, und ein Staatsanwalt muß es wohl. Aber z. B. wir Mediziner, du lieber Gott, woher sollen wir eure Prokuratorenstrenge nehmen, die wir mit dem Fleisch zu thun haben, von dem sogar die Schrift

ſagt, daß es ſchwach ſei? Wir kriegen ſchon von berufswegen einen Sinn fürs Relative oder, wie ich auch ſagen möchte, für die Nuance. Es iſt ja auch klar: Ihr ſeid zum Strafen da, und die Peitſche hat einen harten, feſten Stil; unſer Amt aber iſt, zu heilen, und das Fleiſch, mit dem wir zu thun haben, iſt weich.

Der Staatsanwalt wurde gelinde ärgerlich:

— Du haſt ganz die Art unſerer bilderreichen Herren Verteidiger, die vor den guten Geſchworenen mit Metaphern jonglieren, bis das feſte Bild der Wirklichkeit mit ihren ſtricten Forderungen nicht mehr zu ſehen iſt. Wo willſt du eigentlich hinaus: Soll der Menſch Selbſtzucht üben oder ſoll er ſein wie das liebe Vieh, das ſeinen Trieben oder, wie du ſagen möchteſt, ſeinem weichen Fleiſch folgt?! Das Fleiſch der Schweine iſt nämlich ebenſo weich, wie das der Menſchen.

Der Referendar lächelte. Der Sanitätsrat aber ſprach:

— Über das Sollen habe ich kein Amt zu reden. Dafür ſeid ihr da. Daß ich die Notwendigkeit hochaufgerichteter Ideale anerkenne, habe ich ſchon geſagt. Sie ſind goldene Ziele, und wer ſie erreicht, iſt vollkommen. Aber ich habe es nicht blos aus Büchern gelernt, ſondern ſehe es täglich

im Leben, daß die Vollkommenheit eine überaus seltene Sache ist, selbst unter sehr anständigen Leuten. Solange ich auch lebe, ich bin noch keinem Heiligen begegnet, weder unter Juristen noch unter Medizinern; auch unter Theologen nicht; und mit Philosophen habe ich keinen Umgang, weil sie immer seltener werden. Und so habe ich denn auch quoad Selbstzucht gefunden, daß schon eine relative Ausübung dieser Tugend rühmlich ist. Weshalb ich übrigens vorhin, als unser jüngster Konphilister so löblich für das Ideale eintrat, meine Bemerkung machte, das hat seinen Grund in einer persönlichen Erfahrung an mir selber, die ich aber vor einem Staatsanwalt, und wäre er auch mein Corpsbruder und ehemaliger Leibfuchs, nicht mitteilen kann.

— Das wäre noch schöner, rief der dicke Major a. D. Deneke, der seinerzeit aus dem Corps ins Casino umgesattelt war, daß ein Leibbursch sich vor seinem Leibfuchs genieren sollte! Wo bleibt da der Comment? Das ist Nihilismus! Hier gelten die Semester, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt erhob sein Glas und rief:

— Dein Spezielles, Leibbursch! Schieß los!

Der Sanitätsrat that einen guten Zug und sprach:

— Das Ding iſt heikel. Aber wenn die Semeſter gelten, hab' ich hier niemand über mir, und gerade weil ich ein alter Burſch bin, noch aus der Zeit, da man noch das Tonnencerevis trug, darf ich's vielleicht erzählen. Aber unſer jüngſter alter Herr muß mir verſprechen, daß er mich nicht verachtet.

Der kleine Referendar machte eine große Verbeugung und trank ſein volles Glas aus.

— Alſo gut denn! Und zuvor nochmals dies: Ich verehre die Heiligen und bekenne mich, ich darf wohl ſagen: jetzt mehr denn je, zur Selbſtzucht.

Wenn ich dabei auch die andere Seite ſehe, thu ich's wie Auguſtinus, obwohl ich ſeine radikale Methode, ſich vor Anfechtungen zu ſchützen, nicht billige. Alſo: Ich war, mein Gott, wie lange das nun her iſt, gerade vom Gymnaſium frei, und das Gymnaſium war eine königlich ſächſiſche Fürſtenſchule geweſen, ein Internat, meine lieben Leute, von dem ſich keiner einen Begriff machen kann, der nach den Schulſtunden nach Hauſe hat gehen dürfen. So alt ich bin, ſo deutlich fühl ich doch noch, wie ſcheußlich das im Grunde war. Es giebt ja allerhand köſtliche Erinnerungen auch aus dieſem Leben, denn man war jung und voll Übermut trotz alledem. Aber nein,

brrr, dieſes ewige Eingeſperrtſein, dieſe Kloſterhaft in den ſaftigſten Jahren, wo man über Stock und Stein, Heck und Heide hätte ſpringen mögen und mußte hinter Mauern ſitzen, immer zwiſchen denſelben Geſichtern, immer gehalten wie ein kleiner Knabe, immer mit ſich allein und den anderen, die gerade auch ſo hinausbegehrten in die Welt, wo die Freiheit war und die große weite Bahn, zu rennen und zu ringen und den Mädeln um den Hals zu fallen. Weiß Gott, wir haben uns manchmal ſeltſam umarmt, wir großen Burſchen zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren damals, denen der Bart aus der Backe ſtach. Und dabei laſen wir Platons Sympoſion, wo ſich die alten Griechen in ihrer verteufelt unchriſtlichen Art über die Liebe unterhalten. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, ob da von Selbſtzucht die Rede iſt. Es kann ſein. Aber gut: Endlich war ich frei und fuhr ſüdwärts der Stadt zu, wo wir alle unter roten Mützen ſo fidel geweſen ſind.

— Stoßt an, Freiburg ſoll leben, hurrah, hoch! ſang der dicke Deneke mit Schmelz und Leidenſchaft, und die Gläſer fuhren aneinander.

— Aber vorher machte ich in einer kleinen Stadt, ich nenne ſie nicht, ihr kennt ſie alle, Halt. Ich machte überhaupt oft Halt auf

meiner Reiſe. Es gefiel mir überaus gut, ſo in den Hotels abzuſteigen und als freier Herr in den fremden Städten herumzuſpazieren, eingeſchrieben als „mul. med. auf der Reiſe nach Freiburg. Legitimation: Reifezeugnis der kgl. Fürſtenſchule zu Meißen in Sachſen“. Das Hotel hieß „Zur goldenen Traube“.

— Ah! erklang's im Kreiſe:

Ich kenne die Wirtin, ich kenne den Wein,
Ich kenn auch der Wirtin Töchterlein,
Wir haben zuſammen getrunken
Und ſind uns ans Herz geſunken;
Da ſchlief die Kleine ein.

— Ja, ja, aber das Lied iſt älter als ich, und der Wirtin Töchterlein iſt's nicht geweſen.

— Sondern? fragte in höchſter Spannung der dicke Deneke.

— Laß nur, laß! Ja, wie war es doch? richtig: ich kam gerade zur Mittagszeit an und hatte nur eben Zeit, mich zu waſchen und umzuziehen, dann ging ich hinunter an die Tafel. Ich ſehe mich noch mit meiner Fürſtenſchüler-Tanzſtunden-Verbeugung, wie ich an den Tiſch trat und hinten, gerade neben dem Fenſter mit dem alten Epheuſtock, ein junges Mädchen erblickte, das mir augenblicklich ſo in Herz und Seele gut gefiel, daß ich in ihrer Gegen-

wart kaum zu essen wagte. Vorstellen kann ich sie mir jetzt aber nicht mehr. Nein, wie ich mich auch anstrenge. Es kommt immer blos so ein glänzendes Idealbild heraus, bei dem man alles empfindet, aber höchstens zu sagen weiß, daß blonde Zöpfe und blaue Augen dazugehörten. Aber ich kann nicht einmal mehr für die Augen einstehen. Sie können auch braun gewesen sein, obwohl sich allerdings glaube, daß sie blau waren.

— Leibbursch! rief der Staatsanwalt, ich glaube, du bist noch verliebt?

Der Sanitätsrat nickte nachdenklich mit dem Kopfe:

— Seltsam, seltsam; wenn ich denke: so zu einander gestoßen wie im Wirbelwind, ineinander geweht wie zwei Flammen, und dann dahin. Vielleicht ist das die Frau gewesen, die ich dann nicht mehr gefunden habe. Vielleicht zur Strafe nicht gefunden.

Es schien, als wollte der alte Herr sehr nachdenklich werden, aber er gab sich einen Ruck:

— Dies, Leibfuchs, zum Beweis, daß ich nicht ohne moralische Gefühle bin. Übrigens, das ist das Alter. Weg damit! Wo war ich doch stehen geblieben . . .? Ja, richtig: also das Mädel gefiel mir sehr gut und ich guckte sie wohl ein bißchen

häufiger an, als es dem Elternpaar, das neben ihr ſaß, gefallen mochte. Sie brachen mit einer ſteifen Verbeugung, das Mädelchen blos mit einem kurzen Kopfnicken, ſchnell auf nnd gingen in die Stadt. Ich ſah den blonden Zopf mit der blauen Schleife noch lange. So ſechzehn, ſiebzehn Jahre, dacht ich mir. Wie ſie nett ſchwänzelt, und wie der Zopf hin- und herfährt! O, du Schatz, du Schatz! Wirklich, mit dieſen Worten, ausgeſprochen, dacht ich an ſie. Und mir war unbeſchreiblich ſelig zumute.

Ich glaube, der Sanitätsrat ſchämte ſich, wie er das ſagte. Wir merkten jedenfalls, daß es ihm nahe ging. Deneke, wie gewöhnlich, fand den rechten Vers, die Stimmung gut ins Glatte zu löſen. Er brummelte:

Und das Zöpfel ging bim-bam,
Und das Herz ſchlug mir zuſamm,
Ach, du liebe Weiſe!

Der Sanitätsrat trank dem hilfreichen Major dankbar zu und fuhr fort:

— Ich ſah ſofort im Fremdenbuch nach, wer die Familie wäre, und fand die Eintragung: Zimmer 13 und 14 Rentier Brandeiß mit Frau und Tochter. Hinter das Tochter hatte eine Mädchenhand geſchrieben: Lisbeth. Ich könnte die ſchmächtigen, ganz flach hingelegten Züge heute

noch nachſchreiben. Damals hätt ich ſie küſſen mögen. Ihr ſeht alſo, ich war nach Mulusmöglichkeit verliebt. Es war das erſte Mal in meinem Leben. Wirklich. Und es iſt nie wieder ſo gekommen. So blitzſchlaghaft. Nein. Nie.

Wieder eine Pauſe. Es ſchien, als ſcheute ſich der Sanitätsrat, zu Ende zu erzählen. Da dem Major kein Vers einfiel, dauerte die Pauſe etwas lange.

Endlich fuhr der Sanitätsrat fort:

— Ich war, weiß Gott ein guter Junge und ſo unverdorben, als man ſein kann, wenn man aus einem Internat kommt. Nicht einmal ſo eine frühe Jugendliebſchaft hatt ich gehabt. Darum entlud ſich's hier wohl auch ſo ſchnell. Ich lief natürlich der Richtung nach, wohin ich das Mädchen mit ihren Eltern hatte gehen ſehen, in die Stadt, aber es gelang mir nicht, mit ihnen zuſammenzutreffen. Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, hörte ich bei Tiſch, die Herrſchaften hätten ſich in ihrem Zimmer decken laſſen. Das bekümmerte mich richtig, und in einer Art von unbewußtem Liebesgram trank ich zwei Flaſchen roten Öberingelheimer und ließ mir vom Traubenwirt alles erzählen, was er von den Freiburger Corpsſtudenten wußte, die bei ihm verkehrten. Dann ging ich müde, wie man's mit neun-

zehn Jahren ſo ſchön ſein kann, mit meinem Leuchter hinauf, mich ſchlafen zu legen. Ich glaube, ich dachte da gar nicht an das Mädel, aber, wie ich den Schlüſſel an der Thüre Nr. 12 herumdrehte, ſah ich vor der Nachbarthüre rechts, Zimmer 13, ein paar kleine Stiefelchen ſtehen, und da war mir's wahrhaftig, als ſchlüge mir das Herz plötzlich im Halſe. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte mich gebückt und die Stiefeletten geküßt. Jedenfalls ſtellte ich mich direkt vor ſie hin und ſah ſie, weiß Gott, mit Rührung an. Nebenan, vor Thür 14, ſtand das elterliche Schuhwerk. Es iſt unglaublich, aber ich ſehe es heute noch vor mir: die Stiefel der Rentiers hatten merkwürdig lange und mit A. B. I. gezeichnete Strippen, die rechts und links wie die langen Ohren eines Vorſtehhundes herunterhingen. Mein Gott, dachte ich mir, läßt ſich der Kerl ſogar die Stiefelſtrippen zeichnen. Dann ging ich, ganz aufgeregt, in mein Bett. Aber meine neunzehn Jahre und die beiden Flaſchen Oberingelheimer brachten mich bald in Ruhe, obwohl ich vorher an der Thüre, die aus meinem Zimmer nach dem Zimmer Nr. 13 führte, gelauſcht und ruhige Athemzüge zu hören geglaubt hatte. Oh, du Schatz! Mit dieſen Gedanken, bin ich, glaube ich, eingeſchlafen.

Der Sanitätsrat trank sein Glas aus und sah vor sich hin.

— Ja, ist die Geschichte denn schon aus? dachte sich der Referendar mit der Selbstzucht. Will uns die Sanität denn foppen? Und auch der Staatsanwalt fühlte eine Art Beunruhigung bei dem Gedanken, daß es nicht weiterginge. Am Ende will er uns auf die Probe stellen, der alte Fuchs, dachten die übrigen. Blos Deneke war so ehrlich, geradezu zu fragen:

— Na, und das ist die ganze Selbstzucht?

Der Sanitätsrat sah auf:

— Selbstzucht? Ja, ach so! Problema! Ist es nicht merkwürdig, daß ich damals gar nicht daran gedacht habe? Und die Gelegenheit forderte doch geradezu auf dazu! Aber nein! Plötzlich stand ich an der Thüre zu Nr. 13 . . .

— Pardon, Leibbursch, vorher mußt du aufgestanden und zur Thür gegangen sein! warf der Staatsanwalt ein.

— Vermutlich, Leibfuchs, aber ich weiß davon nichts. Ich weiß nur, daß ich mich auf einmal an jener Thüre sah und die Klinke in meiner Hand fühlte.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf und brummte:

— Vor Gericht dürfte ich dir das nicht

glauben. Auf ſolche Lücken im Bewußtſein berufen ſich viele, die für ihre Thaten nicht einſtehen wollen. Wohin kämen wir, wenn wir es den Verbrechern erlaubten, ſich hinter ſolche Bewußtſeinswolken zurückzuziehen?

Der Sanitätsrat lächelte:

— Mußt du denn immer Fach ſimpeln, Leibfuchs? Vorerſt weißt du ja noch gar nicht, ob ich was verbrochen habe. Aber ich begreife, daß euch das zur zweiten Natur wird wie den Schauſpielern das gerollte R. Übrigens: Bewußtſeinswolke iſt ein paſſendes Wort. So wars: als wenn ich eine Wolke im Schädel hätte ſtatt der Gehirnwindungen. Zuweilen hellte ſie ſich wie durch einen Blitz. Um Gotteswillen, was thuſt du? frug's in mir, und ein Schreck durchfuhr mich, als wüßte ich: da, im Dunkeln, iſt eine offene Fallthüre, und du trittſt hinein. Dann wieder, beſchwichtigend: Unſinn! Die Thüre iſt ja natürlich verſchloſſen! Aber da drückte ich auch ſchon behutſam auf die Klinke, und, alle guten Götter! — die Thüre ging leiſe auf. Mein Gott, mein Gott, was mach ich denn nur, ich kann doch nicht . . . ich werde doch nicht . . . Zurück! zurück! Ich zitterte am ganzen Körper und die Zähne ſchlugen mir aufeinander. Zugleich aber war mir's, als

höbe, ſchöbe mich etwas, und plötzlich ſtand ich in dem Zimmer und war von einer Luft umgeben, von einer ſeltſam lauen Luft voll eines feuchten Duftes, wie ich ſie nie vordem geatmet hatte. Sie wälzte ſich in Schwaden über mich, und ich ſog ſie begierig mit einem unendlichen Wohlgefühl ein. Und doch war es, als müſſe ich in ihr erſticken, wenn ich nicht aus mir heraus eine Kraft ſtrömen laſſen könnte, die ſie zerteilte. Meine Bruſt hob ſich mächtig, ich keuchte und mußte mit beiden Händen meinen Bruſtkaſten zuſammenpreſſen, daß er nicht ſpränge. Und ich fühlte: komme was mag, ich muß, ich muß . . . es giebt kein Zurück. Langſam ſetzte ich Fuß vor Fuß, die Hände an mich gepreßt nnd die Augen ſchmerzlich aufgeriſſen. Aber nein! nein!! nein!!! Das iſt ja, das iſt Wahnſinn! Das geht nicht . . . ich ſtürze mich ja ins offene Unheil . . . die Eltern, Herrgott, ich höre ja den Alten deutlich ſchnarchen... wenn ich an etwas ſtoße . . . wenn ſie ruft . . . um Gotteswillen . . . Zurück! zurück! . . . Nein: ich ſtand ſchon vor dem Bette. Und nun ſchlug's über mir zuſammen und drehte mich hoch. Schreien, ſchreien hätte ich mögen und mich über ſie hinwerfen mit Schluchzen und Jauchzen. Eine unſinnige Sehnſucht, ein Quillen,

Pochen, Stoßen, Heben in mir. Mit furchtbarſter Anſtrengung hielt ich den Atem an und kniete vor dem Bett nieder. Noch ein letztesmal rief's in mir: nein! nein!! Da fühlte ich unter meinen Händen ihre kleine, heiße Bruſt, und mein Kopf fiel darauf wie hinterrücks abgeſchlagen. Da ... was für ein ſonderbarer Laut ... es war wie das tonloſe Zwitſchern eines träumenden Vogels im Neſte, ganz leiſe, ganz leiſe, ein Hauch, erſtaunt und wehrend und unendlich hold: „Wer? Nein! nein! nein! Nicht doch! nicht!“ In dieſem Augenblick ſah ich ſie, obwohl es nicht heller wurde, als es im dunſtigen Lichte des verſteckten Mondes immer geweſen war. Ich ſah zwei große erſchreckte Augen und einen bebend offenen Mund. Jetzt wird ſie ſchreien, jetzt, jetzt ... und nun warf ich mein Geſicht über das ihre und küßte ihre Lippen, die noch unter meinen Küſſen bebten, und meine Hände ſchloſſen ſich um ihren Hals, daß ich die Schlagadern deutlich ſpürte. Und doch könnte ich es ſchwören: ich dachte an nichts weiter. Da aber legten ſich ihre Arme linde um meinen Hals und unter meinem Munde flüſterte es: „Leiſe! leiſe doch!“ und nun kamen die Küſſe von ihr ... Das war, als würde ich aus mir ſelbſt geſogen, und die dumpfe, ſtürzende Sehn-

ſucht von vornhin verſtand auf einmal ſich und mit brennender Klarheit ihr Ziel, und ich fühlte mich nicht mehr, ich fühlte blos noch ſie, dieſe anſchmiegende, anſaugende Wärme, dieſe höchſte, brodelnde Aufregung aus ihrem Innerſten, bei vollſter, atempreſſender Stille um uns, dieſes Toben des Blutes aus ihr zu mir, aus mir in ſie, in uns beiden zu eins . . . Ach, liebe Leute! Und wenn mir der Himmel ſelber mit glühendem Eiſen das Wort Selbſtzucht in den Rücken gebrannt hätte, — ich hätt es nicht geſpürt und nicht verſtanden.

Wir ſahen es dem Sanitätsrat an, daß er im tiefſten erregt war, und ſchwiegen mit ihm. Nur der kleine Referendar fand ein ſchnelles Wort:

— Das iſt ja ein rein pathologiſcher Paroxysmus!

Da lachte der Sanitätsrat und ſtreckte ihm die Hand entgegen:

— Recht ſo, daß Sie mich alte Punſchbowle abkühlen, Herr Corpsbruder. Wenn Sie einmal heiß werden ſollten, will ich ein Gleiches thun.

— Na, und dann? fragte Deneke.

— Ach ſo, der Schluß! Ich dachte, ich wäre ſchon fertig.

Der Sanitätsrat lächelte ſonderbar, indem er das ſagte.

— Der Schluß! der Schluß! Ich habe mir ihn früher oft dazu gedichtet: Wie ich die kleine Lisbeth ſpäter irgendwo wiederfände, und ich ſpräche zu ihr: Du haſt doch auf mich gewartet, mein liebes Ding? Haſt du? Und ſie nickte mit lächelndem Munde und ſtrahlenden Augen. Ich aber ſpräche weiter: Und ich, ich hab dich geſucht all die Zeit, mein Schatz, du, und nun bin ich nicht mehr der kleine, dumme, tappige Mulus, ſondern ein Zweibändermann und Doktor der Medizin dazu, und meine Praxis iſt groß genug für eine kleine Frau. Wir waren einmal ſo über alle Begriffe glücklich mitſamm', wie man's nur ſein kann, wenn man kein Recht dazu hat; nun wollen wir das Unrecht gut machen, indem wir uns künftig und inmerzu mit dem erlaubten Glücke begnügen! . . . Poetiſche Licenz! Nichts davon! Ich habe ſie nie wieder geſehen ſeit dem Augenblicke, als ich ihr im Lichte des grauenden Morgens den langen, langen Abſchiedskuß gab auf ihren kleinen Mund, der wieder ſo eigen bebte, während in ihren Augen doch ein Schein war wie von innerlichſter, ſeligſter Zufriedenheit. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geſchlungen und hing an mir, als ſollte ich ſie nehmen und forttragen.

Aber da knarrte drüben ein Bett, und ſie fiel erſchreckt zurück mit ſchiefem, ängſtlichem Kindermund, und ich wankte davon wie ein Betrunkener ... Und wie ein Betrunkener ſchlief ich zehn Stunden lang, ohne aufzuwachen. Wie ich wach wurde, war es vier Uhr nachmittags, und ich begriff erſt gar nicht, wo ich war. Auf einmal kam mir die Erinnerung, und es fehlte nicht viel, daß ich, noch berauſcht von dieſer wunderbaren Nacht, im Hemde hinuntergelaufen wäre, ſie zu ſehen. Es hätte mir nichts genützt. Schon um zwei Uhr war die Familie Brandeiß abgereiſt. Als mir die gute Traubenwirtin das ſagte, da gab es mir einen Schlag ins Herz, und ich ſtand wohl da wie Stoffel vor'm leeren Stall, als ihm das Kalb geſtohlen war. Ich konnte es gar nicht begreifen. Wohin ſind ſie denn gereiſt, die Herrſchaften? fragte ich mit unvollkommener Ruhe. — Nach Franfurt!... So, ſo, nach Frankfurt! Ich war wie verblödet. Na, kurz und gut: am ſelben Abend war ich in Freiburg, und acht Tage ſpäter hatt ich die rote Mütze auf und das Fuchſenband um ... Nun, Leibfuchs, wie denkſt du über den Fall? Sag's ſtrikte!

Der Staatsanwalt zuckte die Achſel:

— Die Jugend!

Und Sie, Herr Korpsbruder?

— Gewiß, Herr Sanitätsrat, relativ betrachtet . . .! Natürlich . . Ja, ja, ja freilich . . .

Aber der gute Major ſang:

Und als das Mädel ſich ſatt geküßt,
So, ſo!
Da hab' ich leider davon gemüßt,
Oh, oh!
Der Rapp' war ſchon geſattelt und ſcharrte vor der Thür,
Sie guckte hinter'm Vorhang am Kammerfenſter für,
So, ſo!
Oh, oh!
Bald reiten wir einen Schimmel, bald einen Rappen, wir!
Wir Reiter, hoho!
Wir Reiter, hoho!

Wir ſangen den Refrain heiter mit. Nur der alte Sanitätsrat ſchwieg und ſchien ernſt geworden. Und er ſagte:

. Aber Sie haben doch recht, Herr Korpsbruder: Selbſtzucht! Uns geht's ja leicht hin, wenn wir uns mal vom Blute überrennen laſſen. Aber ſo ein armes Mädel... Ich bin manchmal vor Schreck zuſammengefahren, wenn ich mir vorſtellte, die Kleine könnte . . . Nein, ſo lange die werte Welt noch mit Steinen wirft, wo ſie die Hand auflegen und die beſten Worte vorſtehender Liebe haben ſollte, ſolange iſt es Pflicht, ſich in der Kandare zu halten . . . Ich ſprach vorhin von einem goldenen Ziele, es iſt aber

doch wohl mehr eiſerne Kette, und ich fürchte ſehr, wir dürfen ſie noch nicht ſprengen.

— Zum mindeſten würde ich mir erlauben müſſen, mit allen Kräften dagegen aufzutreten, ſagte der Staatsanwalt mit Ernſt und Ueberzeugung.

Er hatte, wie billig, das letzte Wort.

To=lu=to=lo

oder

Wie Emil Türke wurde

Mein Freund Emil war ein merkwürdiger Referendar: Es genügte ihm nicht, Referendar zu sein. Er wollte durchaus nach China.

Nicht etwa, daß er an einer Stangen'schen Weltreise hätte teilnehmen wollen. Nein, es war nicht eitle Vergnügungssucht oder seichte Neugierde; es war Ehrgeiz.

Emil hatte es sich in den Kopf gesetzt, schnell Karrière zu machen und auf ungewöhnliche Weise. Aber es war ihm nicht verborgen geblieben, daß es bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit, die Mutter Germania in der Erzeugung von Referendaren an den Tag legt, seine Schwierigkeiten hat, selbst durch ungemeine Leuchtkraft juristischen Genies das Anciennetätstempo der Beförderung zu durchbrechen, und außerdem erblickte er, so genau und scharf er sich auch umsah, keine Gelegenheit, auf ungewöhnliche Manier, also außerhalb der offiziellen Klimmleiter, ein höherer Würdenträger zu werden. Denn

er war nicht einmal in einem gewöhnlichen, geschweige denn in einem „besseren" Korps aktiv gewesen und hieß übrigens bloß Meyer.

Indessen, es fehlte ihm nicht an Findigkeit, und so hatte er entdeckt, daß im auswärtigen juristischen Staatsdienste ein sehr viel schnelleres Tempo des Avancements statthat, und daß dieses Tempo sich im Verhältnis zur Entfernung von Deutschland beschleunigt. Daher beschloß er, kaiserlich deutscher Konsul in China werden zu wollen.

Da traf es sich für den kühnen Referendar nun sehr gut, daß just um die Zeit, als er die erste juristische Würde erworben hatte, das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gegründet wurde, und zwar vornehmlich und ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, jungen Rechtsbeflissenen Gelegenheit zur sprachlichen Ausbildung für den Dienst in den ostasiatischen Ländern zu geben. Es schien fast, als habe das Reich bei dieser Gründung ausdrücklch die Pläne Emils im Auge gehabt, und diesem war nur das Eine fatal dabei, daß das Seminar auch den exotischen Ehrgeiz anderer Jünger der Jurisprudenz aufwecken mußte.

In der That fanden sich in der chinesischen Klasse eine ganze Anzahl junger Juristen zusammen, aber zu seiner Genugthuung konnte Emil konstatieren, daß das zumeist Jünglinge

waren, die das Examensieb noch nicht passiert hatten. Es war kein Zweifel, daß er mit noch zwei Referendaren als Erster nach Peking geschickt werden würde, um sich dort als Dragomanatseleve auf Reichskosten noch weiter in der Sprache der Hansöhne auszubilden. Es kam nur darauf an, daß er sich bis zur ersten Diplomprüfung Alles aneignete, was an sprachlichen Grundlagen verlangt wurde.

Emil that, was in seinen Kräften stand. Nicht allein, daß er keine Stunde des Seminars versäumte, er leistete sich auch noch ein Übriges. Fleißig besuchte er den gemütlichen Mandschumann und Inhaber des violetten Kappenknopfes Herrn Kuei-Lin und unterhielt sich mit ihm, der kein Wort Deutsch verstand, nach Möglichkeit chinesisch, immer das Notizbuch in der Hand und unermüdlich bedacht, mit Bleistift die Zeichen nachzumalen, die der Pinsel des gefälligen Chinesen vormalte. Auch sah man ihn oft mit dem bezopften alten Herrn Straßen, Läden, Sammlungen besuchen, immer nur zu dem Zwecke, bei jedem Dinge zu fragen: Dscho sche schommo (was ist das?) und so sein chinesisches Vocabular zu bereichern.

Es ist klar, daß Emil dabei nicht viel Zeit für die Dinge übrig behielt, die sonst den Referendar in Berlin heiter in Anspruch nehmen. Zumal den Mädchen gegenüber

befleißigte er ſich einer ſtrengen, ja eiſigen Zurückhaltung, wie man ſie ſonſt gewöhnt iſt, mehr bei Predigtamtskandidaten als bei Referendaren vorauszuſetzen.

Dies Benehmen muß verdienſtlich genannt werden. Denn Emil war eigentlich nicht ohne Anlage für weiblichen Umgang und auch nicht ohne Neigung dazu. Zwar war er ein bischen klein und hatte in ſeinen Bewegungen etwas Schüchternes, aber man weiß, daß das manchmal recht beliebt iſt. Und dann beſaß er einen entzückenden Schnurrbart, und ſeine Augen, groß und blau, ließen auf die Gabe hingebender Zärtlichkeit ſchließen. Mit Recht. Emil war wirklich eine zärtliche Natur, und er wäre wahrſcheinlich ein ganz verliebter Referendar geweſen, wenn nicht der Ehrgeiz und ſehr ſolide Erziehungsgrundlagen des Gegengewicht zu den zärtlichen Seiten ſeines Weſens abgegeben hätten. China war es, das ihn gebietend von der Liebe wegwinkte. Er lief vor jeder Verführung davon und rettete ſich hinter ſeine Niotzbücher mit ihrem Urwalde von verzwickten, wie Bambushalme neben- und durcheinander aufſprießenden chineſiſchen Schriftzeichen.

Aber, man weiß es ja, die Liebe würde ſelbſt einen meterdicken Wall bedeckt mit Keilſchrift umwerfen. Und flöheſt Du in das Dickicht der Dſchunggeln, Emil, ver-

ſchanzteſt Du Dich ſelbſt hinter den goldenen Ahnentafeln des Kung=fu=tße, ja, wenn die chineſiſche Mauer ſelber Dein Bollwerk wäre gegen die Liebe — ſie kriegt Dich doch, wenn's ihr gefällt, Dich kriegen zu wollen.

Eines Abends ſaß Emil an ſeinem Schreibtiſch und bemühte ſich, eine Depeſche des Tſung=li=ya=men, wie ſich das chineſiſche Auswärtige Amt in Peking nennt, zu überſetzen. Es ging ſchon ganz gut; nur ein halb Dutzend Zeichen etwa wollten ihm nicht eingehen. Er mußte, um ihrer Bedeutung habhaft zu werden, alle ſeine Hefte durchſuchen. Keine kleine Mühe das! Man kann nervös dabei werden und den Chineſen ein Alphabet wünſchen. Und wenn nun gar im Nebenzimmer, das von dem Deinen nur durch ſo eine Berliner Papiermaché=Mauer geſchieden iſt, fortwährend Schritte hin= und hertrippeln, Schubladen aufgezogen, Stühle gerückt und weibliche Seufzer ausgeſtoßen werden, ſo magſt Du ein noch ſo ſtrebſamer Referendar ſein, Du wirſt abgelenkt und fängſt an, zu denken: „Na, was hat ſie denn da drüben!“

Emil warf ſeinen Kopf, der eben noch im Kollegheft ſteckte, mit einem ärgerlichen Zungenſchnalzen zurück, trommelte einen

ſanft nervöſen Generalmarſch auf dem Zettel mit der chineſiſchen Depeſche und wandte ſich etwas unwirſch nach der Wand hin, hinter der das Getrippel, Gerücke, Geſeufze fortdauerte.

Er hatte Luſt, Silentium! zu rufen, aber, mein Gott, es war ja ſchließlich eine Dame. Zwar blos eine „höhere Näherin“, wie ſie von der Wirtin mit berliniſch nüanciertem Reſpekt genannt worden war, aber immerhin: ritterlich, Emil, ritterlich!

Er ſenkte ſein ſuchendes Haupt wieder über das Glanzlederheft und fuhr mit dem rechten Zeigefinger der Hand die Schrift-zeichenſäulen auf und ab. Da ging drüben eine Thür, und er hörte die höhere Näherin nach der Wirtin rufen. Einmal, zweimal, dreimal. Aber vergeblich. Nun die Worte: „Gott, iſt das dumm!“ Und ein neuerliches Geſeufze.

Emil fing an, zu kombinieren: Am Ende fehlt dem Mädchen was; vielleicht iſt ihr unwohl; ſie ſeufzt ja in einem fort, und nun iſt dieſe Wirtin nicht da! Ich ſollte doch wohl eigentlich fragen, ob ich nicht . . . Unſinn! Sie rennt ja ganz flott im Zimmer hin und her. Hol Dich der . . .

Da hörte er auf einmal ganz deutlich,

wenn es auch nur halb geflüſtert wurde: „Herr Doktor?! . . .“

Emil richtete ſich ſtracks auf: Nanu? Da meint ſie wohl mich?

— Herr Doktor? . . . Ach, entſchuldigen Sie . . .

— Befehlen?

— Ach, Herr Doktor, möchten Sie nicht... verzeihen Sie nur . . . ich muß einen Brief ſchreiben und finde keine Feder . . . und Frau Kummer iſt ausgegangen . . . und es iſt ſchon ſo ſpät . . .

— Eine Feder möchten Sie? Aber natürlich, mit dem größten Vergnügen! Breit oder ſpitz?

Er war ganz Hilfsbefliſſenheit und ritterlich erregt. Die Stimme gefiel ihm übrigens. Es iſt doch nett, wenn ein Mädchen hinter ihrer Thür Einen auflüſtert. Das hat ſo was . . . na . . . ſo was Zutrauliches.

— Ach, bitte, lieber ſpitz, wenn Sie Auswahl haben.

— Einen Augenblick, Fräulein, ich habe ganz ſpitze.

Er warf ſeine koſtbaren Hefte rückſichtslos durcheinander und ſuchte mit noch größerem Eifer, als er eben chineſiſche Zeichen geſucht hatte, nach ſpitzen Federn. Dabei überlegte er ſich, wie er ſie überreichen ſollte. Er war ſchon wirklich ein bischen

ſehr ſchüchtern. Sollte er durch ſeine Thür . . ? . . oder erſt über den Gang . . ? . . Vielleicht den beſſeren Rock anziehen . . ? . . Sich in aller Form vorſtellen . . ? . . Oder am Ende —: einen Witz machen . . ? . . Ja, einen Witz! Recht forſch! . . . aber — was für einen?

Indeſſen hatte er die Feder gefunden. Schnell noch an den Spiegel! Und, ja, den beſſeren Rock! Leiſe! Merken darf ſie das nicht. Auch ein paar Bürſtenſtriche über den Scheitel und, natürlich, den Schnurrbart gut nach oben! So. Und nun . . . aber wo habe ich doch die Feder hingelegt! In aller Welt, wo hab ich ſie nur hin . . . Gottlob, da iſt ſie. So, nun hinüber . . . nein, nein, nicht durch die direkte Thür; das wäre doch wohl . . . Nein, über den Gang. Soll ich: Mein Name iſt . . . oder: Das iſt aber nett, daß Sie keine Feder haben! . . . Eigentlich iſt dieſe Geſchichte recht fatal. . . .

Er fing an ängſtlich zu werden. Wenn ein Dienſtmann zur Hand geweſen wäre, hätte er den die Kommiſſion beſorgen laſſen.

Indeſſen, das Schickſal hatte ihn ſchon mit ſicherem Griff am Kragen und geleitete ihn, ſanft ſchiebend, an die Thür der höheren Näherin.

— Bitte, Herr Doktor! . . .

Emil rang noch mit einem Witze, als er über die Schwelle trat, aber als er über der Schwelle war, fand er nicht einmal gleich Worte zu einer ganz simplen Einführung.

Verflucht nochmal: diese höhere Näherin sah ja aus wie eine . . . ja . . . wie eine Gräfin! Und das war ja wie ein förmliches Boudoir! Diese reizenden geblümten Vorhänge! Diese netten Möbelchen! Ein Teppich! Spitzengehänge über dem Waschtisch! Und dieses pompöse Gestell da, dieses Gardinenwerk über glitzernden Messingstangen — mein Gott, in so einem Himmelbette schläft eine Näherin! Wo hat sie denn übrigens ihre Nähmaschine? He? Sie wird doch nicht etwa . . .? . . . Dieses Odeur . . . ! . . Der Schlafrock . .? . . ! . . Gieb Deine Feder ab, Emil, und fleuch in den Bambuswald Deiner chinesischen Charaktere!

Emils Auge, gewohnt an das kahle schwarze Gewirr seiner Schriftzeichen, sah diese neue Umwelt nicht ganz exakt, sondern mehr in einem Schimmer aus eigener Zuthat, aber so viel war richtig: Fräulein Gertrud Seubert hatte sich recht geschmackvoll und gemütlich, mit einem unverkennbaren Sinn fürs elegant Trauliche, eingerichtet. Sie hatte den Stil ihrer Persönlichkeit auf ihr Zimmer übertragen. Und

dieſer Stil, man mußte nur das angenehm üppige, doch nicht übervolle Mädchen anſehen mit ihren ſchönen blonden Haaren, ihrer weißen Haut, ihren luſtigen blauen Augen und den ſehr wohlgepflegten kleinen Kinderhänden, dieſer Stil war nicht klaſſiſch, nein, gar nicht, ſondern eine Art modernes Barock, aufs Amüſante, rundlich Ausgeſchwungene, Bunte gehend. Eine Veſtalin, das konnte ein Blinder mit Genuß greifen, war ſie nicht, aber Emils bange Fragezeichen drehten die Fühler des Argwohns zu weit. Fräulein Gertrud befand ſich in einer ſozial unantaſtbaren Stellung und in einer ſehr wichtigen dazu; ſie war keineswegs blos eine höhere Näherin, wie die thörichte Frau Kummer mit der übel angebrachten Verkleinerungsſucht der Berlinerin geſagt hatte, ſondern ſie gehörte dem Generalſtabe der Berliner Konfektion an, als welche, wie man weiß, die halbe Welt mit Damengaderobe verſorgt: ſie war Directrice in einem der erſten Berliner Konfektionsgeſchäfte.

Damit iſt zugleich geſagt, daß ſie das ahnungsbange Backfiſchalter ſchon eine gute Weile hinter ſich hatte. Auch im Konfektionsgeſchäfte erreicht man die höheren Würden nicht vor einer gewiſſen Altersreife. In der That, es war nicht mehr lange hin, und dieſe molligen kleinen Füßchen,

die augenblicklich in moosgrünen Pantöffelchen mit heliotropfarbenen Schleifen ſteckten, mußten über die bei Frauen wenig beliebte Schwelle, über der die fatale 30 ſteht. Aber mit ſo einem munteren Geſichte, mit dieſem feſten Fleiſche, dieſen alerten Bewegungen und vor allem mit dieſem zuverſichtlichen Humor, der dem Leben noch die amüſanteſten Ueberraſchungen zutraut — was verſchlägt da ſo ein thörichter arithmetiſcher Lebensabſchnitt. Amor rechnet nicht mit Zahlen, ſondern mit reellen Werthen.

Emil der Referendar fühlte ſich alſo etwas beklommen im parfümierten Dunſtkreiſe ſeiner Nachbarin. Du lieber Gott, hier hatte er ſich mit einem „Witz“ einführen wollen! Vor des deutſchen Geſandten in Peking Exzellenz hätte er nicht vertatterter ſein können.

Fräulein Gertrud bemerkte die Schüchternheit mit Wohlgefallen. Gerade das hatte ſie jetzt gerne. Sie mochte die betont ſchneidigen Herren nicht mehr, die die Sieſelabſätze aneinanderſchlagen wie Huſarenleutnants und aus der deutſchen Sprache ein Schnarrwerk machen. Wie ſie den ſchüchternen Emil ſo vor ſich ſtehen ſah, nicht gerade in der Jammerſtellung, wie wir ſie bei den betrippten Jünglingen des deutſchen Luſtſpiels warnehmen, aber doch

einigermaßen in verlegener Schräge, da hatte ſie gleich ein recht angenehmes Gefühl, wie nett ſich hier Bemutterung mit anderweiter Zärtlichkeit verbinden laſſen möchte.

Da Emil durchaus nichts ſagte, ſondern nur zwiſchen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand die ſpitze Stahlfeder ihr entgegenhielt, ſo meinte ſie, daß es gut ſei, ihrerſeits Worte verlauten zu laſſen.

Sie ſprach: Jetzt hab ich Sie gewiß in einer wichtigen Arbeit geſtört, Herr Doktor! und nahm mit einem hellen Lächeln die ganz warm gewordene Feder aus Emils Fingerklemme.

— Ach, es .. es iſt mir ein Vergnügen, Fräulein. Ich habe nur ein bischen in meinen Kollegheften nachgeſehen.

— Und da hab ich Sie nun mit meiner dreiſten Bitte herausgeriſſen! Ich kann mir ſchon denken, wie unangenehm das iſt. Wer weiß, ob Sie nun gleich wieder hineinkommen in Ihre chineſiſchen Geſchichten. Gott, das muß furchtbar ſchwer ſein!

Emil blickt erſtaunt auf.

Das Fräulein lachte.

— Sehen Sie, ich weiß ſchon, was Sie ſtudieren. Ich hab Sie ſogar ſchon chineſiſch reden hören!

Emil wurde immer erſtaunter, aber zugleich hatte er ein Gefühl der Genugthuung.

Da er es ſelber für keine kleine Sache hielt, ſich mit einem Chineſen chineſiſch unterhalten zu können, ſo nahm er an, daß das auch anderen reſpektabel erſcheinen müßte.

Er fragte:

— Mich...? Chineſiſch...? Aber wo denn?

— Ja, antwortete Fräulein Gertrud, ich habe Sie ganz aus der Nähe bewundert, bei Gerſon, in der Frühjahrsausſtellung! Aber häßlich iſt Ihr alter Chineſe! So was von Mann! Sind denn die Chineſen alle ſo?

Jetzt nahm Emil das Gebahren des Wiſſenden, heiter Wiſſenden an. Er lächelte und ſtrich ſich den Schnurrbart, indem er ſprach:

— Sie ſollten da nur einmal meinen Südchineſen ſehen, Herrn Pan-Wei-Fu aus Kanton! Der iſt ſogar ſehr nett!“

— Ja, haben Sie denn gleich zwei Chineſen?

— Eigentlich geht mich nur der Peking-Mann an, der Alte. Ich ſtudiere nämlich Nordchineſiſch, die Beamtenſprache . . .

— Gott, haben denn da drüben die Beamten eine Sprache für ſich? Das iſt doch komiſch! Ach, Herr Doktor, erzählen Sie mir doch ein Bischen!

Die Direktrice hatte es ſehr ſchnell ergriffen, daß dieſer ſchüchterne Herr bei ſeinen Kentniſſen genommen ſein wollte. Der Umweg über China war ihr neu, aber amüſant.

Emil war sofort bereit, die Wißbegierde der Nachbarin zu stillen, die ihm nun gleich anfing, sehr sympathisch zu werden. Er ließ sich gern einladen, auf einem der kleinen blausammtenen gepolsterten Stühle niederzusitzen, und er hielt mit seinen Kenntnissen über das blumige Reich der Mitte nicht zurück. Was Fräulein Gertrud auch fragte, Herr Emil hatte eine Antwort.

So saßen sie im roten Lampenscheine recht angenehm beieinander und schoben sich gemütlich Frage und Antwort über die wunderlichsten Dinge des chinesischen Lebens zu, während das eigentliche Interesse ihres Gespräches sich in konzentrischen Kreisen mehr und mehr an eine nähere Sphäre heranschob. Emil fing schon an, nur noch halb in China zu sein, da stieß Fräulein Gertrud, als es eben auf ihrer Standuhr elf schlug, ein leises Ach! aus:

— Gott, schon elf! Jetzt wird gleich Frau Kummer aus ihrem Kränzchen kommen. Hm, ist das dumm! Nich? Wir waren so nett im Plaudern! Aber so eine alte Tante . . . na, Sie können sich denken . . . da muß man schon . . . Aber, nicht wahr, Sie erzählen mir 'mal weiter . . .?

Sie gab ihm über den Tisch weg mit einem ungemein einladenden Blicke die Hand, und die liberale Machart des Schlafrockes

brachte es mit ſich, daß dabei der halbe rechte Arm in ſeiner ganzen weißen Fülle zum Vorſchein kam.

Himmel, wie gefiel das dem Referendar! Er ergriff die kleine Hand und — ja, was wollte er denn? — behielt ſie eine Weile in der ſeinen. Währenddeſſen erklärte er mit großer Beſtimmtheit, daß es ihm ein ungemeines Vergnügen ſein werde, ſeinen „Vortrag“ ſobald als möglich fortzuſetzen. Aber wann?

Die Direktrice lächelte:

— Bringen Sie mir doch den Halter herüber, der zu der Feder gehört, Herr Doktor! So kann ich ja doch nicht ſchreiben!

— Richtig! rief Emil und ließ die Hand los, um ſich an die Stirn zu ſchlagen. So was! Eine Feder und keinen Halter!

Draußen ging eine Thür.

— Herrgott, die Frau Kummer! Wie komm ich nun wieder hinaus . . .?

— Pſcht! machte die Direktrice und ſchob den Riegel an der Zwiſchenthür zurück. Und nun, ganz leiſe, ihm über die Schultern her flüſternd, während ſie ihn hinausſchob:

— Ich brauche den Halter noch heute. . . In einer Stunde vielleicht . . . Ja? . . .

Die Thüre zu.

Emil ſtand in ſeiner Stube. Brühheiß ſtand er da und ſah ſich erſtaunt um.

Dann lief er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab: In einer Stunde! Ah! . . . Ja . . . aber . . . am Ende . . . Schließlich will sie wirklich blos . . . Unsinn!

Indessen, er nahm, als die Stunde vorüber war, vorsichtshalber doch den Halter mit.

Die Direktrice hat sich sehr darüber amüsirt:

— Doktorchen, im Dunkeln kann ich doch keinen Brief schreiben!

❦

Emil, oder der verführte Referendar — kein Zweifel, das Schicksal hatte es vor, aus ihm ein ganz absonderliches Exemplar seiner Gattung zu machen. Aber wie bei seinen erstaunlichen chinesischen Studien, so fühlte er sich auch bei seinem erstaunlichen „Verhältnisse“ sehr wohl. Er widmete sich ihm mit derselben stillen und stetigen Hingabe wie der Pekinger Beamtensprache, wenn auch nicht mit demselben guten Gewissen.

Anfangs, am Tage nach dem Abenteuer, hatte er sogar an Flucht gedacht.

Ausziehen! Sofort ausziehen, noch ehe die Direktrice in ihr blausammtenes Privatmilieu zurückgekehrt war!

Aber das hätte ihm nicht blos für den angerissenen, sondern auch für den folgenden

Monat doppelte Miete gekoſtet, denn ſo viel mußte er ſich als Juriſt wohl ſagen, daß die Nachbarſchaft eines liebenswürdig aggreſſiven Mädchens nicht zu den Fällen rechnet, die zum kündigungsloſen Aufgeben eines Mietsvertrags berechtigen. Und als dann Fräulein Gertrud Abends ein Papierröllchen durch das Schlüſſelloch ſchob, darauf die Worte zu leſen waren: „Wie geht's meinem kleinen Chineſen? Nicht vergeſſen: ½12 Uhr!“, da fand er die Idee einer heimlichen Flucht überhaupt unwürdig, unmännlich und abſurd. Er hat auch nie wieder Anwandlungen dieſer Art gehabt. Im Gegenteil: er verliebte ſich. So ſoliden Leuten ſind „Verhältniſſe“ am gefährlichſten, und wenn ein Schüchterner aufthaut, giebt's gleich einen See.

Feurig und überſchwänglich wurde er ja nicht, und zum Verſemachen ließ ihm ſchon das Chineſiſch keine Zeit, aber er nahm die Sache gleich tief und bieder. Sein ganzer Grundſchatz an Zärtlichkeitsgefühlen ſchwamm nach oben und lud ſich breit und gründlich aus. Die Beiwürze des Unerlaubten, Heimlichen (Frau Kummer!) ſchmeckte ihm zwar ungewohnt und bedrohlich, aber im Grunde doch auch gut. Auch dem ſoliden Manne gewährt es ja eine wunderliche Genugthuung, wenn er ſich einmal ſtill bekennen zu dürfen glaubt: Siehe da, ich bin doch kein Philiſter!

Zudem war er wirklich in guten Händen. Die Direktrice wußte der Sache ein allerliebſtes Weſen von bürgerlicher Ordnung zu geben. Alles Wilde, Alles, was der guten Kinderſtube Emils fatal zuwider hätte ſein können, vermied ſie. Es war eine ſäuberliche Art des Unerlaubten. Netter konnte man gar nicht hinter den Kuliſſen der Moral vergnügt und verliebt ſein. Sie ging ſogar auf Emils Chineſiſch ein. Ihren Namen, Trudel, ließ ſie ſich chineſiſch aufbügeln, ſo daß To-lu-to-lo daraus wurde, weil ja die Nordchineſen ſo wunderliche Sprachwerkzeuge haben, daß ſie kein R und die meiſten anderen Konſonanten wenigſtens nicht als Auslaut ausſprechen können. Alles das lernte ſie mit ſpaßiger Aufmerkſamkeit und auch: wo ai ni (ich liebe Dich) konnte ſie ſehr hübſch ſagen. Emil repetirte direkt mit ihr des Abends, was er in der Frühe im Seminar gelernt hatte, wenigſtens, ſoweit es die Zeit und die Notwendigkeit, in Flüſtertönen zu ſprechen, erlaubte.

Dieſe Notwendigkeit fiel nur an den Sonntagen weg, die man zu allerlei Ausflügen benutzte. Man bevorzugte dabei durchaus die Teile der Berliner Umgebung, die nicht völlig mit Butterbrodpapieren und ähnlichen Dokumenten Berliniſcher Naturſchwärmerei garniert ſind. Im Tegeler See

giebt es ein paar kleine heimliche Inſeln, wo verliebte Leute die Natur ganz ungeſtört auf ihre Art genießen können. Da gingen ſie gerne hin. Eigentlich waren To = lu = to = los Kleider zu elegant für Idyllen, aber da ſie vom Metier der ſchönen Kleider war, hatte ſie nicht das Bedürfniß, mit ihnen vor der Welt Staat zu machen.

Ach ja, ſie waren ſehr glücklich ſo miteinander. Ein halbes Jahr verfloß in völlig ungetrübter Zärtlichkeit, und Emil nahm, wie an Chineſiſch, ſo auch an Liebe immer noch zu. Der Gedanke, nach China zu gehen, war ihm ſchon gar nicht mehr ſehr verlockend, denn daß ein Dragomanatseleve ſich in Peking mit einer Berliner Direktrice vorſtellen ſollte, war ebenſo ausgeſchloſſen wie die Möglichkeit, To = lu = to = lo ihrer Konfektionsthätigkeit in der Jägerſtraße zu entziehen. Bis zur Diplomprüfung war es freilich noch ein ganzes Jahr hin. Aber was iſt ein Jahr für ein kümmerlicher Zeitabſchnitt, wenn man ſo verliebt iſt wie Emil. Er fing an, China zu verwünſchen und auf eine Revolution in Peking zu hoffen, die den Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen mit dieſem gefährlichen Lande herbeiführte.

To = lu = to = lo war ruhiger. Sie fand den kleinen Chineſen immer noch ſehr nett, und wie das Alles in ſo guten, glatten Ge=

leiſen lief, das behagte ihr ſchon recht wohl, aber Perſpektiven in die Ewigkeit hatte ſie von vornherein nicht angelegt, und überdies konnte ſie ſich vorſtellen, daß eine kleine Abwechslung am Ende auch nicht bitter wäre.

Wenn die Sonntagsausflüge jetzt mehr in belebtere Gegenden, am liebſten in Konzertgärten, gerichtet wurden, ſo war das ausſchließlich ihr Werk. Sie wollte plötzlich „Menſchen ſehen“.

— Man muß ſich auch ein bischen unterhalten, ſagte ſie.

— Aber haſt du nicht mich? ſagte er.

— Freilich, mein Süßes, aber Dich hab ich ja auch ſo, und das mit dem Unterhalten mein ich überhaupt anders.

— Aber wie denn?

— Na ja, ſo, weißt Du, daß man 'mal neue Geſichter ... Du, ſag 'mal, kannſt Du nicht 'mal deinen Chineſen mitbringen? Das ſtell ich mir rieſig drollig vor, mit einem Chineſen unter den Zelten!

— Herr Kuei geht Sonntags nicht gerne hin, wo viele Menſchen ſind.

— Na, dann bring einfach den anderen Onkel mit, den Südlichen. Oder fürchtet er ſich auch vor den Berlinern?

— Nein, aber ... der Kanton-Mann ... ich muß Dir offen geſtehen ... der iſt mir nicht gerade ſehr angenehm ... Mit Damen

kann man ihn eigentlich nicht gut zusammen=bringen. Er . . . weißt Du . . . er hat so orientalische Begriffe . . . ja . . . und er soll manchmal direkt frech werden.

— Na, Gott, wenn er doch ein Chinese ist.

— Ja, ja, Du mußt mich nicht falsch ver=stehen; ich mache ihm keinen Vorwurf. Er hat eben andere Kulturanschauungen, aber ich mag Dich doch keinen Dummheiten bei ihm aussetzen.

To = lu = to = lo lachte:

— Bist Du komisch! Jetzt soll sich eine Berlinerin vor einem Chinesen fürchten! Nu erst recht! Ich will Dir doch zeigen,daß ich mit so einem gelben Onkel fertig werde.

Und so war denn freilich kein Ausweg; Direktrice kommt von dirigieren. Am Sonn=tag, der auf dieses Gespräch folgte, traf man sich mit Herrn Pan=Wei=Fu in der Flora zu Charlottenburg.

Der Herr aus Kanton war wirklich ein schöner Chinese. An den Typus des Apollo von Belvedere zu erinnern verbot ihm freilich seine Eigenschaft als mongolischer Mensch, aber mongolisch genommen konnte er sich sehen lassen. Ziemlich lang und sehr schlank, in den Bewegungen eine würdevolle Steif=heit, leise belebt durch eine gewisse Eleganz von selbstbewußter Grazie; die Gesichtsfarbe durchaus crême; die Augen schwarz und

funkelnd wie überreife Brombeeren, nicht übertrieben ſchief liegend und auch nicht allzu ſchmal; die Naſe beträchtlich, der Mund etwas aufgeworfen mit ſehr vollen Lippen; der bis auf den Hinterkopf glatt raſierte Schädel ſchmal und lang; der glänzend ſchwarze Zopf zweifellos echt und voll, bis in die Kniekehlen hangend. Seine Hauptzierde und ſein Stolz aber waren die überaus feingegliederten Hände mit den tadellos gehaltenen langen Nägeln.

Er hatte ſich, wenn auch nicht mit dem Staatskleid des Gelehrten von Rang, ſo doch mit einem beſonders koſtbaren Gewande angethan: das Unterkleid moosgrün, das Oberkleid hechtblau, in den Aermelöffnungen ultramarin. Statt des gewöhnlichen Klappfächers trug er einen runden Stielfächer, der auf gelber Seide reiche bunte Bemalung aufwies. Auf fünf Meter hin verbreitete er ein Gedüfte von Moſchus und Kampher.

Hocherhobenen Hauptes trat er auf ſeinen dick filzſohligen braunen Stiefeln einher, und als ihm To-lu-to-lo vorgeſtellt wurde, legte er die leiſe geballten ſchönen Hände ſanft aneinander und ſchüttelte ſie mit vollendetem chineſiſchen Anſtande ein paar Mal der Direktrice entgegen. Dann ſagte er ſofort:

— China-Mann ſehr lieben Berlin-Weib. Ja! Gewiß! Gewiß! Immer! Sehr!

Dazu machte er ein überaus seriöses Gesicht, indem er To-lu-to-lo mit weit geöffneten Augen bis ins Einzelne musterte. Als er damit fertig war, wandte er sich zu Emil und erklärte:

— Gut! Dick! Ja! Sehr!

Die Direktrice fand das reizend und lachte mit vollem Gesicht, indem sie ihre chinesischen Kenntnisse verwendete und fragte:

— Hao-pu-hao? (Wie geht's Ihnen?)

— Hen hao! Hen hao! (Sehr gut!) antwortete entzückt Herr Pau, schob Emiln, der an To-lu-to-los Seite ging, entschlossen weg und begab sich an den freigewordenen Platz.

Emil erklärte ihm mit den besten chinesischen Höflichkeitswendungen, daß das des Landes nicht der Brauch sei, aber der Herr aus dem chinesischen Süden erwiderte blos in einer Art von Hammerrhythmus deutsch:

— Das geht! Ja, ja! Das geht!

Er wollte damit sagen: Sie haben ja so recht, aber ich bin aus Kanton.

Emil war entrüstet und hätte gewünscht, daß es To-lu-to-lo auch gewesen wäre. Aber die war sehr vergnügt. Sie fand den offenherzigen China-Mann nicht blos amüsant, sondern auch viel interessanter als den säuberlichen Emil, der immer blos mit den Augen flüsterte. Er drängte sich ja bedenklich nahe an sie heran, und sein Ge-

ruch war ein bischen bedrückend, aber sie empfand doch eine sehr eigene, ganz neue und gar nicht unangenehme Sensation. Sie hatte ursprünglich gedacht, der Chinese würde ein bischen eklig sein, aber nein, gar nicht! Im Gegenteil, anziehend, sehr anziehend! Alles an ihm fand sie so ... so ... rätselhaft ... so angenehm merkwürdig ... so ... na ja, daß man ganz dahinterkommen möchte.

Sie gab sich ausschließlich mit Herrn Pan ab und nahm den empörten Referendar nur noch als Dolmetscher in Anspruch:

— Du, sag ihm mal, ich möchte gerne wissen, ob er außer seiner richtigen Frau auch noch ein paar Gemahlinnen zweiten Ranges hat?

— Aber To-lu! Das schickt sich doch nicht!

Er mußte aber doch fragen.

Zur Antwort hob Herr Pan drei Finger empor und lachte:

— Ja! Ja! Gewiß! Sehr! Das geht! Das geht!

Und To-lu-to-lo:

— Nun frag ihn 'mal, ob sie nett sind, seine Frauen.

— Aber To-lu! Was muß er sich denn nur von dir denken!

Er mußte aber doch fragen.

Herr Pan wiegte sein schmales Haupt hin und her, dann rief er:

— Das geht! Das geht!

Diesmal sollte das heißen: Wie man's nimmt! Augenblicklich bin ich für Sie, mein Fräulein.

Er wurde aber noch deutlicher in der Zeichensprache. Er nahm To=lu=to=los rechten Zeigefinger nnd plazierte ihn neben die drei Finger, die seine Gattinen vorstellten. To=lu=to=lo wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Emil fand diese stumme Werbung schamlos und impertinent. Er ballte seinen chinesischen Wortschatz zu einer zornigen Abkanzelung zusammen, die Herrn Pan an seine Pflichten als Ehemann und an seine Stellung als kaiserlich deutschen Lektor des Südchinesischen am orientalischen Seminar erinnern sollte.

Aber der entartete Gatte und Lektor hatte wieder blos sein leidenschaftsloses Universalwort:

— Das geht! Das geht!

Ein gewisser Ton darin zeigte deutlich, daß es diesmal heißen sollte: Junger Mann, kümmern Sie sich nicht um chinesische Sittengesetze!

In diesem Stile, an dem To=lu=to=lo sehr viel, Emil aber gar keinen Gefallen fand, ging es fort, bis es Zeit war, die Flora zu verlassen und irgendwo in Berlin zu Nacht zu essen. Emil bemühte sich, dem zügellosen Mann aus Kanton klarzumachen,

daß er es für ſeine Pflicht halte, ihn vorher in ſeiner Penſion abzuliefern, aber Herr Pan erklärte, daß es die chineſiſche Höflichkeit nicht zulaſſe, eher nach Hauſe zu gehen als eine Dame, mit der man ſich gut unterhalten habe. Emil mußte ſogar ſeine Zeche bei Kempinsky mitbezahlen und ſchließlich auch die Droſchke, in der er den vom Champagner überfidel gewordenen Gelehrten der ſechſten Rangklaſſe nach Hauſe ſchickte. Noch aus dem Droſchkenfenſter heraus ſandte Herr Pan merkwürdig ſtiliſirte Kußhände an To-lu-to-lo, unabläſſig mit dem Kopfe nickend und laut rufend:

— Das geht! Das geht!

Zwiſchen Emil und To-lu-to-lo gab es eine Szene.

Der Referendar durchlief dabei die ganze Tonleiter des beleidigten Liebhabers, vom dumpfgrollenden Tremolo des ſchmerzlichen Vorwurfs bis zu den ſchrillen Fiſtelhöhen gebietender Energie. Die Direktrice aber, wenn ſie nicht einfach: Das geht, das geht! erwiderte, indem ſie ſich vor Lachen nicht zu halten wußte, beſchränkte ſich darauf, in mannigfachen Nuancen den Standpunkt zu betonen, daß ſie doch nicht ſeine Frau ſei.

— Ueberhaupt biſt Du komiſch. Ich habe

Dir ja noch gar nicht gesagt, daß ich in den Chinesen verliebt bin.

— Schämen sollst Du dich, schämen! Erstens vor mir und dann vor dem . . . dem Chinesen!

— Aber so was! Schämen? Weil ich ihn nett finde und Dich langweilig?

— To-lu . . . ! Ich sage Dir . . . !

— Was denn?

— Bring mich nicht um den Verstand!

— Das geht! Das geht!

— To-lu! Das hätt ich nicht von Dir gedacht. Sieh 'mal, wir sind doch immer so nett zusammen gewesen, und Du liebst mich ja doch noch . . .

— Ja, ja, ja! Gewiß! Sehr! Immer!

— To-lu! Ich sage Dir: Das lass ich mir nicht gefallen!

— Nicht?

— Du denkst wohl, ich bin ein kleiner Junge? Wie? Ich sage Dir . . . !

— Na, nu hör aber blos auf! Bange machen gilt nicht! So was! Schlaf Dein Gift aus! Das mag ich nicht, so ein Gethue. Gute Nacht!

Sie waren an ihrem Hause. Die Direktrice ging voran. Er mußte, wie sie es Frau Kummers wegen immer hielten, noch eine Viertelstunde unten bleiben.

Gott, wie fühlte er sich unglücklich, als

er auf dem Trottoir drüben auf- und ablief, immer den Blick nach To-lu-to-los Fenſter, hinter deſſen Gardine er ihre Geſtalt ſehen konnte. Zum Weinen war ihm, zum Weinen! Aber vielleicht ging Alles noch gut, wenn er nachher in aller Liebe ihr bewieſe, wie unrecht ſie handelte. Er pries zum erſten Male die Notwendigkeit, zu flüſtern. Flüſternd und im vertrauten Dunkel kann man ſich doch nicht zanken.

Das Licht in To-lu-to-los Zimmer erloſch. Nun konnte er hinauf. Nie hatte er es ſo gefühlt, wie lieb ſie ihm war, als jetzt, wie er ſein Zimmer betrat und in ſich die Worte erwog, die leiſen, heißen Worte, die er zu ihr ſprechen wollte.

Aber der Riegel war vorgeſchoben.

Emil erſchrak ins Tiefſte. Ihm war wie obdachlos.

— To-lu!

Keine Antwort.

— Ich bitte Dich, Tolu!

Er hat noch ein paar Mal gerufen, aber ſie hat nicht geantwortet.

Bald hörte er an ihren Atemzügen, daß ſie ſchlief. Er legte ſich nicht einmal ins Bett.

Die Wolluſt des Schmerzes iſt eine ſpezifiſche Gabe der Lyriker; Referendaren

iſt ſie meiſt verſagt. Emil dachte nicht einmal daran, ſich rhythmiſch zu entladen; nein, er ſchrieb, mit Einhaltung der Höflichkeits=ränder oben, unten und an den Seiten, ſehr deutlich und mit unverkennbaren An=klängen an jenen Juriſtenſtil, der mit der deutſchen Sprache einige Worte gemeinſam hat, einen acht Seiten langen Brief. Darin wies er zwingend nach, wie unrecht die Direktrice handle, indem ſie zu ihrem üblen Betragen in der Flora und bei Kempinsky nun auch noch Trotz, Hohn und Liebloſig=keit füge. Kein Zweifel, daß es eigentlich an ihr ſei, den erſten Schritt zur Ver=ſöhnung zu thun; aber ſie ſei ein Weib, und alſo wolle er ſich nicht auf den Stand=punkt kalter Rechtserwägungen ſtellen. Er habe ſie viel zu lieb dazu; hier ſei ſeine Hand; Alles möge vergeſſen ſein. Er werde ſie nie daran erinnern, wie weh ſie ihm gethan habe. Möge nun aber auch ſie ihm mit doppelter Liebe entgegenkommen.

Dieſer Brief bereitete ihm dieſelbe Genug=thuung wie einem Lyriker ein ſchmerzhaft zärtliches Gedicht. Er fühlte ſich, während er ihn ſchrieb, intenſiv und angenehm als ſtoiſch milden, aber doch unentwegten Mann, und als er ihn geſchrieben hatte, kam eine große Zuverſicht über ihn: Jetzt wird ſie erſt ganz meine Liebe und meinen Wert

begreifen; gepriesen sei dieser thörichte Chinese, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihr einmal mehr aus mir zu offenbaren als die untergebene Zärtlichkeit des verliebten Jünglings.

Er schob, als sie nach Hause gekommen war, den Brief durch den Thürspalt und hustete drei Mal energisch dazu.

Die Direktrice hatte so etwas erwartet und lächelte blos, als sie das Papier niederfallen hörte. Sehr neugierig auf seinen Inhalt war sie nicht. Sie zog sich erst hübsch langsam aus, und zwar bis aufs Hemd, lockerte mit dem üblichen Seufzer der Erleichterung (den sich Emil als Reueseufzer auslegte) das Korset und kroch in ihren blausamtenen Schlafrock. Dann begab sie sich ans Theemachen, freute sich am blauen Aufschlag der Spiritusflamme, sah wohlgefällig zu, wie das Feuerchen sich um die Nickelkanne schmiegte, wartete, indeß ihre Augen sich im Schauen weiteten, auf die ersten herauspuffenden Stöße des Dampfes und goß dann mit einem Ausdruck von Befriedigung das sprudelnde Wasser über das Kraut. Drei Minuten muß er ziehen, dachte sie sich, ja nicht länger. Nun die schöne, kleine, grüne Kanne mit dem elegant gebogenen Schnabel! So! Und nun das chinesische flache Täßchen — ob das aus Kanton ist? Fein riecht er, der

Thee! Nichts ſchmeckt beſſer dazu als Ingwerbiskuits. Die legte ſie ſich immer ſchon früh bereit, immer eins halb aufs andere, wie Zinnſoldaten, wenn ſie in der Reihe umgefallen ſind, auf einer netten Majolikaſchale. Nun trinken und ſchnabulieren! Nachher ſo ein langes, dünnes Zigarrettchen! . . . Ob die Chineſen eigentlich den Thee auch ſo machen? Sie ſollen keinen Zucker daran thun. Ob das ſchmeckt? . . . Nee! Bitter! Brr! Ein Stückchen muß hinein! . . . Wenn der Chineſe blos nicht ſo nach Kampher und Moſchus röche. Ob man ihm das abgewöhnen kann? . . Die Hände ſind entſchieden das Schönſte an ihm . . . Sonſt iſt er ein bißchen ſchmal . . . Überhaupt: ſo merkwürdig unfleiſchig . . . ſo wie aus Elfenbein der ganze Menſch . . . Waden hat er wohl überhaupt keine und Muskeln mal ſicherlich nicht . . . Aber trotzdem, das ganze Auftreten ſo bewußt, ſo beſtimmt, ſo angenehm unverſchämt. Drollig! Aber doch, eigentlich luſtig kann man ſich nicht über ihn machen. Er kann gewiß recht wild werden . . . Und ſo verliebt . . . ! Ich möchte eigentlich wiſſen, ob er . . . Na, ich denke . . . Ein bißchen Angſt hätt ich ſchon . . . So ein Chineſe! Chi-ne-ſe! . . . Vier Frauen hat er . . . komiſch. Na ja, China! . . . Wie er

Einen anſieht, ſo durch die Kleider durch ... eigentlich iſt es doch ein bischen ... Aber es hat was: Weil er eben ein Chineſe iſt! ... Einmal iſt er mir mit ſeinen langen Fingern ein Stück in den Aermel 'raufgefahren — warme Knochen! Ich fühl's noch ... Merkwürdig, durch und durch ging's ... Ich kann mir denken, daß er Einen ganz verrückt machen kann ... Ob er ſich eigentlich den Zopf im Bette aufmacht? Gott, muß das ausſehen! Der lange, dürre Menſch, und hinten ſo eine ſchwarze Haarlatte 'runter bis in die Knie ... Strümpfe haben ſie überhaupt keine und Hemden auch nicht ... komiſches Volk doch ... Aber ein feiner Kerl iſt er! Wenigſtens 'mal was Anderes als unſere ..."

Da fiel ihr der Brief ein, der da an der Thüre lag.

— Der gute Emil. Na ja ... er iſt ja recht nett und lieb. Aber auf die Dauer ... Und nun will er gar ſo ſein! Was denkt er ſich denn eigentlich? Das wollen wir denn doch lieber nicht einführen! — — Alſo, was ſchreibt er?!

Sie holte den Brief, zündete ſich eine Zigarrette an und las. Kopfſchüttelnd. Als ſie fertig war, ſah ſie nach der Thür zu Emils Zimmer und ſchüttelte den Kopf wieder. So, wie wenn Jemand gar nicht begreifen kann, was der Andere will. Auf-

geregt war ſie gar nicht. Nach einer Minute auch ſchon nicht mehr erſtaunt.

Sie ging an ihr kleines Schreibtiſchchen, wo eine Herde Pinſcher und Katzen aus Chenille ſtand, nahm ein ſteifes ockergelbes Kärtchen mit Goldſchnitt und ſchrieb darauf: „Du biſt wohl nicht ganz munter!!??“

Das ockergelbe Kärtchen ging nicht ganz leicht durch den Thürſpalt. Sie mußte es mit Gewalt hineinſchieben, aber kaum, daß es ein Stückchen hineingedrungen war, fühlte ſie auch ſchon, daß es drüben ergriffen und herangezogen wurde.

Da mußte ſie wieder lächeln.

Emil dagegen . . .

Was iſt die Wirkung des blauen Briefes auf einen alten Hauptmann gegenüber der Wirkung dieſer gelben Karte auf den jungen Referendar! Er empfand nicht blos die ſchnöden Worte als Harpunen in ſeinem Herzen, ſondern, angefüllt mit dem Lehrſtoffe der chineſiſchen Klaſſe, wie er war, ſah er auch in der Wahl der Kartenfarbe ſchlangenhafte Perfidie: Gelb, die Farbe des chineſiſchen Drachens!!

— Oh, dieſes niederträchtige Weib!

Von der Höhe ſeiner männlichen Zuverſicht fiel er in einen ſumpfigen Abgrund der Verzweiflung.

Kein Zweifel, es war endgiltig Alles aus! Verſtoßen war er, um eines ſchlitzäugigen,

zopfigen, knochigen, blöden, frechen Chineſen willen verſtoßen!

Wollte ſie ihn verrückt machen?! Wollte ſie ihn . . . ah, oh, . . . was ſollte er denn thun?

Die Thür einſchlagen? Hinüberſtürzen!?

Dieſe heroiſche Anwandlung war aber nur wie das letzte Aufblacken der Flamme eines Stearinlichtes. Gleich war's vorbei, und ihm blieb blos die große Niedergeſchlagenheit, dieſes Gefühl: Da lieg ich und bleib ich liegen, und wenn ein Laſtwagen kommt, ich ſteh nicht auf. Und: Ach, wenn doch ein Laſtwagen käme . . .!

Emil hat noch ein paar Verſuche gemacht, die Direktrice wiederzugewinnen. Briefe in einem weniger männlich-logiſchen Stile, Briefe mit Anflügen von weihevollem Schwung, Briefe ohne Einhaltung der Höflichkeitsränder, kurzum: Briefe, die eine Hyäne beſänftigt hätten — aber Fräulein Direktrice fand ſie blos „kalbsledern". Sie hatte wirklich keine Zeit mehr für dieſen Referendar mit den waſſerblauen Augen und den ewig gleich ſänftlichen Zärtlichkeiten. Das war ja einmal ſehr nett geweſen, und es hatte ihr recht wohl gefallen, ſo ein großes Baby zu haben, aber kann man neben einer Feuerlilie noch ein Vergißmeinnicht anſehen?

Herr Pan war die gepanterte Feuerlilie, die Fräulein To=lu=to=lo nun mit viel Sorglichkeit und Liebe in ihr Beet pflanzte. Ganz offenkundig betrieb ſie ihre exotiſche Liebhaberei.

Dieſer ſchamloſe Lektor entblödete ſich nicht, Sonntags ſchon früh um acht bei ihr zu erſcheinen. Dann fuhren ſie um 12 Uhr zuſammen aus, in offener Droſchke natürlich, ein Skandal und Schauſpiel für die Nachbarſchaft. Wie ein Pfauhahn ſah der Kerl jetzt immer aus, wie ein chineſiſches Gigerl! Apfelgrünes Oberkleid mit eingewobenen Pfirſichblüthen, himmelblauer Beinrock mit Goldbrokat. Dazu ein rotes Band in den Zopf geflochten und dieſe lächerliche goldbraune Tellermütze auf und am Gürtel den rotledernen, dick mit Gold beſtickten Pinſelköcher und in der Hand einen geradezu wahnwitzigen Sonnenſchirm. Das Seminar ſollte doch wirklich einſchreiten gegen ein ſo operettenhaftes Betragen! Und ſie! Was an Farben ihm etwa fehlte, trug ſie an ſich. Weil dieſer elende Kantoneſe das Grelle, Bunte liebte, hielt ſie es für nötig, in allen Farben zu ſchillern wie die Horndecke eines Roſenkäfers. Und die Hüte! Empörend! Schamverletzend! Die Natur ſcheute ſich, Farben von dieſer herausfordernden Frechheit hervorzubringen; wenigſtens kam es dem

Referendar so vor, als gäbe es dieses „Farbengewieher“ auf der ganzen Welt nicht, außer auf diesen zur höheren Ehre des Herrn Pan komponierten Hüten der Direktrice. Und dabei konnte er sich nicht unklar darüber sein, daß er sie entzückend schön fand, diese „Person“, daß er hinter der Droschke hätte herlaufen mögen, um sie nur länger zu sehen, daß er .... ach Gott: es blieb ihm ja doch nichts Anderes übrig, als stumm zu dulden.

Freilich, Wand an Wand weiter hier mit ihr in einem Hause zu wohnen, das überstieg seine Kräfte. Roch es nicht durch den Thürspalt nach Kampher und Moschus? Mußte er nicht zu den schmerzlichsten Schlüssen gezwungen werden, wenn er konstatierte, daß sie niemals mehr abends vor 11 Uhr und Sonntags Nacht überhaupt nicht nach Hause kam?

— Frau Kummer, hier haben Sie die Miete für nächsten Monat; ich ziehe heute aus.

— Ja ... aber ... Herr Doktor ...?

— Ich ... ich muß. Es thut mir leid.

— Aber nee, so was! Alle zwei Zimmer leer, und Knall und Fall!

— Was, alle beide Zimmer? ...?

— Ja freilich, das Fräulein zieht ja auch! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! In die

Dorotheenſtraße zieht ſie, als ob's dort ſchöner wäre.

— Dorotheenſtraße . . .!?

Das war zuviel! Alſo in die nächſte Nähe des Menſchen, wenn nicht gar in dasſelbe Haus!

— Wann zieht ſie denn?

— Die Woche noch, und hat doch das ganze Vierteljahr ſchon bezahlt. Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! . . . Ungeziefer giebt's keins, reine wird auch Alles gemacht, kein Titelchen fehlt . . .!

Sie zuckte mit dem Kopfe mechaniſch hin und her und riß die Augen auf. Auf einmal ſchien ihr eine Idee zu kommen. Sie unterbrach ihr zuckendes Kopfgeſchüttel und ſah den Herrn Referendar boshaft fragend an:

— Entſchuldigen Sie, Herr Doktor — aber am Ende ziehen Sie auch in die Dorotheenſtraße . . .?

— Nein! Ueberhaupt: ich ziehe gar nicht.

— Na nu aber!

Frau Kummer mußte ſich aufs Sopha niederſetzen.

— Jetzt weiß ich gar nichts mehr! Bin ich denn drehend? Aber ſagen Sie mir doch nur . . .

Emil ſagte nichts. Er fühlte nur immer: Dorotheenſtraße!

Die Direktrice war ausgezogen, aber geholfen war dadurch nichts. Denn wenn er auch sie nicht mehr sah, so mußte er doch ihren chinesischen Liebhaber täglich erdulden.

Die südchinesische Klasse war aus Mangel an Teilnehmern geschlossen worden, und Herr Pan wohnte nun den nordchinesischen Stunden bei, weil er wenigstens beim Schreiben mit unterweisen konnte.

Da saß er nun wie ein triumphierender Truthahn dem bedrückten Emil täglich zwei Stunden lang gegenüber und machte sich ein Vergnügen daraus, seine unterweisende Aufmerksamkeit besonders ihm zu widmen. Regelmäßig zu Beginn jeder Stunde richtete er einen Gruß von To-lu-to-lo aus, und die Brombeer-Augen funkelten dabei höhnisch. Aber auch sonst unterließ er es nicht, dem armen Referendar ab und zu ein paar Splitter ins Fleisch zu schieben.

— Bitte lesen das!

Emil sah vier Zeichen auf hochrotem Papier. Schwere Zeichen, seltene. Endlich hatte er das erste: To!

— Sche, sche! (Richtig!)

Das zweite fand er nicht. Sein Nachbar war glücklicher: Lu!

— Sche sche!

Jetzt fühlte Emil den Splitter und verzichtete darauf, sich an der Enträtselung der übrigen Zeichen zu betheiligen.

To-lu-to-lo! erklang es im Kreiſe. Der Chineſe hüpfte vor Vergnügen und ſchrieb's groß an die Wandtafel: To-lu-to-lo.

Die Zeichen hießen auf Deutſch: Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut.

Das iſt wohl wieder eine von dieſen chineſiſchen Gnomen, deren innerer Sinn ſich uns verſagt, dachten die Übrigen. Emil aber begriff, packte ſeine Hefte zuſammen, empfahl ſich bei Herrn Kuei-Lin und ging.

Nein, das konnte er nicht ertragen! Der Verluſt des Mädchens allein war ſeiner Seele ſchon eine ſchmerzliche Wunde, aber ſich täglich von dieſem höhniſchen Hallunken mit ſeinen langen Fingern darin herumſtochern zu laſſen — nein! Ein Ende! Ein Ende!

— Wenn ich zu ihm ginge und es mir verbäte!? Unſinn!: „Das geht! das geht!"

Und dazu dieſes infame Gegrinſe.

Fortwährend ſah er dieſes Geſicht mit dem niederträchtigen dummſchlauen Zuge vor ſich.

Unerträglich! Dieſe Viſage! Dieſer Geruch! Dieſe Sprache!

Alles Chineſiſche war ihm plötzlich eine große Widerwärtigkeit.

Oh, dieſe Raſſe! Verlogen! Verkommen! Verſeucht! Heimtückiſch! Feige! Frech! Grauſam! Häßlich! Schadenfroh!

Und dieſe Sprache! Ein Gebell! Ein

Geklapper mit Holzklötzen! Ein ungefüges kindiſches Gepappel!

Dann kam das Klima dran, der Fremdenhaß, der Schmutz, der mangelnde Komfort, die weite Entfernung des Landes.

— Ein dummer Streich, weiß Gott, ausgerechnet in das unliebenswürdigſte Land der Erde gehen zu wollen! Die Konſulatskarriere — ja: ein guter Grundgedanke! Aber warum gerade unter dieſen gelben, verlogenen, verkommenen ꝛc. ꝛc. Fratzen? Da war Japan! Perſien! Indien! die Türkei!

— Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

Zumal die Türkei. Er machte es ſich klar, daß die Türkei wie für ihn geſchaffen wäre. In jeder Hinſicht.

Aber die Hauptſache, die er ſich indeſſen nicht als ſolche eingeſtand, war wohl der Umſtand, daß die türkiſchen Stunden Nachmittags lagen, ſo daß er ſicher ſein konnte, um dieſe Zeit keinen Chineſen im Seminar zu ſehen.

Ein Ende! Ein Ende! Und wenn das gleich ſo viel bedeutete, wie etwas Neues anfangen müſſen. Nur nichts Chineſiſches mehr! Wie Gift lag's in ſeinem Gehirne, dieſes Tſching und Tſchang und To und Lo! Hinaus mit ihm! Hinausgekehrt mit türkiſchem Beſen! Hinter die Bücher! Hinter die

Bücher! Nichts hören, nichts ſehen, nichts denken als Türkiſch!

Und ſo geſchah's. Emil verſchwand aus der chineſiſchen Klaſſe und tauchte in der türkiſchen wieder auf. Die chineſiſch gebliebenen Referendare wunderten ſich ſehr darüber und fanden keine Erklärung, desgleichen die Studenten. Aber Herr Pan-Wei-Fu grinſte und ſpielte mit einem ockergelben Zettel, auf dem zinnoberrot die Zeichen ſtanden: To-lu-to-lo.

... Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut ...

Leberecht der Geſtrenge

In einer kleinen Stadt Niederſchleſiens kanzelt als Paſtor primarius mein ehemaliger Freund Leberecht Wacker. Der Kreisarzt, der Amtsrichter und der Apotheker, als welche drei die Fahne des Liberalismus in dieſer kleinen Stadt hochhalten (meiſt bei einer merkwürdigen Marke Rotwein, die ſich Saint-Julien nennt, aber ganz gewiß aus dem nahegelegenen Grüneberg ſtammt), heißen ihn blos Leberecht den Geſtrengen und finden, daß er „ganz unangenehm ſchwarz“ iſt. Das geht aber weder auf die Farbe ſeines Haupthaares noch ſeines Bartes, denn beide ſind ihm ſehr blond, faſt rötlich, ſondern auf ſeine theologiſche Seele.

— Stöcker in Duodez! ſagt grimmig lächelnd der Amtsrichter.

— Ein anmaßender Mucker! pflichtet der Kreisarzt bei.

— Ein unausstehlicher Pietist! erklärt der Apotheker.

In der That kann nicht geleugnet werden, daß mein ehemaliger Freund keiner von den freundlichen Pastoren ist, die gemütlich predigen und im Privatleben gutmütig behaglich lächeln. Wenn er so auf der Kanzel steht, sehr steif, zusammengekniffenen Mundes, die kaltblauen Augen unverwandt gerade aus, so fühlt man, auch ehe er spricht, sogleich, daß dieser Mann mehr für den strengen als den linden Kanzelstil ist. Und wenn er anhebt, zu reden, so bläst es kalt über die Häupter der Gemeinde weg, die sich gleich duckt. Er spricht nicht gerade gut und gar nicht leidenschaftlich, er predigt nicht einmal im eigentlichen Sinne, — er dekretiert.

— So und so seid ihr, und so und so solltet ihr sein, also seid ihr auf dem falschen Wege. Ich aber sage euch: kehrt um!

Dann kommen praktische Nutzanwendungen, sowohl allgemeiner als auch sehr spezieller Art, scharfe Anklagen der Zeit und Welt im ganzen und der lutherischen Gemeinde von X. im besonderen. Den Bilderschmuck der Sprache liebt er dabei nicht, lyrische Anwandlungen sind ihm fremd, und was er an Pathos besitzt, braucht er polemisch herbe auf, statt es nach Art der schwärmerisch

gottlobeſamen Kanzelredner ſeelenbrünſtig zum Preiſe der erhabenen Weltordnung aufzurollen als einen gewaltigen Wortteppich. So iſt er auf der Kanzel. Noch mehr beinahe ſteckt er den Geſtrengen bei den übrigen Handlungen ſeines Amtes heraus. Beſonders rigoros iſt er in Aberkennung des Myrtenkranzes bei Bräuten, die den Termin ſpezifiſch ehelicher Zärtlichkeiten nicht ganz genau eingehalten haben. In dieſem Punkte iſt er erſtaunlich gut unterrichtet, und es heißt, daß er die erotiſchen Beziehungen ſeiner Gemeinde von Spionen überwachen läßt, wie der Staat revolutionäre Umtriebe. Soviel iſt gewiß, daß er großen Wert darauf legt, das Privatleben ſeiner Herde, bis unter die Bettdecke genau, zu kennen. Da er ſich zu dieſem Zwecke der Ohrenbeichte als Lutheraner nicht bedienen kann, und da die guten Leute von X. ihm ihre intimeren Heimlichkeiten nicht freiwillig anvertrauen, ſo iſt er darauf angewieſen, nach Möglichkeit ſelber nachzuſehen, und da mag es wohl ſein, daß er denjenigen ſeiner Gemeindeglieder manchmal etwas läſtig erſcheint, die, ohne gerade ſtolze Britten zu ſein, dem Grundſatze huldigen: my houſe is my caſtle.

Ohne Zweifel thut Leberecht auch mancherlei Gutes, zumal an Kranken, Alten und Armen. Aber er thut es in recht eigentlich unmilder

Art. Indem er unterſtützt, erhebt er nicht zugleich, ſondern drückt eher nieder. Wenn er in ein Haus tritt und die Mitteilung einer Unterſtützung bringt, ſo verbreitet er doch nicht Licht und Wärme und macht keine helle Freude. Denn es iſt keine Wärme, kein Licht, keine Freude in ihm. Er hat nicht das Lächeln und die leicht aufliegende Hand des geiſtlichen Freundes, ſondern er iſt immer der geiſtliche Lehrer und Richter, der ſtets auch züchtigt, indem er mitteilt.

In ſeinem eigenen Hauſe handelt er nicht anders. Wie er ſelbſt die Gabe des Lachens nicht beſitzt, ja nicht einmal richtig zu lächeln weiß, ſo trägt auch ſeine Frau, die magere Pauline, beſtändig einen tief eingegrabenen Ernſt zur Schau, und ſelbſt ſeine Kinder, der ſechsjährige Fürchtegott und die fünfjährige Johanna, haben ſchon Leberecht- und Paulinengeſichter. Man wundert ſich faſt, wenn ſie Vater und Mutter ſagen; man erwartet, daß ſie ihre Eltern mit Herrn Paſtor und Frau Paſtor anreden werden. Die Dienſtboten halten es in Leberechts Hauſe nur kurze Zeit aus, obwohl die Küche dort gut und die Arbeit nicht übermäßig iſt. Denn ſie dürfen nie auf den Tanzboden gehen, und das Singen bei der Arbeit iſt durchaus verpönt.

Für das ganze Weſen Leberechts giebt es eigentlich kein deutſches Wort; man kann nur triſte ſagen. Es iſt der vollkommene Ausſchluß alles Heiteren, der dieſem Weſen ſein Gepräge giebt. Mir iſt es immer ſo vorgekommen, als fehlte es meinem ehemaligen Freunde, ſeitdem er Paſtor iſt, am Eigentlichen des chriſtlichen Menſchen. Er iſt ein ſtrenger Diener ſeiner Kirche, ein theologiſcher Beamter von äußerſter Gewiſſenhaftigkeit, ein dogmatiſcher Bureaukrat. Es fehlen keineswegs die reſpektablen Eigenſchaften dieſer Menſchenklaſſe, er iſt, wie er iſt, geradezu muſterhaft für dieſen ganzen Menſchenſchlag, es fehlen aber auch nicht die weniger lobwürdigen Eigenſchaften des Bureaukraten, der blos Bureaukrat iſt. Beſonders Pedanterie und Herrſchſucht treten deutlich hervor. So iſt Leberecht in der That keine gerade angenehme Figur, und auch ich, der ich durchaus keine Generalantipathie gegen die Theologen unter den Menſchen empfinde, nehme meinen Weg gerne auf dem rechten Bürgerſteige, wenn er auf dem linken geht.

Den zornigen und abſchätzigen Diatriben des liberalen Triumvirates ſchließe ich mich aber doch nicht an. Das kommt daher, weil ich Leberechts Geſchichte kenne. Ich weiß, wie es gekommen iſt, daß er gar

ſo triſte wurde, und ich kann mir nicht helfen: er thut mir leid.

Ich kannte ihn ſchon als Knaben. Er war ein friſcher rotbäckiger Bauernjunge mit hellen, geſcheidten Augen. Wenn ich in den Ferien zu meinem Onkel, dem Rittergutsverwalter, aufs Dorf durfte, war er mein liebſter Geſelle. Ich erzählte ihm von der großen Stadt, wo ich bei meinen Eltern wohnte, und er lauſchte meinen Worten, als verkündete ich ihm eitel Märchen und Wunder.

Eine Pferdebahn, — was für ein erſtaunliches Ding! Brennende Luft auf Säulen von Metall leuchtend, — wie kann das nur ſein! Kirchen, in denen tauſend Menſchen ſitzen und zu den Klängen einer Orgel ſingen, deren große Pfeifen ſo dick und hoch ſind wie die Stämme der Erlen am Gutsbache, — iſt das auch wahr?

Ich ſehe ihn noch mir gegenüber im Graſe ſitzen und ſeine großen blauen Augen auf mich richten, die ſich weiteten in dem Beſtreben, eine Vorſtellung des Vernommenen zu gewinnen. Dann kam er immer ſchnell auf die Schule zu ſprechen und fragte in ſeiner harten ſchleſiſchen Sprache: Is wul ſchwar in dar Schule?

Natürlich that ich darauf erſtaunlich weiſe und entwickelte gewaltige Lehrpläne, indem

ich die unabſehbaren Schwierigkeitsgefilde beſonders der Geographie und römiſchen Geſchichte mit ein paar kühnen großen Linien entwarf. Aber ſtatt ihn damit abzuſchrecken, erweckte ich in ihm nur die Begier, all dieſe geheimnisvollen und fremden Dinge auch zu lernen.

Bald waren meine Schulbücher, die ich mir immer mit dem hellſten Eifer des guten Vorſatzes mitzunehmen pflegte, ohne mich doch jemals beim Onkel durch ſie von ländlicher Muße abhalten zu laſſen, mehr, viel mehr in ſeinen Händen, als in meinen, und ſelbſt ich merkte es, ſo jung ich doch war, daß Leberecht auffällig ſchnell begriff, was er las, und es ging mir durch den Kopf: Warum darf eigentlich Leberecht nichts lernen?

Ich fragte meinen Onkel.

— Tja, ſagte der, Leberecht iſt ein armer Junge; ſeine Eltern können ihn nicht in eine Stadtſchule ſchicken. Sie werden froh ſein, wenn er hier fertig iſt, damit er bald etwas verdient. Er wird aber wohl kein tüchtiger Knecht werden. Er ſieht recht ſpärlich aus.

Das hinterbrachte ich in aller Einfalt und kindiſchen Grauſamkeit meinem Freund:

— Lern doch nicht immer in meinen Büchern! Deine Eltern können dich doch nicht in die Schule ſchicken. Du mußt ein

Knecht werden. Natürlich mußt du erſt mehr Kräfte kriegen.

Ich entſinne mich des Blickes noch, den er auf mich warf, als ich das ſo kalt hin und nicht ohne den Hochmut des Stadtkindes ſagte, das ſich ſeiner Vorzüge bewußt iſt. Es war kein freundlicher Blick.

Ich ſuchte auch gleich wieder gut zu machen, was ich angerichtet hatte, denn ich fühlte wohl, daß es nicht recht von mir geweſen war, ihm das zu ſagen. Ich verſuchte ihn zu tröſten, indem ich ihm ſchilderte, wie langweilig die Schule ſei, die Lehrer wie ſtreng, das Leben in der Stadt wie öde gegenüber dieſem freien Umherſtreifen in Wieſe und Wald. Er ſchüttelte blos den Kopf und ſah ſehr traurig aus.

Seit dieſem Geſpräch, das hat er mir ſpäter oftmals geſagt, hat er nicht aufgehört, ſeine Eltern zu bedrängen, daß ſie ihn in die Stadt auf die Schule ſchicken ſollten. Er hat dafür von ſeinem Vater nur Prügel gekriegt, aber die Mutter, eine auffällig zarte Frau, hat ein Ohr für dieſe Bitten gehabt, und ſie hat ſich, als ſie fühlte, daß der Junge nicht ablaſſen würde von ſeinem Wunſch, als ſie merkte, daß er krank darüber wurde, an den Paſtor des Dorfes gewandt, ihn zu fragen, was denn in dieſem unglückſeligen Falle zu thun ſei.

Der alte Paſtor Kuhn war ein milder, gütiger Herr. Er hat ſich den Jungen kommen laſſen und ihn mit Lindigkeit ins Gebet genommen. Er wollte ihm die thörichte Einbildung ausreden, denn an etwas anderes dachte er nicht, ehe er Leberecht vor ſich hatte. Aber als der zu reden anfing, da hat er ſogleich gemerkt, daß hier ein Trieb lebendig war, für den es einen feſten Grund im Weſen dieſes abſonderlichen Bauernjungen gab: Begabung nnd eruſtlichen Ehrgeiz.

Darum hat er ſich ſogleich vorgenommen, Sorge zu tragen, daß dieſer Trieb nicht ausgeprügelt, ſondern vielmehr thätig gefördert würde. Er hat dies ſelbſt begonnen, indem er den Jungen bei ſich in die Schule nahm, und wie er dann von Tag zu Tag deutlicher merkte, daß Eifer und Fähigkeit zum Lernen gleich groß in ihm waren, da hat er nicht eher Ruhe gegeben, als bis der alte kinderloſe Graf, der das Rittergut beſaß, eine Summe für Leberecht feſtlegte, genügend, die Koſten zu ſeiner Ausbildung bis zur Abſolvierung eines Gymnaſiums zu beſtreiten.

So iſt Leberecht erſt in die Stadtſchule und dann aufs Gymnaſium gekommen, und ſo ſchnell und gut hat er gelernt, daß er, der nur ein Jahr älter als ich war, trotz meines Vorſprungs mich doch ſchon in der

Untertertia einholte. Ich war erstaunt, wie er sich umgewandelt hatte. Er war gar nicht der Bauernjunge mehr, als den ich ihn mir immer noch vorstellte; er hatte vielmehr etwas sehr Zartes und Blasses; in seinen Bewegungen drückte sich eine sonderbare Scheu aus, in seinen Augen lag immer etwas wie Furcht. Unablässig war er in Angst, es möchte ihm ein schlesischer Dialektausdruck entfallen, und immer wiederholte er mir die inständige Bitte, ich möchte den anderen Tertianern nichts davon sagen, daß er noch vor ein paar Jahren ein Bauernjunge gewesen war. Als er in der Klasse den Stand seines Vaters angeben mußte, stockte er erst und sagte dann mit geschickter vermeidung des Wortes Bauer: Landmann.

Ich mochte ihn auch als Schulkameraden ganz gut leiden, denn er behielt mir gegenüber immer ein gewisses Wesen bei, das ich nicht Unterwürfigkeit nennen mag, das aber einen leisen Schein davon hatte, der mir recht wohl behagte. Ich spielte mich dafür als den flotten Stadtjungen auf, dem es nie fehlen kann, und ließ ihn voll Huld an manchen Annehmlichkeiten meiner besseren Umstände teilnehmen. Sonntags ließen ihn meine Eltern zu Tische laden, und stets war in meiner Frühstücksbüchse auch etwas für ihn, der von seinen Pensionseltern nie

etwas anderes als eine trockene Semmel mitbekam.

So ging es durch die Tertianerjahre. In der Sekunda ſchieden ſich unſere Wege etwas, weil ich mich gewaltig in jene Unternehmungen von Wucht und Nachdruck warf, die um dieſe Zeit den werdenden Jüngling bewegen: litterariſche Kränzchen in Verbindung mit viel Bierkomment. Leberecht that da nicht mit. Es lag ihm nicht und ſchien ihm überdies unerlaubt. Dafür arbeitete er um ſo fleißiger, und als wir in die Prima eintraten, war er Primus der Klaſſe. Da wurde er mir natürlich unſympathiſch, und ich nannte ihn empört einen Streber.

— Ochſe doch nicht immer ſo blödwitzig! ſagte ich ihm. Du biſt ja ein Stumpfhuhn.

Und ich erzählte ihm von meiner blonden Flamme, der ich mit violetter Tinte Sonette auf roſa Papier ſchrieb.

Aber dafür hatte er ebenſowenig Sinn, wie für unſre litterariſche Kneipzeitung, in der ich ihn auf das Schauderhafteſte mit Epigrammen verfolgte. Er erklärte mir kurz und gut, daß er ſolche Allotria lächerlich fände, aber mir ſchien es manchmal, als hätte er eigentlich ganz gerne mitgemacht, wenn ihm nur nicht die Schneid dazu gefehlt

hätte. Ich empfand im Grunde ganz richtig. Es war bei ihm das Gefühl, daß er sich derlei nicht erlauben durfte, da er doch ein armer Bursche war, bei dem es noch gar nicht einmal feststand, ob sich überhaupt nach bestandenem Abiturientenexamen die Mittel zum Studieren finden würden. Immer drohte dieser eine Gedanke über ihm.

Der Graf kümmerte sich persönlich gar nicht um seinen „lateinischen Lümmel", wie er ihn nannte. Zwar hatte er dem Pastor gegenüber erklärt, er werde ihm auch die Möglichkeit zum Studieren geben, aber etwas Bestimmtes lag nicht vor, und die Eltern Leberechts, zumal der Vater, hörten nicht auf, dem armen Burschen in jedem Briefe das Unglück vorzustellen, das nun eintreten würde, wenn der Graf nicht Wort hielte.

Und das war nun die Zeit, wo wir anderen kein besseres Thema wußten, als von unserem künftigen Studium zu reden und von der Freiheit des Studentenlebens. Da fuhr denn auch ihm manchmal die Frage entgegen: Was willst du denn eigentlich studieren, Wacker?

— Ich? . . Ich weiß noch nicht, antwortete er dann und that gleichgültig.

Aber er wußte es sehr wohl: die klassische Philologie hatte es ihm angethan. Ein Professor wäre er gerne geworden

Die Lehrer ſagten es ihm ja ſelber, wie er dazu in jeder Hinſicht beſtimmt zu ſein ſcheine, er, deſſen lateiniſcher Stil nie von Cicero abirrte, und der jede Salluſtianiſche Wendung ſchon genau ſo als feuilletoniſtiſch empfand wie der Herr Rektor. Die klaſſiſche Philologie und das klaſſiche Altertum überhaupt, das ſchien ihm ein gar herrliches Arbeitsfeld. Er hatte die Ideale der leitenden Profeſſoren unſerer Schule einfach übernommen, weil ſeine Phantaſie ihm keine anderen eingeben konnte. Er ſah nichts Höheres als einen Scholarchen, und einmal Gymnaſialrektor zu werden, das ſchien ihm ein Ziel über allen Zielen.

Aber er wagte es nicht, ſich dieſem Ideale hinzugeben, denn er wußte ja, daß nicht er der Herr ſeiner Entſcheidungen war, ſondern der alte Graf in Berlin, der noch niemals daran gedacht hatte, ihn zu fragen, welches Studium er ſich erwählen möchte.

So brachte er das letzte Gymnaſialjahr in Bangen und Ungewißheit zu, und ſelbſt in dem Augenblicke, als er nach beſtandener Reifeprüfung als primus omnium zuerſt gefragt wurde, bei welcher Fakultät er ſich einſchreiben laſſen wolle, wußte er keine beſtimmte Antwort zu geben.

An dieſem Tage war es, daß er mir ſein Herz ausſchüttete.

Ich war ja ein hinlänglich leichtſinniger Mulus und wußte eigentlich auch noch nicht genau, welche Fakultät ich beehren wollte, aber ich fühlte doch, wie bitter die Lage dieſes Menſchen war, der, obgleich mit einer Prämie und dem beſten Zeugnis entlaſſen, ſich plötzlich wie verſtoßen fühlte.

— Was ſoll ich nun thun, wenn der Graf kein Geld mehr giebt? Und wenn er nun verlangt, ich ſoll Juriſt oder gar Theologe werden?

— Na, Gott, Paſtor iſt doch ganz nett.

— Nein, ich ſage dir ... Weißt du: ich kann blos Philologe werden ... Alles andre iſt mir ſchrecklich. Die ganze Zeit über habe ich immer blos an Philologie gedacht, und ich weiß ja, daß ich blos dazu paſſe. Ich ... ich glaube auch ganz ſicher, daß ich dazu ... daß ich Talent dazu habe, und überhaupt: wenn man ſo an einer Sache hängt! Die ganze Welt iſt mir ja gleichgültig dagegen. Ich intereſſiere mich ja blos für das Altertum.

— Gott, das bildeſt du dir wahrſcheinlich blos ein. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie ſich unſereins für dieſe ſchöne Gegend ordentlich intereſſieren kann. Siehſt du, wenn du damals in unſer Litteratur-Kränzchen eingeſprungen wärſt, da hätteſt du auch andere...

— Nein! Nein! Seit Unterſekunda

ſchon ſteht es bei mir feſt. Und Du mußt nicht denken, daß es blos die Philologie iſt. Nein: das Altertum ſelber! Dieſe große Zeit! Dieſe herrliche Welt! Ich kann mir überhaupt gar keine anderen Gelehrten denken als die, die die Geheimniſſe dieſer wunderbaren Reſte erforſchen, von denen jeder heilig iſt.

— Na, weißt Du, das finde ich doch ein bischen komiſch, ſo aufgeregt von dem Zeug zu reden, mit dem ſie Einen acht Jahre lang vollgenudelt haben, bis es Einem am Halſe ſteht. Einfach ſcheußlich iſt der Kram! Ich bin froh, daß ich ihn los bin. Natürlich: Homer, — eine feine Nummer! Aber jetzt 'mal was anderes. Kennſt Du Ibſen?

Ich kann auch Zola geſagt haben. So ein Mulus ſpringt poſſierlich durch die Litteraturgeſchichte.

Leberecht aber machte blos ein bekümmertes Geſicht. Meiner Einladung, mein Gaſt bei der Münchner Kathi zu ſein, leiſtete er keine Folge.

Die Mulusferien gingen mir recht angenehm dahin, dann fuhr ich nach Zürich und belegte eine erkleckliche Anzahl von Kollegs aus verſchiedenen Fakultäten. Logik und Anthropologie, altprovençaliſche Grammatik und Scherrſche Univerſalgeſchichte

bildeten einen bunten Ringelreihen um mich, dem ich mich aber bald entzog, um in Oberstraß bei ein paar Nihilisten und Nihilistinnen Russisch zu treiben und in vergnügsamen Gartenetablissements des Lebens hochgeschürzte Seite kennen zu lernen.

Da erhielt ich eines Tages folgenden Brief von Leberecht:

Lieber Freund!

Heute habe ich durch Zufall deine Züricher Adresse erfahren und gehört, daß Du in der freien Schweiz ein freies, fröhliches Leben führst. Vielleicht interessiert es Dich, auch etwas von mir zu erfahren.

Mein Leben ist nicht so frei und fröhlich, wie das Deine, aber Student habe ich doch wenigstens werden dürfen. Und so habe ich schließlich doch auch Ursache, Gott zu danken. Denn beinahe wäre es anders gekommen.

Als ich nach dem Examen nach Hause kam, wurde ich nicht so empfangen, wie es Dir und den anderen wahrscheinlich im Elternhause geschehen ist.

„Was soll nun blos werden?“ das war das A und O in den Reden meiner Eltern. Meine Mutter hat geweint, und der Vater hat geflucht und ausgespuckt. Ich habe vergeblich versucht, ihnen klar zu

machen, wohin mein Sehnen ſtand. Sie können es ja auch nicht verſtehen.

Es wurde mir bald klar, daß ſie nur immer das Eine gehofft hatten, in mir einmal einen Paſtor zu ſehen, wenn der Herr Graf ſo gnädig wäre, das zu erlauben, und alles andere ſchien ihnen ohne weiteres unverſchämte Phantaſterei. Auch der gute Paſtor Kuhn hatte nichts anderes im Auge, und er hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß ich den Grafen um nichts andres bitten dürfte, als um die Unterſtützung zum theologiſchen Studium.

Es half nichts, daß ich ihm erklärte, keine Neigung zu dieſem Berufe zu haben, ja, daß ich der Kirche eigentlich kalt gegenüber ſtünde. In ſeiner milden Weiſe erwiderte er mir darauf, daß der Zweifel, von dem ich aber gar nicht geſprochen hatte, denn ich ſtehe ja eben der Theologie wie allem übrigen einfach gleichgiltig gegenüber, die ſtärkſte Brücke zum Glauben ſei bei rechten Gotteskämpfern, deren jeder durch die Überwindung dieſer ſchlimmſten Schwachheit des Geiſtes nur an Kräften gewinne zur endlichen Erſtreitung der göttlichen Wahrheit.

Trotzdem habe ich es verſucht, vom Grafen die Erfüllung meines ſehnlichſten Herzenswunſches zu erbitten, nein, zu erflehen. Ich habe ihm einen vierzig Seiten langen

Brief geschrieben und alles auseinandergesetzt und dargelegt, was mich erfüllte. Mein Brief kam mit folgender Randnote wieder an mich: Brevi manu mit dem Bemerken zurück, daß Briefschreiber Theologie zu studieren hat, wenn ich ihn unterstützen soll.

Gleichzeitig hat er dem Pastor geschrieben, daß er aus meinem Briefe mit Bedauern den Geist moderner Begehrlichkeit und Überhobenheit gespürt habe, daß er aber trotzdem, da er nun einmal „leider" seine Hand dazu geboten habe, mich aus den Gleisen meiner eigentlichen Bestimmung ausspringen zu lassen, bereit sei, mich auf die Dauer von sechs Semestern, nicht länger, zu unterstützen, vorausgesetzt, daß ich in Breslau dem Studium der Theologie obliegen werde.

Du kannst dir denken, wie mich das niedergeschlagen hat. Ich wollte mich anfangs direkt auflehnen und legte mir allerhand Möglichkeiten zurecht, wie ich vielleicht doch mit Hilfe von Stipendien und Privatstundenhonoraren meinen Lebenswunsch durchsetzen könnte, aber da stieß ich nun natürlich wieder auf das Weinen meiner Mutter und das Fluchen meines Vaters, und selbst der alte gute Pastor Kuhn wollte mir das Haus verbieten.

Da hab ich denn einen Strich quer durch

alle meine Wünſche gemacht und habe einen — Dankbrief an den Grafen geſchrieben.

Ich bin nun einmal „der aus ſeinem Gleiſe geſprungene“ Bauernjunge, der froh ſein muß, kein Knecht werden zu müſſen, und mir ziemt es, die Hände zu küſſen, die mir ins Geſicht geſchlagen haben.

Aber nein: es iſt unrecht von mir, in dieſem Tone zu reden, denn bei all dem Leide iſt mir auch ein großes Glück widerfahren, ein Glück, ohne das ich freilich dieſen Schlag wahrſcheinlich überhaupt nicht verwunden hätte.

Denke dir, — aber ich bitte dich, ſage Niemand etwas davon, — Paſtor Kuhns Ida und ich haben uns heimlich verlobt. Ich kann dir nicht ſagen, wie das gekommen iſt, denn ich bin nicht imſtande, mit Worten dieſes Herrliche zu ſchildern, aber dies eine magſt du wiſſen: mit dieſem Troſte in der Seele will ich und werde ich das Schwere eines aufgezwungenen Berufes mannhaft tragen und ſchließlich, wenn auch nicht im Ganzen meines Lebens, ſo doch in einem guten Teile glücklich werden.

Dein
alter Schulkamerad und Freund,
der, Gott ſeis geklagt, Student
der Theologie
Leberecht Wacker.

So so, dachte ich mir, Theologe und verliebt dazu, — der arme Kerl! Im Übrigen verachtete ich ihn, daß er dem Grafen einen Dankbrief geschrieben hatte. Im ersten Semester ist man ein sehr entschiedener Herr.

Dann habe ich Leberecht eine ganze Weile aus den Augen verloren, denn ich mußte eine dunkelrote Mütze tragen und sehr häufig auf dem Mensurcrux stehen. Hatte auch viel mit mancherlei Mädchen zu thun, die mir interessanter waren als Leberecht.

So würde ich kaum in der Lage sein, über seine weitere Entwickelung zu berichten, wenn ich ihn nicht doch in bestimmten Zwischenräumen während der Ferien immer wieder gesehen hätte.

Das erste Mal traf ich ihn als einen stillen Menschen von allzu deutlich betonter Bescheidenheit an, der zwar, das merkte man gleich, in unbehaglichen Verhältnissen lebte, für den es aber eine seelische Zuflucht gab, die ihn immer wieder aufrichtete. Nicht zur Fröhlichkeit zwar, aber doch zu einer trostvollen Hoffnung.

— Na, hast du die Trennung von den braven Griechen und Römern glücklich verwunden? fragte ich ihn in meinem damaligen Fuchsentone, den ich sehr forsch fand, gleich beim ersten Wiedersehen.

— Ach, bitte, antwortete er, laß das. Ich denke nicht mehr daran, weil ich nicht mehr daran denken darf. Ich ſtudiere Theologie und ſuche das Andere zu vergeſſen. Es geht ſchon. Übrigens iſt das Hebräiſche wirklich ſehr intereſſant.

— Na alſo! Die alten Juden waren auch nicht von Pappe, und ob man nun Zeus ſagt oder Jahveh, es kommt immer auf dieſelbe Couleur hinaus.

— Ich bitte dich, ſprich nicht in dieſem Tone. Da ich nun doch Theologe bin, darf ich ſo mich nicht unterhalten.

— Ach ſo, du biſt auch gleich fromm geworden? Muß das denn ſein? Aber bon, ich will deine Fakultätsbedenken reſpektieren. Reden wir alſo nicht vom Gotte der alten Juden! Wie gehts dir denn ſonſt?

— Wie ſoll mirs gehen? Ich ducke mich und ſage ſehr oft: meinen herzlichſteu Dank!

— Wieſo?

— Mein Gott, ich lebe doch von anderer Leute Gnade.

— Ach ſo, der Graf . . .

— Nicht blos der. Den ſehe ich wenigſtens nicht, und er hat ſich ausdrücklich alle Dankesbezeugung von mir verbeten. Blos immer zu Neujahr muß ich ihm ſchreiben. Das iſt leicht. Aber ſonſt . . . .

In seinen Augen war ein unangenehmes Irren, wie wenn er Jemand voll Haß suchte. So ein verbitterter Sklavenblick.

Ich drang in ihn, mir zu erzählen, worunter er denn so litte.

Und er erzählte mir. Es war keine Leidenschaft, kein Aufbäumen in Ton und Wort, aber eine tiefe Erbitterung in seiner Rede. Ich sah, dieser Mensch leidet stumm und denkt an Rache, ohne es klar zu wissen. Er läßt sich treten und wagt nicht einmal auszuweichen, aber er ist keiner von denen, die unempfindlich gegen Demütigungen sind. Nur fehlt es ihm an Temperament und Kraft, auszubrechen aus dem Käfig. Er fühlt seine Kraftlosigkeit und hat nur den einen Trost: später, später!

Es war die jämmerliche Tragödie des Freitisches. Mir erscheint es nicht zweifelhaft, daß das, was er so tragisch empfand, für andere nur komisch gewesen wäre, für andere, die ein bischen Humor, starke Selbstzuversicht, eigene Freiheit und Frische in sich haben. Aber es war nun eben so, daß Leberecht diese Eigenschaften nicht besaß.

Er war schon damals halb aufgerieben, ein Entwurzelter. Dazu kam, daß er entschieden besonders Pech mit seinen Freitischen hatte.

Da war der erste, bei einem städtischen

Bureaubeamten. Dem hatte ein verſtorbener Bruder, der Paſtor geweſen war, ſein Vermögen hinterlaſſen, doch mit der Beſtimmung, daß er zweimal in der Woche einem Studenten der Theologie Freitiſch gewähren ſolle. Er that es auch, aber mit Wut im Herzen gegen gegen den Freitiſchler, der, wie er meinte, langſam aber ſicher „das lappige Vermächtnis auffraß.“ Er war ein ſehr unangenehmer Herr, der gleich bei Annahme Leberechts erklärte, daß ihm dieſe Freitiſchgewährung kein hervorragendes Vergnügen bereitete. Er aß wohl auch ſonſt nicht lukulliſch, denn er war geizig, aber an den Freitiſchtagen herrſchte die äußerſte Knappheit demonſtrativ als Prinzip. Daher ſahen auch die übrigen Familienglieder mit Ärger auf den „Suppen-Kandidaten“, den ſie als Grund der beſonderen Faſttage erkennen mußten. Kaum, daß ein Wort bei Tiſche geſprochen wurde. Selbſt das Klappern der Löffel ſchien für Leberecht einen feindſeligen Klang zu haben. War der Hausherr in beſonders übler Laune, ſo ließ er es auch nicht an höhniſchen Reden fehlen. „Sie ſtochern ja ſo am Fleiſche herum, Herr Kandidat! Es thut mir recht leid, daß ich Ihnen kein Filet vorſetzen kann. Na, ſpäter werden Sie es ja nachholen. Die Herren Paſtoren laſſen ſich nichts abgehen.“

Dagegen war Nummero Zwei ein fröh-

licher Herr. Der war ein ebenso freisinniger wie witziger Kaufmann, der gerne sein Späßchen hatte und sich seinen theologischen Freitischler als eine Art Hofnarren hielt. „Liebet Eure Feinde!“ sagte er, „und darum füttre ich einen Kandidaten.“ Es gab gut bei ihm zu essen, aber Leberecht mußte sich viel gefallen lassen. Bald stellte Herr Meyer die ernsthafte Frage, ob das Kalb, dessen Nierenstück da in saurer Sahnensauce lag, auch eine unsterbliche Seele gehabt habe, und, wenn, ob diese besagte Seele nun auch im Himmel sei? Bald schärfte er seinen etwas stumpfen, aber recht schartigen Witz direkt an Äußerlichkeiten Leberechts und fragte, ob es für Theologen ein paragraphiertes Gesetzbuch gäbe, nach dem sie verpflichtet wären, ihren Konfirmationsrock bis zum Staatsexamen zu tragen. Bald forderte er Leberecht auf, eine kleine Predigt oder wenigstens eine Vorlesung über dogmatische Gegenstände zu halten. Und alles, was Leberecht sagte, war ihm eine Quelle erstaunlicher Heiterkeit. Im einfachsten Worte, in der knappesten Antwort fand er durch die infame Kunst des Witzboldes, alles zu verdrehen und zu verzerren, eine Albernheit oder Schiefheit. „Hört nur den Kandidaten! Hahahaha! Ja, so ein Theolog rechnet uns aus, wieviel Engel auf einer Nadelspitze

tanzen können. Das iſt hiſtoriſch! Nicht wahr, Herr Paſtor? Sagen Sie mal: Wenn ein Engel Schnupfen hat, nieſt er dann?“ Und mit ihm ſah die ganze Familie Meyer in Leberecht eine komiſche Figur. Selbſt die Kinder erlaubten ſich ungezogene Scherze mit ihm, und der Alte wollte ſich ausſchütten vor Lachen, wenn auf Leberechts Rücken ein Kreidekreuz von der Hand des Jüngſten prangte.

Der dritte Freitiſch dagegen war fromm. Es waren zwei alte unverehelichte Damen, die ihn hielten. Sie hatten jeden Tag einen andern Theologen bei ſich zu Gaſte, und die Technik ihrer unausſtehlichen frommen Tadelſucht beſtand darin, daß immer der Theologe von geſtern dem Theolgen von heute als Muſter vorgeführt wurde. Kaum war das Amen des Tiſchgebetes verklungen, ſo ging es los:

„Nein, Herr Wacker, wie gleichgiltig beten Sie zu unſerm Herrgott! Ein zukünftiger Paſtor ſollte wahrlich ſchönere Worte finden und nicht in dieſem kalten Tone zum Geber aller Gaben reden, ohn den nichts iſt, das iſt, von dem wir Alles haben. Ach, wenn Sie einmal Herrn Stellmacher beten hörten! Herr Stellmacher, ach, der betet ſo innig, der hat ſo einen Tonfall des Herzens, und ſeine Augen, ſeine Augen,

die ſind ſo ... Ja, Herrn Stellmacher könnten Sie ſich zum Muſter nehmen. Herr Stellmacher, das iſt ein Theologe, wie er ſein ſoll. Herr Stellmacher, das wird einmal ein Paſtor! Schon in ſeinen Bewegungen zeigt Herr Stellmacher den Knecht Gottes, und es iſt immer ſo erbaulich, wie er das Mahl mit ſchönen Sprüchen würzt und nicht blos immer darauf bedacht iſt, zu nehmen und zn eſſen. Nicht wahr, Amalie?" Und dann begann Amalie das Lob des Herrn Stellmacher anf dem dunklen Hintergrunde der Leberechtſchen Gebrechen hell und herrlich aufzutuſchen in eitel Glorie und Glanz. Leberecht ging nie anders von dieſem frommen Tiſche, als zerknirſcht und tief bedrückt von einem Gefühle grenzenloſer Unzulänglichkeit.

Selbſt beim vierten Freitiſch, im Hauſe eines reichen Rentiers, der ihn aus gutherziger Laune hielt, litt Leberecht. Dort hielt man ihm nichts vor, verſpottete ihn nicht, behandelte ihn nicht feindſelig. Alle, der behäbige Hausherr, die ſtattliche Hausfrau, die beiden hübſchen Töchter, und der Sohn, ein flotter Juriſt im dritten Semeſter, kamen ihm freundlich und heiter entgegen. Die Speiſen waren zahlreich und gut, es gab Wein bei Tiſche, nach dem Eſſen muſizierten die Mädchen, und die drei Männer

ſaßen rauchend beim Kaffee. Es wurde viel gelacht und geneckt, vom Theater, Konzerten, Bällen geplaudert, Toilettefragen behandelt, Pläne zu Sommerreiſen entworfen. Ein junger Mann, der, aus ähnlichen Verhältniſſen ſtammend, hier zu Gaſte geweſen wäre, hätte ſich ſehr wohl fühlen müſſen. Aber Leberecht fühlte nur, wie fremd er dieſem Allen war, eine wie ſchlechte Figur er in dieſer Umgebung machte. Man ließ ihm gewiß nichts merken, aber er wurde das Gefühl nicht los, daß hier an ihm Barmherzigkeit geübt wurde, ohne daß man ſich im Übrigen um ſein Weſen eigentlich kümmerte. Man war ſehr nett zu ihm, aber es ſchien ihm, mit großem Unrecht wahrſcheinlich, als wollte ſich hier der Reichtum vor der Armut produzieren. Er hatte die Empfindung, als ſeien dieſe reichen Leute raffiniert grauſam ihm gegenüber. Ihre Heiterkeit, ihr ſchönes Weſen, ihre guten Formen, ſogar ihre Lebenswürdigkeit ſchmerzten ihn, denn alles dies beſaß er nicht, und er fühlte wohl, daß er es nie beſitzen würde. Und bald erſchien ihm ihre Heiterkeit als Frivolität und alles übrige als Äußerlichkeit ohne Gehalt und inneren Wert, das ganze Verhältnis aber zwiſchen ihm und ihnen als Ungerechtigkeit. Er litt in dieſem Hauſe mehr, als in allen übrigen.

Am liebſten war ihm noch der fünfte

Freitisch, wo er für die einmalige Abspeisung in der Woche unverhältnismäßig viel zu leisten hatte, da man als Entgelt von ihm täglich eine Nachhilfestunde für den Sohn des Hauses verlangte, einen in seiner Klasse zurückgebliebenen Tertianer.

Das war die Erzählung Leberechts in den ersten Universitätsferien. Als er damit zu Ende war, gab er mir die Hand und sagte:

— Trotz alledem will ich aber nicht klagen, denn du weißt ja, was ich dir damals geschrieben habe: Ich bin verlobt. Du kennst ja Kuhns Ida. Wenn ich an sie denke, dann vergesse ich das alles. Wir lieben uns treu, und wenn sie einmal meine Frau wird, dann ist alles gut. Ach, du glaubst nicht, wie mich dieser Gedanke mit Hoffnung und Glück erfüllt. Sage aber noch zu Niemand etwas, gieb mir deine Hand darauf! Vielleicht schon in einem Jahre kann ich dich von dem Versprechen entbinden.

Er war ein ganz andrer Mensch, wie er das sagte, und ich fand, daß so eine Art von Verliebtheit, die ich eigentlich als Philistrosität zu verwerfen verpflichtet gewesen wäre, doch etwas hatte, das meinen vielfältigen Verhältnissen nicht eigen war. Ich wünschte ihm aufrichtig alles Glück und nahm mir vor, es nächstens auch einmal auf

dieſe Manier à la Ida zu verſuchen. Es iſt mir erſt geraume Zeit ſpäter geglückt.

Einſtweilen fuhr ich nach Leipzig zurück, trug meine dunkelrote Mütze weiter und vergaß Leberecht wieder, bis ich ihn nach einem Jahre aufs Neue in den Ferien traf.

Wie war der Menſch verändert! Er ſah mich feindſelig an, ſchon wie er mich begrüßte, und wollte einfach vorüber gehen. Mir fiel beſonders auf, daß ſein Geſicht faſt lippenlos erſchien. Es war etwas Verkniffenes an ihm, und ſelbſt ſeine Augen ſchien er nicht ganz zu öffnen. Ich dachte anfangs, es ſei das nur ſo der theologiſche Duktus, und ich genierte mich auch nicht, ihm meine phyſiognomiſche Meinung zu unterbreiten.

— Aber Leberecht! So jung und ſchon ſo ſauer! Es ſcheint, du haſt deinen Frieden mit der Gottesgelehrſamkeit gemacht. Geh, zieh deine Falten auf! Du haſt ja Ferien.

— Wenn ich Dir nicht gefalle, warum redeſt du mich an? Wenn du die Theologen verachteſt, warum läßt du mich nicht vorübergehn? Ich will nichts von dir.

— Beim Zeus von Offenbach, — was redeſt du denn jetzt für einen Stil? Menſch, bedenke, daß ich ſeit drei Wochen C. B. bin. Aber im Ernſte: was fehlt dir denn?

— Mir fehlt nichts.

— Dann mach ein andres Geſicht!

— Was haſt du mit meinem Geſicht! Ich habe keine Urſache, zu lachen.

— Aber du kannſt doch wenigſtens wie ein Menſch ausſehen. Nimm dir ein Beiſpiel am alten Kuhn! Wie Butter in der Sonne zerfließt, geht ſein Paſtorenantlitz auseinander vor heiterer Laune.

In dem Augenblicke, wie ich das ſagte, fiel mir plötzlich etwas ein, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte, und ich wußte auf einmal, warum Leberecht dieſe ſteilen Falten im Geſichte hatte: Kuhns Ida hatte ſich ja vor einem halben Jahre mit einem kleinen Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft verlobt ....

Ich mußte Leberecht anſehen, wie ich meine Entdeckung gemacht hatte. Er ſtand ſteif da und ſah unter ſich. Ich gab ihm die Hand und ſagte:

— Ach Unſinn! Deshalb! Du! Deshalb muß man doch nicht gleich leichenbittern! Das wäre noch ſchöner! Froh mußt du ſein! Froh! Hat ſie Dich ſo ſchnell aufgeben können, ſo wäre das auch keine richtige Ehe geworden. Danke deinem Gott!

Aber Leberecht ſchüttelte den Kopf. Dann ſagte er, immer, ohne mich anzuſehen:

— Dein Troſt trifft nicht. Es iſt nicht ſo. Es iſt nur wieder das, daß mir Alles genommen werden ſoll, das zu mir ſteht

und ſtimmt. Ich ſoll nichts haben, was mir lieb iſt, auch dann nicht, wenn es ein Menſch iſt, der mich liebt. Erſt das Studium. Das hab ich überwunden. Aber nun das Mädchen. Darüber komme ich nicht weg. Wie ein Verrückter ſtudiere ich und ſuche Troſt, aber es iſt blos Betäubung. Ich kann, nein, ich kann nicht glauben, daß es für mich auch die Liebe nicht geben ſoll. Ich muß doch auch ....

Mir ſchien es, als könne er vor innerer Erregung nicht weiter reden, und ich wußte vor dieſem Schmerze kein Wort zu finden.

Plötzlich nahm er meine Hand und drückte ſie:

— Dein lächelnder Paſtor hat ſie von mir weggeriſſen! Aus gemeinen Materialismus!

..... Weil dieſer Herr Fricke Geld hat und ich keins! Nein! Das iſt nicht chriſtlich! Das iſt nicht evangeliſche Liebe!

— Ja aber ich bitte dich, weißt du denn .... Haſt du denn mit ihm geſprochen?

— Ich? Nein.

— Aber das hätteſt du doch thun müſſen!

— Sie hat mich gebeten, es nicht zu thun.

— Trotzdem hätteſt du es thun müſſen.

— Ich bin wie zerſchmettert geweſen.

Ich . . . ich mußte . . . Siehſt du: ich bin ſo . . . unkräftig . . . Ich fühle: was über mich kommt, iſt immer ſtärker als ich, und ich muß erſt warten, bis ich Kraft gewinne, nicht aus mir, ſondern aus Gott, aus Gott, um den ich ringe; aus Gott muß ich Kraft gewinnen, aus ihm, dem ich nun danke, daß er Alles ſo gefügt hat, daß er mich zu ſich gezwungen hat in leidvollen Fügungen.

Was war denn über dieſen Menſchen gekommen? Er keuchte ja und war wie beſeſſen!

Ich erſchrack. Er fuhr fort:

— Laß fahren dahin! Sie liebt mich und muß leiden, denn ſie hat dem zu folgen, der ihr Herr ſein ſoll nach Gottes Rat und Schluß. Und ich . . . ich . . . ich darf ſie nicht mehr lieben . . . Nein! Ich habe zu lernen, ich habe zu ringen . . . Ich bin noch ſchwach. Aber der, um den ich ringe, wird mir im Kampfe mit ihm Kraft geben . . . Ich werde ſtark ſein und ihn haben als mein Gut und meine Kraft. M e i n Gut und m e i n e Kraft. Für mich giebt es nur ihn. Er ſei darum geprieſen!

Ich konnte nur den Kopf ſchütteln und mußte ihn gehen laſſen, der ſich einfach umwandte und mich ſtehen ließ.

Schon damals ſagte ich mir: So wird man alſo einer von den Strengen. Aber

ich fühlte doch auch, daß das für's Erſte nur Exaltation war. Hatte er nicht mit auflehnenden Worten begonnen? Hatte er nicht ſelber von Betäubung geſprochen? Gewiß, ſo war es: Er exaltirte ſich in eine wütende Theologie, um ſich zu betäuben. Wenn ihm endlich das Leben einmal lächelte, vielleicht, daß er doch noch zu einem beſſeren Frieden käme, als dieſem Gottesfrieden voll Erbitterung.

Aber das Leben hat es auch weiterhin übel gemeint mit Leberecht Wacker.

Als ich ihn nach wiederum einem Jahre in den Ferien ſah, da war er mit ſeinen ſechs Semeſtern fertig und bereitete ſich auf das Examen vor. Jetzt hatte er etwas, ich kann es nicht anders nennen: Hochmütiges, aber es war nicht die Hochmütigkeit deſſen, der Luſt an ſeinem ſtolzen Ich hat, ſondern jener verzweifelte und fatale Hochmut, den man allzubald als Zuflucht eines oft Gedemütigten erkennt, der nun mit einem kümmerlichen Bischen von Errungenſchaft ſchaltet, als hätte er Schätze in ſich. Seine Errungenſchaft war die Anſchauung von der Welt als von etwas unendlich Schlechtem und dann die bornirte Anmaßung des vom Leben Mißhandelten, als ſei er allein ſchon durch ſeine Demütigungen emporgehoben über Alle, denen es beſſer ergangen

war. Dieſe verkehrteſte Wendung des chriſtlichen Gefühles war bei ihm bereits ſchroff und feſt Gefühlsrichtung geworden. Er war ſich deſſen ſicherlich nicht bewußt, aber er ſtand ſchon im Beginne der Zeit ſeiner Rache.

Diesmal kamen wir nicht ſo gut auseinander. Anfangs wollte ich ſeinen Kanzelton mit Humor parieren, aber wie er anfing, impertinent zu predigen, da wurde ich grob:

— Nein, mein Teurer, das kannſt du mal deinen Bauern erzählen, und ich hoffe ſehr, daß ſie es vorziehen werden, Schafskopf zu ſpielen, als ſich von dir die Welt verekeln zu laſſen. Woher nimmſt du das Recht, deine Erfahrungen zum Maßſtab der Welt zu machen? Was, weil du nicht die Kuraſche und Schneid gehabt haſt, zuzugreifen, wo ein guter Griff gute Beute an Lebensgefühl und Menſchenglück bringt, darum ſollen die andern mit dir zuſammen ſauer ſehen? Denkſt du denn, du kennſt das Leben, weil du kein Talent dafür haſt? Köſtlich! Der Blinde, der die Welt ſchwarz heißt! Hätte Dir dein Herrgott einmal ein hübſches Mädel in den Weg laufen laſſen, vielleicht ſprächſt du dann anders.

— So! Alſo darauf kommt's an!? Und wenn ich Dir nun ſage, daß Gott mir in

der That auch dieſe Erfahrung geſchenkt hat? Wenn ich dir nun ſage, daß eben dies ſeine beſte, die große Gnade war, der ich es verdanke, daß ich nun der geworden bin, der ich bin? Ah, wie ich dich an dieſem Trumpf erkenne! Pfui, ſag ich! Pfui! Wiſſe: Eben das, was dich und deinesgleichen zum Heiden, zum Götzendiener der Luſt macht, hat mich zum erkennenden Knecht der Wahrheit werden laſſen. Wenn ich noch hoffen dürfte, dich bekehren zu können, würde ich dir dieſes lehrreiche Erlebnis, das mich hart an den Rand der Sünde gebracht hat, erzählen. So aber, da ich weiß, daß es Dir nur Anlaß zum Spotte geben würde, muß ich darauf verzichten und mich damit begnügen, Gott zu danken, daß er wenigſtens mich an dieſem Abgrund vorbeigeleitet hat.

Er ging ſteif und zufrieden von dannen. Mir aber ſaß der Floh im Ohr, daß ich gerne erfahren hätte, wie es in der Nähe des Abgrundes ausgeſehen haben möchte, in den Leberecht, Gott ſei gedankt, nicht gefallen war.

Der Zufall war mir günſtig, denn ein Corpsbruder von mir, der im nächſten Semeſter von Breslau nach Leipzig zurückkehrte, konnte mir die Geſchichte authentiſch genug erzählen, da er der Nachfolger Leberechts in der Gunſt jenes Mädchens war,

das dieſem, wie er meinte, Gott als letzten Wegweiſer zum Lande der wahren Erkenntnis von der Schauderhaftigkeit der Welt in den Weg geſtellt hatte.

Indeſſen: ich will wirklich nicht ſpotten. Es iſt zwar manchmal ſchwer, ſich nicht auf die Bank der Spötter zu ſetzen, aber in dieſer Hinſicht ſoll man ſich überwinden.

Die Geſchichte iſt kurz genug erzählt und hat keinerlei beſonders intereſſante Momente. Und doch iſt ſie es zweifellos geweſen, die Leberecht den letzten Stoß gegeben hat.

Das Mädchen hat ſie meinem Corpsbruder ſelbſt erzählt und mit einer Reihe feierlicher Briefe Leberechts belegt.

Es war eines von den vielen leichtſinnigen, ſchnell verliebten Dingern, wie ſie in jeder Univerſitätsſtadt zahlreich genug vorkommen, um der flatterhaften Erotik der akademiſchen Bürger ausgiebig Gelegenheit zur Bethätigung zu geben. Ein Nähmädchen, zwanzig Jahre alt, blond, nett, ſittſam im Auftreten, aber unverbindlichen Verhältniſſen nicht abgeneigt. Die nun hatte Leberechts Wohlgefallen ſo ſehr erregt, daß er offenbar gemeint hatte, in ihr Erſatz für Kuhns Ida zu finden, ſeine künftige Frau Paſtorin. Das hatte ſie bald bemerkt, und da ſie, wie nun das genäſchige Weſen der kleinen

Mädchen manchmal auf ſonderbare Geſchmackswünſche verfällt, es gerne auch einmal mit einem Theologen verſuchen wollte, als welchen ſie Leberecht natürlich gleich erkannte, ſo war, viel mehr durch ihr als ſein Bemühen, bald eine Annäherung geſchehen.

Es braucht nicht geſchildert zu werden, wie ſich Leberecht im Anfang benahm. Da war er ganz der immer ernſte, immer zärtliche, immer ſchüchterne Liebhaber geweſen. Hatte nichts gewollt, nichts verſucht, nicht einmal einen Anlauf zum Duzen. Aber ſehr bald ſchon hatte er in verſchleierter Ferne ein kleines Pfarrhaus leuchten laſſen und war immer ſehr innig geworden bei leiſen Andeutungen der Zukunft.

Lisbeth, ſo hieß die Kleine, war erſt verblüfft geweſen über dieſe Zurückhaltung und die Solidität in der Anlage dieſes abſonderlichen Verhältniſſes, aber ſie hatte ſich dann geſagt: das iſt eben das Theologiſche. Und ſchließlich hatte ſie die Perſpektive ins Pfarrhaus recht nett gefunden. So waren ſie ſich näher gekommen, und weil ſie ſich immer verſprach und du ſagte, hatte er das ſchließlich auch acceptiert.

Aber nun, wie ſie ihre Gewalt über ihn immer wachſen fühlte, hat ſie beginnen wollen, ihn ein bißchen nach ſich zu modeln.

Mit seinem Anzug hat sie angefangen und hat es auch wirklich dahin gebracht, daß er seinen Sonntagsrock zuweilen in der Woche anzog. Die Krawatten dazu hat sie ihm geschenkt, aber sie mußten schwarz sein. Andre wollte er durchaus nicht. Dann hat sie ihn das Küssen gelehrt. Das war schwer, aber schließlich hat er's ganz gut gekonnt. Nun aber wollte sie weiter gehen. Ob er denn auch tanzen könnte? Da ist er schon sehr streng geworden. Aber in ein Theater könnte er sie doch mal führen? Nicht um die Welt! Ob sie denn sein zukünftiges Amt vergäße?

Da hat sie sich denn gedacht: was kann da sein, und sie hat versucht, mit einem großen Hauptschlage eine durchgreifende Reform seines Wesens zu begründen. Und nun begannen, ins Lutherisch-Leberechtische übersetzt, die Versuchungen des heiligen Antonius.

Ich habe die Briefe Leberechts gelesen, die dieser schwierigen Epoche angehörten, und ich muß sagen: er hat mir rechtschaffen leid gethan. Diese Leute haben den Teufel zwar nicht im Leibe, aber in der Seele, und das ist sicher das Schlimmere. Wie hat der arme Kerl sich abgerauft mit dem, was er die böse Lust nannte. Zwar hat er dem Teufel kein Tintenfaß an den Kopf

geworfen, aber ausgeſchrieben hat er mehr als ein Tintenfaß, um ihn zu bannen. Armer Teufel! ..... Ich meine Leberechten.

Der Schluß war mein Corpsbruder. Er kam gerade in dem kritiſchen Augenblicke, als Lisbeth genug Briefe hatte und einſah, es werde ihr nie gelingen, dieſe Korreſpondenz zu parieren. Sie griff mit beiden Händen nach dem flotten Mann mit den lachenden Augen und konnte es ſich leider nicht verſagen, an Leberecht einen recht wenig netten Brief zu ſchreiben.

Ein andrer wäre vor das Mädel hingetreten und hätte ihr in angemeſſenen Tone die Leviten geleſen, — Leberecht that wie immer: er verkroch ſich in ſich ſelber und bebrütete ſein Mißgeſchick. Als er damit fertig war, war auch ſein triſtes Weſen von Strenge und Säure fertig. Es fehlte blos noch das Examen, die Anſtellung und Pauline. Die haben dann den Eſſig zur ganzen Schärfe gebracht, und ich fürchte ſehr, es iſt einer von den ſchlechten Eſſigen, die nie milde werden.

Das iſt nun ſo: Aus den einen Trauben kocht die Sonne Malvaſier und aus den anderen quetſcht die harte Kelter einen Saft, der kaum gut genug iſt, Salat damit an zumachen. Das iſt der Wehe-Wein.

Selig ſind, die ihn nicht trinken müſſen.

Zwei Äpfel

Dicht unter dem ſenkrecht aufſteigenden Anſatze des ſchönen Mendelzuges, der den großen Wein- und Obſtgarten des Über-Etſch wie eine Rieſenmauer gegen Weſten abgrenzt, liegt glücklich abgeſchieden von allen Touriſtenſtraßen das kleine Dorf Perdonig. Es iſt ſo wenig auf Fremdenbeſuch eingerichtet, daß man in ſeinem Gaſthofe nicht einmal immer Brot erhalten kann, und der Expoſiturprieſter, der dort oben in der Kirche ſelber wohnt, denn Kirche und Pfarrhaus ſtehen unter einem Dache, iſt ein lebendiger Beweis dafür, daß es auch andere Kleriker giebt, als die auf Eduard Grützners grinſenden Gemälden pfarrherrlicher Wohlbeleibtheit und Wohllebigkeit.

Und gerade darum, weil dieſes Dorf und ſeine Umgebung ſo ſehr von den üppigen Reizen der Eppaner Landſchaft abſtechen, führe ich meine Freunde, wenn ſie mich beſuchen, gerne dort hinauf. Nach den unabſehbaren Weinleiten des älteſten Landes

deutſcher Rebkultur ſieht man mit Vergnügen auch wieder einmal Äcker und Wieſen. Aber es kommt noch etwas hinzu. Steigt man nämlich zu den Ruinen der alten romaniſchen Kirche Perdonigs empor, ſo gewinnt man von einem Vorſprung des Berges aus einen ganz einzigartigen Blick: Meran und Bozen, die man ſonſt nur von viel größeren Höhen gleichzeitig ſehen kann, liegen als Endpunkte eines lang hingebreiteten wunderbar ſchönen Landſchaftbildes vor Einem. Es iſt ein Bild, das im äſthetiſchen Sinne gleichzeitig groß und intim iſt; ich wünſchte wohl, daß ich imſtande wäre, es zu malen. Mit Worten kommt man da nicht aus.

Noch immer, wenn ich Jemand da hinaufführte, lohnte mich ein Ausruf des Entzückens, und, wie das ſchon ſo iſt: dieſer Ausdruck thut mir immer ſo wohl, als wenn ich ein Verdienſt an der Schönheit dieſes Bildes hätte; den ganzen Weg über freue ich mich ſchon auf den Augenblick, da ich ihn einheimſen werde.

Da war ich nun kürzlich recht ernüchtert, als mein Freund Franz, dem ich als Privatdozenten der Kunſtgeſchichte eigentlich eine beſonders lebhafte Ergriffenheit zugetraut hatte, erſt gar nichts ſagte und dann, während er ſeine Blicke immer links in Meran ließ, die merkwürdige Frage that:

— Sag mal, haſt du Calville-Äpfel in deinem Garten?

— Nein, aber meine Tante hat einen Gummibaum in ihrer guten Stube, antwortete ich etwas ärgerlich.

Da lachte er:

— Ach ſo, du wunderſt dich natürlich, wie ich hier auf ſo eine Frage komme. Sie iſt mir auch wahrhaftig nur ſo herausgefahren. Du mußt nämlich wiſſen: Ich brauche Meran gar nicht, wie hier in dieſer herrlichen Landſchaft (na endlich! dacht ich mir) zu ſehen, ich brauche nur das Wort Meran zu leſen, ja manchmal genügt ſchon ein großes M, und ich ſehe zwei Calville-Äpfel vor mir, zwei große gelbe Calville-Äpfel mit dieſen ſchönen ſcharfen Einkerbungen, die dieſem Apfel ſo etwas Vornehmes, Extraes geben.

— Sonderbar! Höchſt ſonderbar! Du mußt in Meran zwei ſolcher Äpfel von ganz beſonderer Güte erlebt haben, und zwar nicht blos als Äpfel an ſich, ſondern in einer verteufelt innigen Beziehung zu irgend etwas anderem, das auch nicht ohne war. Ich ahne ein Erotikon.

— Du biſt ein gewaltiger Ahner und Zeichendeuter, und du haſt recht. Ja, — die beiden Äpfel . . .

— Alſo: genier dich nicht und erzähle!

— Ja du lieber Gott, da iſt eigentlich

nicht viel zu erzählen. Du mußt nicht denken, daß ein Roman für dich abfällt.

— Ich bin schon mit einer Novelle zufrieden.

— Es ist auch keine Novelle ... d. h. ich weiß nicht recht, was man heute eine Novelle nennt.

— Ich auch nicht, und übrigens bleibt sich das ganz egal. „Nenn's Gott, nenn's Liebe!" — wenn's nur gut ist.

— Gut war's. Wenigstens für mich. Ich werd es nie vergessen. Es war ein richtiges Geschenk, und heute noch staune ich, wie Einem manchmal die Gnade in den Schooß fällt, und man hat sie genossen und ging weiter, als wär es gar nichts gewesen. So passieren Einem die schönsten Sachen in der Zeit, wo man am dümmsten ist, nämlich in der Jugend.

— Hopla! Es giebt nichts Gescheidteres als die Dummheit in der Jugend. Die Weisheit, die Alles auskostet und mit steifen Beinen sitzen bleibt und wartet, ob nicht noch ein Tröpfchen fließen will, diese Weisheit, mein Sohn, kommt schließlich in die Hefe. Übrigens braucht das nicht auf deine Geschichte zu passen. Und nun erzähle, sonst komme ich auf den Geschmack und gebe Maximen und Reflexionen von mir wie Marc Aurel. Diese Landschaft ist gefährlich.

Mein Freund, der wie ich auf der übermooſten Felsplatte ſaß, lehnte ſeinen Rücken an die graue Steinbuche und ſah mit einem ſchier andächtigen Blicke auf Meran hin, das ganz märchenhaft wie in lauter Golde ſchwamm. Denn während bei uns oben, die wir im Schatten der Mendel lagen, ſchon Dämmerung war, verebbte unten noch der Tag.

Dann erzählte er:

Du erinnerſt dich, daß ich gleich nach unſerm Abiturientenexamen von den Ärzten nach dem Süden geſchickt wurde, weil meine Lunge angegriffen war. Mein Vormund konnte mich mit reichlichen Mitteln ausſtatten, und ich junger Burſche reiſte als völlig freier Herr durch die ſchönen Lande.

Aber Gott weiß, ich reiſte nicht vergnügt. Ich war ja nicht akut krank, und die Ärzte hatten mir ja auch geſagt, daß direkt nichts zu befürchten ſei, aber ſchon die ernſte Mahnung, daß ich unabläſſig auf mich zu achten hätte, um auch nicht durch das geringſte Verſehen eine Verſchlimmerung meines Zuſtandes herbeizuführen, genügte, mir das Gefühl beizubringen, ich ſei eigentlich nur noch zum Abſchiednehmen da.

Heute weiß ich, daß ich damals in viel höherem Grade Hypochonder geweſen bin,

als lungenkrank, aber schließlich ist die Einbildung, ein Todeskandidat zu sein, auf das Gefühlsleben eines Menschen von nicht geringerem Einflusse, als ein wirklich ernsthaft krankes Organ. Und dann war ich ja wirklich schon einmal nahe genug am exitus lethalis gewesen, so daß ich mir schon mit einigem Rechte die Melancholie des hippokratischen Gesichtes leisten konnte.

Mein Zustand war hauptsächlich apathischer Natur, eine nicht so sehr körperliche als geistige Müdigkeit. Ich träumte so herum und gefiel mir im Grunde gar wohl als Einer, der philosophisch abgeschlossen hat und die Abendröte genießt, wie Goetz von Berlichingen im letzten Akte. Zuweilen ergriff mich freilich der Gedanke, daß diese Philosophie eigentlich am Ende eines arbeitsamen Lebens angemessener wäre, aber ich fand dann eben darin wieder das nicht unangenehme Gefühl, das Opfer einer tragischen Bestimmung zu sein.

Nur ganz selten trat der heiße Wunsch, zu lieben, zu genießen an mich heran. Dann hätte ich mich am liebsten in Ausschweifungen aller Art gestürzt und ein bißchen galopp gelebt, aber mein innerer Lebensinstinkt war gut beraten: über den gereizten Wunsch, das wütende Wollen kam ich nicht hinaus. Die Wollust der träumerisch

drapierten Entſagung, die mir ſo leicht fiel, war mir angenehmer.

In dieſem Zuſtande verließ ich Venedig, um nach Meran zu gehen.

Venedig war recht ein Ort für mein verſonnenes Schwebeleben geweſen. Dort, wo Alles ſo ſchön in ſich zuſammenſinkt, wo das Leben in ſchönen Formen dämmerig vergleitet, wo die ſchwarzen Gondeln auch einen ganz Geſunden in laſſe Träume einwiegen können, da hatte ich mir recht eine Güte gethan an wohlig müden Stimmungen. Es war ein Sybaritismus in hingegeben matten Gefühlen geweſen, geradezu ein Verſchwimmen in ſeeliſchen Nebeln, — weiter konnte es nun nicht gut gehen, und wäre es weiter gegangen, ſo wäre es, glaube ich, das Ende geweſen. Ich hätte mich wohl nimmermehr in ein ſchaffendes, thätiges Leben hinübergefunden.

Meran wirkte danach auf mich wie ein unangenehmer Reiz. Ich war aufgebracht und ärgerte mich über Alles. Ein förmlicher Haß erfüllte mich, das iſt mir beſonders deutlich in der Erinnerung, gegen das raſch und ſpringend fließende Waſſer der Etſch. Auch die ſcharfen Linien des ſchönen Gebirges, das weit herab ſchon Schnee zeigte, ärgerten mich. Alles Friſche war mir zuwider. Dabei war es ein wunder-

bar schöner Herbst von einer stürmischen Farbenpracht. Aber eben dies war mir unangenehm. Grau und schwarz hätte alles sein sollen, höchstens noch dunkelbraun.

Du wirst dir das kaum vorstellen können, und mir selbst ist es in der Erinnerung manchmal unfaßbar, aber es war schon so. Ich muß mir heute wohl sagen: es war die Krisis. Es war eine empörte Flucht vor dem Leben, und, ganz sicher, damals war ich wirklich krank. Ich sah auch sehr schlecht aus, und das that mir wohl. Ich freute mich, wie blaß ich war, und ich bestrebte mich förmlich, mir Falten ins Gesicht zu ziehen.

Jedes Wort war mir zu viel; selbst zu der Kellnerin, die mich bediente, sagte ich, außer wenn ich etwas bestellte, nichts. Natürlich aß ich auch nicht an der gemeinsamen Tafel, sondern ließ mir, wenn die allgemeine Abspeisung vorüber war, eigens servieren. Daß ich infolgedessen nicht das Frischeste bekam, war mir gerade lieb. So konnte ich mich doppelt ärgern.

Eines Tages kam ich aber doch etwas zu früh zum Essen und fand die Table d'hote-Gesellschaft noch beim Nachtisch. Ich sah unwirsch über die Tafel weg und bemerkte, daß sehr schöne große Äpfel gereicht wurden.

„Bringen Sie mir nachher Äpfel!“ befahl ich der Kellnerin, wie sie mir das Gedeck richtete.

Sie tischte mir einen Gang nach dem anderen auf; ich aß so gut wie nichts und wiederholte: „Solche Äpfel nachher!“

Die süße Speise kam, ich rührte sie nicht an. „Nehmen Sie die Torte weg!“ rief ich gereizt, „bringen Sie die Äpfel!“

Die Kellnerin ging. Die Abtragkellnerinnen räumten den Tisch ab; als letztes trugen sie die Obstschalen hinaus, auf denen noch einige Apfel lagen. „Die Kellnerin soll nun endlich meine Äpfel bringen!“ rief ich ihnen erbost nach.

Minuten vergingen. Ich saß allein. Niemand kam.

Ob die Kreatur mir wohl die Äpfel bringt? dacht ich voll Wut.

Niemand kam.

Ach, sie will wohl nicht! So eine Wirtschaft!

Ich schlug an mein Glas.

Es regte sich nichts.

Mich erfaßte, es klingt lächerlich, ein ohnmächtiger Zorn. Ich hätte ja hinausgehen und mich beschweren können. Nein, ich wollte warten. Ich wollte warten. Ich ..... ich wollte ihr schon zeigen ...

Eine halbe Stunde verging. Mein Zorn ſchlug in eine blöde Bekümmernis um. Mir war, als wäre ich von allen Menſchen verlaſſen.

Zum Sterben betrübt ſtand ich auf und lief ziellos in den Anlagen herum. Ich fühlte doch, daß ich ſeeliſch krank war, aber ich konnte mich nicht überwinden. Stundenlang ſtand ich an der Etſch und ſah voll bangen Ingrimmes ins Waſſer.

Es dunkelte ſchon, als ich ins Gaſthaus zurückkam. Erſt wollte ich ins Speiſezimmer, aber ein unbegreifliches Schmerzgefühl hielt mich ab, hineinzugehen. Ich ging in mein Zimmer und legte mich mit dem Gefühl ins Bett: wenn ich nur weinen könnte!

So lag ich, ich weiß nicht wie lange, im Halbſchlaf.

Da war es mir, als öffnete ſich die Thüre. Ich richtete mich erſchreckt auf, — richtig: die Thür war offen, und, träumte ich denn?, ein Teller mit zwei großen Äpfeln wurde hereingeſchoben.

Ich bin verrückt geworden!, war mein erſter Gedanke. Aber ich fühlte ja deutlich, daß mir kalter Schweiß die Backen herabrann, und ich ſprang aus dem Bette und griff nach den Äpfeln.

Das iſt kein Traum, das iſt keine Einbildung! ſchoß mir's durchs Gehirn, und

ich öffnete raſch die wiedergeſchloſſene Thüre und ſprang hinaus.

Da ſah ich am Ende des Ganges etwas Weißes. Es ſtand wie an die Mauer geheftet. Ich weiß nicht, wie mir da zu Mute ward, aber es war ein mir ganz unbekanntes Gefühl von Beſtimmtheit. Ich lief auf das Weiße zu und ſtarrte es an. Da legten ſich zwei Arme um meinen Nacken, und ich fühlte eine heiße Wange an meinem Geſicht.

Mir war zum Zerſpringen, und ich dachte wieder: das alles träumſt du blos. Nichtsdeſtoweniger aber griff ich um die weiße Geſtalt herum und zog ſie zu mir ins Zimmer.

Da erſt kam ich zu mir, und, ja, das iſt nun das Wunderſame, ich war nicht blos ganz wach auf einmal, ſondern begriff auch gleich mit einem Schlage alles.

Bitte, lächle nicht. Nein, ſo iſt es nicht, wie du wohl denkſt. Und, ſiehſt du, daß ich nicht ſo dachte, ſondern das Mädchen recht und rein erkannte in ihrem ſüßen, lieben Trieb, das ſind ich ſo über alle Begriffe ſchön und wunderbar.

Sie hat es mir ja auch in Worten gar nicht recht ſagen können. In ihrem Stammeln und Hauchen war es nicht ſo ſehr wie in ihren Blicken und dieſem Streicheln mir über die Haare.

Es war die reinſte Güte, die helfen wollte; es war dieſer rührende Inſtinkt: ich liebe ihn, alſo muß ich ihm helfen können; es war, du darfſt nicht lachen, Liebe des Weibes in ihrem urtiefſten Weſen.

Sie hatte mich lieb nnd litt mit mir; ſie wurde von mir nicht einmal beachtet und war mir doch nicht gram deshalb; ſie ſann nur immer: wie kann ich ihm etwas zuliebe thun. Da zeigte ich zum erſten Male einen lebhaften Wunſch, indem ich nach den Äpfeln verlangte, und das war ihr wie ein Zeichen, dem eine Eingebung folgte.

Am Ende wirſt du mir mit einem Kommentar nach modern pathologiſchem Geſchmacke dienen wollen und an erotiſche Hyſterie denken. Aber ich ſage dir: nein, es war nichts als ſimple Natur, ſankta ſimplizitas im ſchönſten Sinne. Ich begriff es heute vielleicht auch nicht, aber damals hab ich's unter Thränen verſtanden, wie ſo ein armes liebes Kind keinen andern Weg wußte, als dieſen einen: mir was ich wünſchte, in die Hand zu legen, nicht als Dienerin, ſondern als Weib.

Sie hatte ſich eigentlich vorgeſetzt, die Äpfel mir aufs Bett zu legen, aber wie ſie die Thür geöffnet hatte, war der Schreck über ſie gekommen.

„Wenn nun die Thüre zugewesen wäre?“ fragte ich sie.

„I hätt klopfet“ war ihre Antwort.

Wie selig war sie, daß ich mich freute. Sie zitterte am ganzen Leibe und war nicht zu beruhigen, aber immer wiederholte sie: „I bin so froh!“

So saßen wir lange nebeneinander auf dem Rande des Bettes und fühlten unsre Körper aneinander. Sie hatte ihre beiden Arme immer noch um mich gelegt und hielt ihren Kopf an meinem. Flüsternd gingen die Worte den kurzen Weg von Mund zu Mund, und mir war, als wären wir zwei Kinder.

Ich küßte sie. Sie gab den Kuß leise zurück. Wir nannten uns du, als seien wir Gespielen seit langen Jahren und hätten uns immer gekannt.

Da machte sie sich mit einem Ruck von mir los und drang erschreckt in mich, daß ich ins Bett gehen sollte. „Oh, du verkühlst di ja! Schnell nei in die Decken! Schnell, schnell.“ Und sie war nicht eher ruhig, als bis ich warm zugedeckt in den Kissen lag.

Ich ließ alles mit mir geschehen wie ein Kind. Sie stand noch lange über mich gebeugt am Bette und flüsterte und erzählte und lachte leise dazu vor sich hin und war

in allem wie eine gute Schweſter. Dann gab ſie mir noch einen langen Kuß und ging.

„Bleib doch, bleib!“ rief ich ihr zu und wollte nach. „Itte! Itte!“ *) flüſterte ſie bittend und verſchwand durch die Thüre.

Ich ſchlief mit einem Gefühle nie gekannter Frohheit ein, und wie ich am nächſten Morgen erwachte, begrüßte ich zum erſten Male wieder die Sonne mit heiteren Augen.

Mein Freund ſchwieg und ſah zu den ſchneeigen Zacken hinter Meran auf, die, allein noch von der Sonne beſchienen, wie ein goldener Rand über dem dunklen Blau lagen, in das die ganze Landſchaft jetzt getaucht war.

— Nun, und weiter? fragte ich.

— Es kamen noch viele ſchöne Tage, und ich wurde geſund.

— Aber das Mädchen?

— Das Moidl**) und ich, wir hatten uns von Herzen lieb. Ich bin nie wieder einem Weibe begegnet wie ihr. Unverdorben und hingebend, heiter und voll Gefühl, ſtark und lieb war ſie, wie keine von allen

*) Nicht, nicht!

**) Tiroleriſch für Maria.

denen, die mir ſpäter über den Weg oder gar übers Herz gelaufen ſind.

— Ja, aber Menſch, warum haſt du ſie dir denn nicht auf immer behalten? So was läßt man doch nicht ſtehen in dieſer Welt, wo es an ganzen Frauen, weiß Gott, bedenklich mangelt!

Ich rief das ganz aufgeregt und ſah meinen Freund grimmig an.

Der ſah aber über meinen Blick weg zu den Höhen, die nun auch ohne Sonne waren, und ſprach:

— Wenn ich doch älter geweſen wäre und ein fertiger Mann! Wenn ich doch gewußt hätte, was ich heute weiß! Wenn ich doch kein dummer Junge geweſen wäre! .... Wir wollen gehen und nicht mehr davon reden!

Die falſche Kindbetterin

Die alten Herren ſind auch einmal jung geweſen.

Manche verſtellen ſich zwar und thun ſo, als wären ſie ſchon als Großväter auf die Welt gekommen, kühl und weiſe und gemeſſen, aber ſie haben die ſchönen Geſchichten, die das Gegenteil beweiſen könnten, wahrſcheinlich nur vergeſſen. Andere, die ein luſtigeres Gedächtnis haben, machen keinen Hehl daraus, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ihnen die Mütze im Nacken ſaß und das Herz gewaltig hinter allerlei Mädchen herſchlug. Mit ſolchen iſt es luſtig und lehrreich zu plaudern.

Ich kannte einen alten Herrn dieſer fröhlich aufrichtigen Art, als ich in München mit den „Modernen“ zuſammen feurige Reden wider die verächtliche Welt ſchwang, die Paul Heyſe lieſt, und gleichzeitig für anderen Leſeſtoff ſorgte, indem ich verwegene Gedichte

und Novellen von mir gab. Dieſer alte Herr hielt zu uns Jungen, obgleich er ein königlich bayeriſcher Oberlandesgerichtsrat a. D. war. Er fand, wir ſeien gar nicht ſo ſchlimm, wie man uns nähme, und vielleicht nicht einmal ſo ſchlimm, wie wir uns gaben. Ja er meinte ſogar, ſeine Generation ſein ein gut Teil ſchlimmer geweſen, als wir, und er pflegte hinzuzufügen: Gott lob!

Er meinte nämlich, eine gewiſſe Portion Untugend ſei direkt ein jugendliches Reſervatrecht, und wie er, der im übrigen kein Partikulariſt war, es nicht wünſchte, daß das bayeriſche Weſen allzuviel norddeutſchen Drill annähme, ſo wollte er auch nicht, daß die Jugend gleich ſo vollkommen reputierlich wäre, wie das Alter.

— Jugend ſoll drauflos gehen und ihre Luſt haben! war ſein Wort, deshalb ſoll ſie freilich nicht ausſchweifen, denn das iſt recht eigentlich wider den Geiſt einer geſunden Jugend. Überſchäumen — ja! Aber nicht auslaufen! Eine Jugend, die der reifen Mannheit nichts übrig läßt, zeigt erkrankte Inſtinkte. Sie iſt ein Strohfeuer, das wer weiß wie wild ausſieht, und hinter dem doch nichts ſteckt, als frühe Dürre. Den Saft erhalten, junge Leute! Nicht ſo ſchnell Glatzen kriegen! Lebfriſch bleiben und uns Alten ein fröhlicher Anblick! Dann

wird euch kein Verſtändiger ſauer anſehen, wenn ihrs auch mal ein bischen toll treibt!

Im alten Hofbräuhaus oben im „Offiziersverein“ haben wir manchmal zuſammengeſeſſen, und ich habe ihm immer mit der gleichen Luſt zugehört. Er konnte ſo nett erzählen, ein bischen im altmodiſchen Stile, ſo eine Spur kalenderhaft-behaglich; mir gefiel das außerordentlich. Oft habe ich ihm geſagt: Aber das müſſen Sie ſchreiben! Das iſt ja eine Novelle! Genau ſo wie Sies erzählen, ſollten Sies ſchreiben, nichts dazu und nichts davon, und es wäre köſtlich!

Aber davon wollte er nichts wiſſen:

— Erzählen, — ja; ſchreiben, — nein. Nicht etwa, weil ich dächte, es lohnte ſich nicht, oder es gehörte ſich nicht für mich, ſondern ganz einfach: Ich kanns nicht. Ich habs nämlich früher ſchon ein paar mal verſucht, aber erſtens iſt mirs ſehr ſauer geworden, und dann hat mirs ſchließlich nicht einmal gefallen, wie ichs geleſen habe. War alles ſo ſteifbeinig und mühſam, wie mit Reißzwecken aufgenagelt, kalt und kahl; mit einem Worte: man mußte merken, daß der Mann, der das geſchrieben hatte, nicht vom Handwerk derer war, die mit Kunſt erzählen. Ich weiß auch nicht, wie das kommt, aber es iſt nun ſo: Sobald ich die Feder in die Hand nehme, krieg ich den Juriſtenſtil und

verliere alle Laune. Und überdies: Ihr schreibt ja gerade genug; da soll unsereins nicht auch noch mitthun wollen.

Trotzdem glaube ich, daß er die Geschichte, die ich jetzt versuchen will, ihm nachzuerzählen, sehr viel besser geschrieben hätte, als ich es vermag, der ich die Zeit, in der sie spielt, nicht miterlebt habe. Ich will mir alle Mühe geben, wenigstens den Ton zu treffen, in dem er sie mir erzählt hat, und ich hoffe, daß er mir kein zu gestrenger Kritiker sein wird, wenn sie ihm oben in seinem „Juristenhimmel" zu Gesichte kommen sollte, wohin er leider vor ein paar Jahren abgegangen ist.

Wir waren auf dem Wege zum Hofbräuhause einem Herrn begegnet, an dem mir eine überaus starke Ähnlichkeit mit einem Altersgenossen und Freunde meines Begleiters aufgefallen war: mit dem alten knurrigen Professor Störzer. Dieser alte Herr, der nun auch tot ist, war der direkte Gegensatz zu dem Oberlandesgerichtsrat. Er mochte die Jugend gar nicht und am allerwenigsten uns, die er einen „geistlosen Aufguß des jungen Deutschland" nannte und gerne mit dem zornigen Langzeiler, ich weiß nicht, welches römischen Poeten, regalierte, der, wenn ich ihn recht behalten habe, also lautet:

Proveniebant oratores novi stulti adolescentuli.

Er zeigte ſich trotzdem manchmal an unſerm Tiſch, aber es gab dann immer Streit und Unerquicklichkeit. Denn zu allem übrigen kam auch noch, daß er, der alte Hageſtolz, ein eingefreſſener Weiberfeind war, der es durchaus nicht verwinden konnte, wenn Einer von uns ſich mannhaft als Gegner des Wortes bekannte: Das Weib iſt bitter. Zumal für erotiſche Lyrik hatte er nur das eine Wort: Larifari! Und wir waren doch alle ſo ungemein erotiſche Lyriker.

Alſo dieſem alten Weiberfeinde und Profeſſor ſah der Herr auffällig ähnlich, der uns begegnete, als wir zum Hofbräuhaus wandelten. Nur mochte er nicht wie dieſer ſchon über die ſiebzig, ſondern etwa fünfzig ſein. Er grüßte meinen Begleiter, und ich fragte dieſen deshalb: Iſt das ein Verwandter vom Profeſſor Störzer?

Der Oberlandesgerichtsrat lächelte ſonderbar und ſagte blos: Oh ja, ſehr.

— Wieſo? fragte ich weiter.

— Das iſt eine kleine Geſchichte, die ich Ihnen gleich nachher erzählen will, wenn nicht etwa der Profeſſor oben iſt. Denn Sie wiſſen ja: Der liebt die erotiſchen Geſchichten nicht.

Wir fanden unſern Tiſch leer und blieben

den Abend über allein. Der Oberlandesgerichtsrat gab erst sein Urteil über das Bier ab, dann fing er gleich zu erzählen an:

Sehen Sie, das ist auch so eine Geschichte, aus der Sie ersehen können, daß Sie die Liebe und den Leichtsinn nicht erfunden haben, und daß vor Ihnen auch schon Leute da waren, die an der Quelle lagen und tranken. Seien Sie also künftig nicht unbescheiden und thun Sie fürder in Ihren Novellen nicht so, als wären Sie die Entdecker des gelobten Landes.

Nun warten Sie mal; wie fang ichs an, daß ich Ihre gute Meinung von meinem novellistischen Talente nicht lügen strafe! Ich kann schon gar nicht mehr gemütlich erzählen, seitdem Sie mich zum Dichter gekrönt haben. Das ist wirklich unbequem; ich fange schon an, zu disponieren und zu komponieren. Alte Leute muß man nicht eitel machen. Das ist schonungslos.

Also lassen Sie mich denn dichten! Das heißt, nota bene, Sie dürfen Gift darauf nehmen: Das Leben hats vorgedichtet. So was fällt blos dem Leben ein. Warten Sie, ja wann war es doch ... richtig: 1847. Da kam er von der Schule in Bamberg und zog nach München, dort Philologie und Geschichte zu studieren. Er war ein ver-

teufelt hübſcher Junge, und noch nicht neunzehn alt, hochaufgeſchoſſen, ſehnig, ſtramm, — heute würde man ſchneidig ſagen. Aber doch ſah er anders aus, als die, die heute ſchneidig ausſehen wollen.

In parentheſi: Wir ſahen damals wirklich hübſcher aus, als ihr heute. Wir hatten ein anderes Ideal von Männlichkeit. Wir wollten nicht wie Leutnants ausſehen, ſondern eher wie . . . aber das iſt nicht leicht zu ſagen . . . uns ſchwebte ſo was vor wie Freiheitsdichter, Volkstribun, — na kurzum irgend etwas Ideales, Deutſches, mit langen Haaren und ſchwärmeriſch kühnen Augen.

Hans Störzer kam dieſem Ideal ſehr nahe, und noch heute denke ich mit Luſt daran, wie ſchön er ausſah mit ſeiner langen blonden Mähne à la Chamiſſo, die ihm bis über den hohen Rockkragen wegfiel, ſeiner ſcharfen Naſe, ſeinen großen, natürlich unbezwickerten Augen und dem feinen Mund mit dem bischen Schnurrbart darüber. So wie er ausſah, hätten wir Alle ausſehen mögen, ſchon der Mädchen halber, die ihm in einer Weiſe nachliefen, daß wir es ſchamlos finden mußten.

Wiederum in parentheſi: Unſre münchener Mädchen von damals, wohlverſtanden: die guten Bürgersmädchen, waren, ſo will mirs ſcheinen, von einem verliebteren

Schlage, als die heutigen, ganz abgeſehen davon, daß ſie viel hübſcher waren. Ich glaube: die Raſſe war noch reiner, die Dingerchen waren bayeriſcher, runder, luſtiger, und, wenn auch ein braves Teilchen Schwärmerei und Romantik in ihnen ſteckte, ſo war das doch keine Verſtiegenheit ins Kalte und Nebuloſe, ſondern vielmehr eine Promenade ins Schäferliche, wo das alte gefällige Lied durch die heimlichen Büſche klingt:

Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß.

Wer die Welt blos als moraliſche Anſtalt betrachtet, wird dagegen ſeine Einwendungen haben, aber es giebt ja auch andere Standpunkte, und, was uns damals betraf, ſo ſtanden wir auf denen und fühlten uns recht wohl dabei. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgend Einer von uns jemals mit einem käuflichen Frauenzimmer zu thun gehabt hätte. Wir hätten das als Geſchmacksverirrung, oder aber als Beweis dafür betrachtet, daß er nicht imſtande war, mit honetten Mädchen umzugehn.

Hans Störzer aber war direkt ein Meiſter in dieſer angenehmen Kunſt, und er hatte es noch viel weniger als irgend ein anderer von uns nötig, die Liebe von ihrer unſauberſten Seite ſehen zu müſſen. Er war

in einer Weiſe Hahn im Korbe, daß wir uns nicht gewundert hätten, wenn die Rede gegangen wäre, daß ſich Prinzeſſinnen um ihn zankten.

Er hatte aber auch wirklich alles, was den Mädchen damals gefiel. Nicht allein, daß er ein ſchöner, aufrechter Burſche war, dem man auf zehn Schritte unverdorbene Lebenskraft anſah, er war auch bald bekannt und bewundert als ein Kerl, der reiten, tanzen und fechten konnte, wie kaum ein anderer. Dies aber, ohne darum in den Ruf eines Kraftmeiers zu kommen; denn ebenſo bekannt war es, daß ein Stück Poet in ihm ſteckte. Die Mädchen, die ihn auf dem Reitfelde, das nun zum Maximiliansplatz geworden iſt, ſeinen Rappen tummeln ſahen, wußten zugleich, daß er auch den Pegaſus zu zügeln wußte, und ſeine Auslage auf dem Fechtboden war nicht eleganter, als die zierliche Form ſeiner Sonette und Terzinen.

Nur eines war bedenklich an ihm: er war in der Liebe nicht ſo beſtändig wie im Fechten und Reiten. Den ſchönen hohen Rappen Maxl hatte er ſemeſterlang, aber bei einem Mädchen hielt ers nicht lange aus.

Das Nannerl iſt nett,
Das ſieht wohl ein Jeder,
Aber die Babett,
Die iſt auch nicht von Leder.

Richtig verliebt war er wohl eigentlich nie dabei; die Liebe war für ihn auch blos so eine Art Kraftübung, — ihr würdet heute Sport sagen. Daß er darin den höchsten Rekord hatte, that ihm wohl; daß ein paar liebe Dinger darum Herzweh leiden mußten, berührte ihn wenig. Übrigens glaube ich auch nicht, daß das Herzweh im allgemeinen sehr groß war. Hans gehörte zu jener Art verführerischer Jungen, in die sich die Mädchen gern schnell, aber nicht tief verlieben. Sie merken es ihnen gleich an, daß es sich bei ihnen immer blos um Durchgangsstationen der Liebe handeln kann, und gerade das ist für viele ein Reiz mehr. Diese Art Don Juans (d. h. diesen Ausdruck möcht ich gleich wieder zurücknehmen, denn er giebt ein falsches Bild) ist im Grunde nicht sehr gefährlich. Herzbrüche giebts da selten, weil eben das Herz nur selten dabei ist.

Das hindert nicht, daß manchmal etwas passiert, das übel ausläuft. Und so was bildet den Inhalt der Geschichte, die ich nun erzählen will. Sie gehört zur Gattung der Tragikomödien.

Bei ihr muß ich nun aber wirklich den Novellisten spielen und alle Parentheſen beiseite lassen, sonst kommen Sie aus dem protestierenden Kopfschütteln gar nimmer heraus, und mein Renommé auf dem neuen

Parnaß iſt beim Teufel. Aber warten wir auf Kathi mit der neuen Maaß! . . . Alſo nun!

Die Mädchen ſollen zuerſt vorgeſtellt ſein. Marie hieß die älteſte, war dreiundzwanzig Jahre und brünett; dann kam die Elies; die war zweiundzwanzig und ſchwarz; aber die jüngſte hieß Cenzi uud war blond und neunzehn. Hübſch waren alle dreie, und ihr Vater war Profeſſor an der Ludovico-Maximiliana. Er las Geſchichte, ganz alte Geſchichte; was nicht mindeſtens altaſſyriſch war, intereſſirte ihn garnicht. Trotzdem war ſein Haus in der Theatinerſtraße luſtig nnd von den Studenten gerne beſucht. Das kam natürlich in erſter Linie von den Töchtern, aber die Frau Profeſſorin hatte auch ihr gut Teil Verdienſt daran. Denn ſie war ſo eine wichtige, luſtige, gemütliche, launige Altmünchnerin, der man die zweiundvierzig durchaus nicht anſah, die ſie auf ihrem rundlichen Rücken hatte.

Bei Frauen wird Humor ſelten gefunden; ſie hatte welchen; d. h. ich meine hier Humor in dem umfaſſenden Sinne, wo das Wort Weltanſchauung und Lebensdirektive bedeutet. Bei ihr ſpeziell ſah dieſer Humor ſo aus: ſie nahm die Welt wie ſie gebacken iſt, ſeelenruhig und heiter gelaſſen hin, ohne auch nur im mindeſten daran zu denken, wie dies oder das wohl anders ſein ſollte, möchte

oder könnte. Sie sah in der Hauptsache nur das Gute und Ersprießliche im Leben; kams aber mal bös und grob, so wußte sies schnell und ohne viel Aufregung so zu drehen, daß sie und ihr Haus nach Möglichkeit gut aus der Affaire kam. Es gab schlechterdings keine Überraschung für sie. Ein häufiger Spruch von ihr war: Dem Leben ist alles zuzutrauen; darum muß man sich nie aus dem Konzept bringen lassen. Immer, wenn sie ausging, trug sie einen umfangreichen Regenschirm bei sich, und wenn man sie dann auf den völlig wolkenlosen Himmel aufmerksam machte, antwortete sie: Der Himmel ist imstande und regnet ohne Wolken; hab ich mein Regendachl, brauch' ich mich um den Himmel nicht zu kümmern.

Etwas ganz exemplarisch schönes war ihr Verhältnis zu den drei Töchtern. Ich habe derlei nie wieder gesehen. Sie stand zu ihnen wie eine ältere Freundin, vor der es kein Geheimnis geben konnte, weil es ganz unmöglich schien, ihr etwas zu verschweigen; denn ihr Urteil, ihr Spruch war zu allem nötig. Dabei hatte dieses Verhältnis aber nichts Laxes; sie stand vielmehr in sehr großem Respekt bei den Dreien, nur, daß dieser Respekt auch nicht den geringsten Schein von Angst, von Entferntheit in irgend einem Punkte hatte. Es war einfach dies:

die Mädchen fühlten nicht blos die unmittelbarſte und innigſte Liebe zu ihr, als der Mutter, ſondern ſie hatten auch die klare Empfindung, daß dieſe eine beſondere, überlegene Frau war, ſo wenig ſie das äußere Weſen davon an den Tag legte. So war Liebe und Reſpekt in Einem da, und beides war reines Naturprodukt, nicht Katechismusreſultat oder ſonſtwie Pfropfwerk.

Ähnlich war das Verhältnis der beiden Alten zu einander, nur daß der gute Profeſſor doch auch ein klein wenig von ſeinen eigenen Qualitäten überzeugt war, ſodaß das Gefühl irgendwelcher Inferiorität glücklich vermieden blieb.

In dieſes Haus nun, wo es viel fröhliche Abende mit Muſik und Geſang und recht oft auch Tanz gab, ließ ſich Hans Störzer ſehr gerne einführen. Zu keinem anderen Zwecke als eben dieſem hatte er ja bei dem Profeſſor ein Kolleg über aſſyriſche Geſchichtsquellen belegt, die ihm im übrigen ſo gleichgültig waren, wie einem Mediziner das kanoniſche Recht.

Hans verkehrte ſonſt nicht gerne in Familien, denn das ſtimmte nicht zu ſeinen Anſchauungen von freier Burſchenherrlichkeit. Er hatte es ja auch nicht nötig; die Mädchen legten im allgemeinen weniger Wert auf ſeine Beſuche in ihren Häuſern, als auf ihre

in seinem. Das war eben das angenehm Unverbindliche in diesen Verhältnissen mit dem gepriesenen schönen Haus.

Nun aber war es ihm einmal ergangen wie dem Mohammed, und er hatte sich wie dieser schnell entschlossen gesagt: Kommt der Berg nicht zum Propheten, so muß eben der Prophet zum Berge kommen; der Effekt ist ja der gleiche.

Und in der That, es kam, wie er gewünscht und ohne weiteres angenommen hatte: alle drei Mädchen verliebten sich in ihn.

Die erste, die das merkte, war die Mutter. Eine gute Menschenkennerin, die sie war, erkannte sie sogleich, daß das keine Sache von bedenklicher Tiefe war, und so dachte sie sich: mögen sie sich immerhin ein bischen abraufen die dreie um den hübschen Jungen. Wärs blos eine, so wärs bedenklich; nuns aber alle dreie sind, wird eine der andern aufpassen, und so wirds ohne schlimme Streiche vorbeigehen. Auch rechnete sie wie mit einem absolut sicheren Faktor darauf, daß eine nach der andern zu ihr kommen werde, Rat und Spruch einzuholen. Einstweilen hielt sie es für ein genügendes Präventiv, wenn sie mit ein bischen mehr Ernst als sonst den Finger erhöbe und vor diesem Allerweltshans warnte, hinter dessen

Sporen- und Sonettgeklingel die geſammte Gänſeherde Münchens einherſchnatterte.

Es iſt eigentlich ſonderbar, daß die kluge Frau Profeſſorin, die ſonſt auch das ſcheinbar Unmögliche immer mit in Rechnung zog, in dieſem Falle blos an das Wahrſcheinliche dachte. In der Liebe aber, das hätte ſie bedenken müſſen, geht es immer unwahrſcheinlich zu. Daß ſie das überſah, und vor allem, daß ſie nicht an die Heimlichkeit als weſentliches Ingredienz verliebter Abenteuer dachte, war verhängnisvoll.

Das Unwahrſcheinliche, das ſich begab, war dies: die drei Schweſtern waren ohne jede Eiferſucht aufeinander und vergötterten ihren Hans gemeinſchaftlich. Und eben, weil dies ſo gemeinſchaftlich geſchah, dachten ſie nicht daran, ſich der Mutter zu offenbaren. Eine alleine hätte es am Ende nicht gewagt, vor ihr ein Geheimnis zu haben, aber alle drei zuſammen, das ergab ſo eine Art Komplottſtimmung, in der die erſte Pflicht iſt: du ſollſt deinen Kameraden nicht angeben.

So geſchah es, daß ſich die Mutter, die nur immer darauf achtete, daß die Mädchen nicht einzeln aus dem Hauſe kamen, ganz ſicher fühlte und nichts übles ahnte. Sie hielt es nicht mal mehr für nötig, zu warnen, oder die drei auch nur mit dem

ſchönen Hans zu necken. Als dieſer dann auch bald aus dem Hauſe wegblieb, dachte ſie mit Genugthuung für ſich: hier haben ſeine Reit- und Reimkünſte einmal verſagt.

Mittlerweile aber hatte der ſchöne Hans ruhig unermüdet und vergnüglich mit drei Werken gemahlen. Dieſes Abenteuer in triplo war wirklich die Krone ſeiner Liebesſiege. Derlei war außer ihm ſicher noch keinem gelungen. Er ſtieg damals mit einer richtigen Triumphatorenmine einher. Eben hatte er die Entdeckung gemacht, daß ſich mit den drei Namen der Schweſtern zuſammen ein wunderhübſches Anagramm-Sonett prägen ließe (er brauchte nur bei Elies das e weg zu laſſen), da raubte ihm eine Eröffnung, die ihm Marie als die älteſte machte, alle Luſt an Reimſpielen und jedes Triumphgefühl.

Sie trat ganz ruhig vor ihm hin und ſagte ihm: Du mußt Cenzi heiraten; thuſt Du das nicht, ſo biſt Du ein ſchlechter Menſch.

Auch ohne Kommentar merkte er, was hier in der Mühle verſchüttet war, und er machte das übliche betroffene Geſicht dazu. Aber zum Heiraten mochte er ſich nicht verſtehen. Nein, das ging doch einfach nicht. Seine Jugend, ſein Studium, ſeine Eltern .... es war ja alles ganz richtig. Marie erkannte die ſchöne Seele des ſchönen Hans

ſogleich und legte ſich keinen Augenblick aufs Bitten. Sie eröffnete ihm nur noch, daß ſie ſich, nachdem er für ſie nicht mehr in Betracht käme, nun an die wenden müßten, an die ſie leider und zu ihrem Unheile die ganze Zeit nicht gedacht hätten, an ihre Mutter. Das war dem ſchönen Hans über die Maaßen unangenehm zu hören, und er bat, ſo gut er bitten konnte, man möge damit doch um Gotteswillen noch eine Weile warten (nämlich, bis er in die Ferien ausgekniffen wäre, um im nächſten Semeſter nach Würzburg zu gehen; denn er fürchtete ſich ſchrecklich vor der Frau Profeſſorin), aber Marie ſah ihn blos groß und verächtlich an und ging.

Erſt gabs wohl noch ein großes Weinen der dreie, wobei Cenzi viel und leidenſchaftlich umarmt wurde, dann traten Marie und Elies vor die Mutter hin und bekannten.

Ich bin ja nicht dabei geweſen bei dieſer Szene, und mir hat auch niemand darüber berichtet, aber ich bilde mir ein, genau zu wiſſen, wie ſich die Frau Profeſſorin dabei benommen hat. Geweint hat ſie gewiß nicht und gewiß auch nicht gezetert, aber dennoch werden die unberatenen Kinder etwas von einem Ernſt und einer Anklage geſpürt haben, das ihnen, wenn Strafe überhaupt noch not war, Strafe genug geweſen iſt.

Das liebe Publikum, das in solchen Fällen ein so dankbares Publikum ist, wie sonst nur selten, hat aber garnichts davon zu merken gekriegt, daß es in diesem lustigen Hause eine so ernste Szene gegeben hat.

Dafür hat es drei Monate später um so mehr Feuer erhalten, die Köpfe erstaunt zusammenzustecken und zu tuscheln: Sagen Sie, ist Ihnen nicht auch was aufgefallen an der Frau Professor Ferner, oder kommt es blos mir so vor? Es ist ja kaum glaublich in dem Alter, aber .... die Zunahme an Umfang .... Wie?

Nach noch einmal drei Monate wurde schon nicht mehr gefragt, und es gab nur ein Kopfgeschüttel mit Anspielungen auf das späte Glück der alten Sarah.

Ein merkwürdig ernstes Gesicht hatte der Professor aufgesteckt, und seine Kollegen, die gerne witzig gratuliert hätten, merkten bald, daß das hier deplaziert wäre. Es ist ja auch nicht gerade angenehm, meinten sie unter sich, in dem Alter nochmal zur Kindstaufe bitten zu müssen. Und noch dazu bei drei erwachsenen Töchtern. Ganz gescheidt, daß sie die aus dem Hause geschickt haben. Peinlich so was.

Erst wie der Frau Professorin die Wochenstube gerüstet war, hieß es: Die drei Mädchen sind wieder da; nun, an sorgsamer

Pflege wird es der ſpäten Wöchnerin jetzt nicht fehlen; hoffen wir, daß alles gut vorüber gehen wird; es iſt doch eigentlich kein Glück ſo was ..... Und nun hat auch noch die Jüngſte, die Cenzi, krank werden müſſen! Es muß halt immer alles zuſammen kommen. Der arme Ferner ſteckt jetzt in keiner guten Haut. Er ſieht aber auch danach aus.

So war viel Mitgefühl unter den erſtaunten Leuten da, und die Wochenſtube wäre gewiß von ſorglich teilnehmenden Gevatterinnen nicht leer geworden, wenn nicht Profeſſor Thalhammer, der damals berühmteſte Geburtshelfer in München, der als älteſter und intimſter Freund des alten Ferner natürlich die Wochenpflege und ſpäter die Entbindung auf ſich genommen hatte, ernſt erklärt hätte: Die Wöchnerin darf durchaus niemand bei ſich empfangen.

Was nun folgt, braucht nicht erzählt zu werden. Die Liſt der Frau Profeſſor war geglückt, der Ruf der kleinen Cenzi war gerettet, der ſchöne Hans rieb ſich in Würzburg die Hände.

Aber ... aber ... Sehen Sie: eigentlich iſt die Sache doch nicht ohne komiſche Züge, und der alte Boccaz hätte ſie wohl als luſtiges Abenteuer erzählt und erzählen dürfen, aber ich habs nicht gekonnt, ſo gerne

ichs gemocht hätte. Denn in den Einzelheiten ſchwebt mir dieſe Geſchichte immer wie ein ausgelaſſenes Faſtnachtsſpiel vor; komm ich aber hinein, muß ich ernſt werden. Ja, wenn alle Menſchen vom Schlage dieſer lieben reſoluten falſchen Kindbetterin wären, dann ginge wohl auch heute ſo was leichter dahin. . . . Die gute Frau Profeſſorin hat ſich alle redliche Mühe gegeben, nach ihrer Weiſe auch diesmal das Unabänderliche ſo in das Leben ihres Hauſes einzufügen, daß es nichts an deſſen Harmonie und Heiterkeit änderte, aber es iſt ihr nicht gelungen.

Die arme Cenzi hats im Hauſe nicht geduldet. Sie iſt irgendwo Schulſchweſter geworden und im weißen Kleide der Dominikanerinnen bald geſtorben. Und auch Marie und Elies habens nicht verwunden. Sie blieben unverheiratet im Hauſe und zogen den kleinen Peter auf, der bald nach dem Tode ſeiner wirklichen Mutter auch die vorgeſchobene verloren hat.

Was aber aus dem ſchönen Hans geworden iſt, wiſſen Sie. Er hat bald aufgehört, ſich zufrieden die Hände zu reiben. Sehen Sie, an ihm hat ſich das gerächt, wovor ich die jungen Leute immer warne: das maßloſe Aufgehen in der Ausſchweifung und der herzloſe Mißbrauch in der Liebe.

Was ſich an der armen kleinen Cenzi und ihrer Familie erfüllt hat, das iſt ſchließlich die Schuld einer engbrüſtigen Moral, die ſelbſt ſo aufrechte, prächtige Menſchen wie dieſe Frau Profeſſorin zwingt, gefährliche Komödien zu ſpielen, die nun ihrerſeits eben deshalb nicht gut und klar ausgehen können, weil ſie bei all den guten Abſichten, die ihnen zu Grunde liegen, doch mit den infamen Mitteln dieſer Moral: mit Verheimlichung, Lüge arbeiten müſſen.

Was ſich aber am ſchönen Hans erfüllt hat, das iſt eigene Schuld; er hat ſeinen Lohn dahin, weil er wider die wahre Sexualmoral geſündigt hat, als welche aus der Natur ſelber und aus dem Pflichtkodex des Kulturmenſchen ſtammt. Er hat unmoraliſch gehandelt, indem er ohne Maaß und ohne Liebe frivol mit einem Triebe ſpielte, der ohne Maaß und ohne Liebe immer zum Laſter ausartet und faſt immer Fluch im Gefolge hat. Daraus gewinnt dann auch immer wieder jene falſche Moral Kraft und Einfluß, die den Trieb ſelber zur Sünde ſtempeln möchte, oder ihn wenigſtens nur unter Verhüllungen anerkennt. Die Sünder wider die wahre Liebesmoral werden meiſtens ſo grimmige Apoſtel des Moralgeſpenſtes, wie unſer knurriger, giftiger Profeſſor Störzer. Der predigt nun Ekel, weil er

sich übergessen hat, und schimpft auf die Weiber, weil sie die schwarze Stelle in seinem Gewissen sind.

Führen Sie ihn und seinesgleichen nur immer frisch und fröhlich ab, aber nicht blos in Worten, sondern auch in Werken! Und wenn man Sie deswegen unmoralisch nennt, so denken Sie an diese Geschichte!

Otto Julius Bierbaum

Studentenbeichten

Erſte Reihe

Dritte Auflage mit Titelzeichnung von Franz Stuck

broſchiert M. 1 —, gebunden M. 2. —

Inhalt.

Letzte Muſterung
Joſephine (Feſtungsbriefe)
Die erſte Menſur
Waſchermadlhiſtorie
Die Mondmarie
Klaſſiſcher Spuk
Der Negerkomiker

Da iſt einmal ein Eckſtein geweſen, der hat im Jahre 75 einen „Beſuch im Karzer" veröffentlicht. Dieſer Beſuch hat bis jetzt 85 Auflagen erlebt. Und dieſe „Studentenbeichten" ſind etwas ganz anderes als der Karzerbeſuch. Der iſt der reine Quark dagegen. Bierbaum iſt ein ganz anderer Corpsbruder und Dichter und Fabuliſt als der Eckſtein von 75. Die Welt iſt inzwiſchen rieſig fortgeſchritten, auch die ſtudentiſche, mit Siebenmeilenſtiefeln. Ich gebe den Bierbaumſchen Beichten 100000 im Minimum und in der halben Zeit! M. G. Conrad.

Otto Julius Bierbaum

Die Schlangendame

zweite Aufl. mit 38 Zeichnungen von Felix Valloton

broſchiert Mk. 2 —, gebunden Mk. 3. —

Die Deutſchen werden erſtaunen, daß ſie in Bierbaum einen Humoriſten beſitzen, der all die berühmten Witzreißer vom Schlage Stinde und Stettenheim tief in den Schatten ſtellt.

Oſtdeutſche Rundſchau.

Ein köſtliches Buch in ſeinem fröhlichen Humor und ſeiner prächtigen Beobachtung. Er iſt eine Erfriſchung, das zierliche Büchlein zu leſen, ſelbſt der galligſte Griesgram wird bei der Lektüre hell auflachen. Leipziger Neueſte Nachrichten.

Christian Morgenstern

Horatius travestitus

Zweite Auflage mit Vignetten von Felix Vallotton.

M. 0,75

Deutsche Rundschau: Eine lustigere Horaz-Uebersetzung haben wir noch niemals in Händen gehabt! Und am lustigsten ist es, wie der alte Horaz-Text so ehrwürdig-philiströs daneben steht und sich ganz still den tollen Uebermut gefallen läßt. Wer alte Liebe wieder auffrischen will, dem sei der neueste Horatius travestitus an's Herz gelegt.

Die Post: Das Buch wird jedem Horaz-Verehrer ein paar heitere Stunden bereiten.

Die Zeit: Links steht die Travestie und rechts der lateinische Text. Köstlich sind die Gesänge des lyrischen Römers in's Moderne umgebogen.

Musenalmanach

Berliner Studenten

Mit Titelzeichnung von Richard Scholz.

M. 2. —

Münchener Allgem. Zeitung: Der Kampf um die Liliencron, Dehmel, Bierbaum, Busse, Hartleben hat in studentischen Kreisen seine Wogen geschlagen. Unter der großen Menge von dichtenden Musensöhnen der Reichshauptstadt hat eine sorgfältige Auswahl durch drei Germanisten etwa dreißig angesondert, deren junge Produkte für würdig gefunden wurden, in einem stattlichen Bande vereinigt zu werden. Wir wollen gern gestehen, daß uns das Alles freudig überrascht hat.

Karl Rosner

Das Kind

Der Roman eines Studenten

Mit Titelzeichnung von Max Raschka

broschiert M. 1.50, gebunden M. 2.50

Straßburger Post: Das Werk ist mit einer Fülle von Einzelheiten ausgemalt, aber nicht frivol, sondern mit tiefem, gegen den Schluß hin geradezu erschütternden Ernst. „A mes fils, quand ils auront vingt ans," überschrieb einst Daudet seine „Sappho", diese ergreifende Predigt gegen das Hetärentum. Auch Rosners „Roman eines Studenten" ist solch eine Predigt, die mancher ins Leben tretende junge Mann nicht ohne Nutzen lesen dürfte.

Ein Schatzerl zu haben ist doch fein
Gar so eins wie Du: Kerl! Du hast Schw

Euch beiden ein Stück für die Hausbibli
in alter Treue

Franz Kobsek

München zum 9. December 1829

PANKRAZJUS GRAUNZER

Digitized by Google

Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen

des weiberfeindlichen Herrn

Pankrazius Graunzer

der Schönen Wissenschaften Doktor

nebst einem Anhange
wie schließlich alles ausgelaufen

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum

Vierte Auflage MDCCCXCVIII

Berlin und Leipzig
bei Schuster & Loeffler.

Meinem lieben

Meier-Graefe

zu eigen

mit einem kleinen Spruch:

Ich ſah ein Rathskollegium,
Das ſaß um einen Tiſch herum
Mit rathloſen Geberden.
Indeſſen ſchien die Sonne hell,
Und fröhlich ritten Zweie ſchnell
Davon auf guten Pferden.

D. J. B.

Schloß Englar im Eppan
am 1. Dezember
1895

Digitized by Google

I.

Kurzer Vorbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Leibes- und Seelenzustände, sowie Einiges aus seinem früheren Leben.

Da in dieser Geschichte der Mann, um den sie sich dreht (ich möchte nicht gerne sagen: der Held), zumeist selber das Wort hat, wird es gut sein, wenn ich, bevor wir seinen Meinungen lauschen, Einiges über ihn verlauten lasse, denn ich glaube kaum, daß er sich selber in aller Form vorstellen wird.

Ob Sie freilich ein klares Bild erhalten werden, wenn ich in seinem Signalement feststelle, daß er blond, blauäugig und etwas kurzbeinig, dazu spitzbäuchig und mit einem sehr mäßigen Schnurrbarte behaftet ist? Diese Gaben hat er mit sehr vielen Geschlechts- und Zeitgenossen gemein. Aber Einiges in seinem Leib- und Seelenwesen ist doch mehr absonderlicher Natur, und es verhilft vielleicht zu einer ungefähren Vorstellung, wenn ich dies Einige anführe.

Was zuerſt an ihm auffällt, iſt ſeine etwas wunderliche Naſe.

Von vorn, nun ja, von vorn iſt ſie einfach kartoffelig, die übliche Miſchnaſe wendo-germaniſchen Typs, aber ihre Merkwürdigkeit beginnt, wenn Sie die Güte haben wollen, ſich Herrn Pankratius von der Seite anzuſehen. Stellen Sie ſich zu ſeiner Rechten, und Sie haben ein kurzes, gedrungenes Naſenbild mit abwärts gebogener Richtung vor ſich, ein Naſenbild, das auf männliche Energie, Kurzangebundenheit, Beſtimmtheit, ja, ich möchte faſt ſagen, Störriſchkeit ſchließen läßt, — Alles in Allem ein Naſenbild, das ſich unter Brüdern ſehen laſſen kann. Nun treten Sie aber, bitte, 'mal links von ihm. „Himmel! Iſt das dieſelbe Naſe?“ werden Sie voll Verwunderung rufen, und Sie haben ein Recht, zu erſtaunen. Denn das linke Naſenbild iſt ſo ſehr das ausgeprägte Gegentheil des rechten, wie in einem Parlamente die linke Seite der Gegenpart der rechten iſt. Sie werden nicht zögern, zu erklären, daß dieſe Naſe direkt länger iſt als jene, daß ihre Richtungstendenz entſchieden aufwärts geht, daß ſie etwas Stuppſiges, etwas Trällerndes hat, möcht' ich ſagen, und daß ſie auf einen weichmüthigen Beſitzer ſchließen läßt, der ganz und gar nicht mürriſch, abſolut nicht kurzangebunden und keineswegs ſehr beſtimmten oder gar ſtörriſchen Charakters iſt. Dieſe linke Naſe deutet vielmehr auf eine paſſive, nachgiebige, wohllebige, friedliche, etwas ſchwankende Seele hin, man könnte ſie einem Melancholiker oder einem Humoriſten zuſprechen, und man kann ſich in Anſehung ihrer des

gräulichen Verdachtes nicht entſchlagen: Der Mann reimt!

Ich halte mich nicht ohne Grund bei Herrn Pankratiuſſens beiden Naſen auf. Ich will nichts weiter ſagen . . . aber das ſcheint mir gewiß: bedeutungslos iſt dieſe Doppelnaſigkeit nicht! Ich würde es unerhört von der Natur finden, wenn ſie ſolche Merkwürdigkeiten ganz bedeutungslos inſzenirte.

Eine weitere äußerliche Eigenthümlichkeit an Herrn Graunzer, die aber nur denen auffällt, die ihn öfter zu ſehen Gelegenheit haben, liegt in ſeinen Augen.

Sie ſind blau. Nun ja. Gut. Das iſt nicht merkwürdig. Aber merkwürdig iſt, daß ſie von einem wechſelnden Blau ſind. Zuweilen ſind ſie ganz leer blau, heller als Vergißmeinnicht, ich möchte ſagen verſchoſſen blau, ſo, wie unecht blaugefärbtes Kattunzeug nach der ſechſten Wäſche und Bleiche ausſieht; aber ein ander Mal ſtrahlen ſie, der Kuckuck weiß, aus was für Tiefen und Gründen, ganz dunkelblau, ſo, wie die Maler die Grotte von Capri malen und wie der Himmel im Süden an ſeinen ſchönſten Tagen ausſieht; und ein ander Mal wieder haben ſie gar einen ſchwarzen Unterglanz, ſo was ganz Inneräugiges, wofür ich mich vergeblich bemühen würde, einen Vergleich zu finden.

Auch dies mit der Farbe von Pankratiuſſens Augen iſt nicht ohne! Ich will ausdrücklich darauf hingewieſen haben. Man ſoll mir nichts vorwerfen!

Von ſeiner Stirne iſt zu ſagen, daß ſie ſtark gewölbt und recht hoch iſt. Er hat die Gewohnheit, mit

der Hand darüber hinzufahren und dabei zu ſeufzen oder aber auch zu ſtöhnen. Je nach Laune.

Die Hände ſelbſt deuten auf keineswegs adlige Herkunft. Sie ſind breit, aber nicht fett. Ich, der ich meinen Pankratius ſehr gut kenne, brauche nur ſeine Hände anzuſehen, und ich weiß ſchon, wie's in ſeiner Seele ausſieht. Pankratius bekommt nämlich ſogleich faltige und bleiche Krankenhände, wenn ſein Gemüth auch nur ein wenig aus der Harmonie gekommen iſt.

Alſo nicht einmal charaktervolle Hände hat er! Man wird ſeine Schlüſſe daraus ziehen.

Pankratiuſſens Mund dürfte eher ein Maul geheißen werden, wenn es erlaubt wäre, den Sprachſchatz der Deutſchen gebührend auszunutzen. Da aber, wie billig, die gute Sitte derlei Maßloſigkeiten verbietet, muß ich mich damit behelfen, zu ſagen, daß dieſer Mund die äſthetiſchen Maße überſchreitet und jenen Geſetzen des goldenen Schnittes Hohn ſpricht, die ein gewiſſes Maßverhältniß der menſchlichen Körpertheile untereinander bedingen. Selbſt, wenn Pankratius „Böhnchen" ſagen würde (was aber bei ſeiner Abneigung gegen Diminutive durchaus unwahrſcheinlich iſt), ſo würde dieſer Mund noch immer unbillig viel Geſichtsraum einnehmen.

Hätte nun die Vorſehung wenigſtens dafür geſorgt, daß das Pankraziſche Lippengeſchwiſter von einem ausreichend großen Schnurrbart verdeckt würde! Aber juſt dieſer Schnurrbart, in ſeiner dürftigen Oede und Kümmerlichkeit, giebt der extravagant langen Lippenlinie noch eine gewiſſe Betonung. Jedes dieſer wenigen ſtarren, blonden Härchen iſt ein Ausrufezeichen: Seht,

welch ein Maul! (Nichts für ungut! Das „Maul“ geht nicht auf meine Rechnung.)

Auch auf dem Haupte iſt Pankratiuſſens Haarwuchs unvollkommen und von jedem Ueberſchwang weit entfernt.

Zwar hat er, für einen akademiſch gebildeten Deutſchen ein merkwürdiger Fall, trotz ſeiner vierzig Jahre noch keine Glatze, aber die Haare ſelbſt ſtehen ganz ungemein weit auseinander, faſt als ob ſie ſich gegenſeitig nicht trauten, und da ſie obendrein ſehr dünn ſind, macht das Ganze den Eindruck eines ſehr windigen Ackers.

Pankratius ſelber pflegt darüber folgendes Gleichniß zu erzählen, das ich im Intereſſe der heute ſo hoch gehaltenen Pſychologie mit beſonderer Andacht anzuhören bitte: Als der Genius meines Ichs, ein ätheriſches Weſen, bitte ich zu bemerken, geboren aus Leichtſinn und Aengſtlichkeit, über mein kindliches Haupt ſchritt und die Haare ſäete, ſiehe, da warf er die Körner bald in ſo leichtfertigem Schwunge, daß ſie über den Kopf und die Wiege weg fielen, um als Sonnenſtäubchen zum Fenſter hinauszuſpielen, bald zielte er in pedantiſcher Angſt mit jedem Körnchen auf die einzelnen Poren. Wo er traf, blieben ſie bumsfeſt ſitzen, aber den Haaren, die daraus wuchſen, ſieht man es nun leider an, daß ihre Körner nicht geſäet, ſondern gezielt worden ſind. Denn darum eben ſind ſie gar ſo dünn und hat jedes mehr individuellen Ausdruck, als gut iſt. Die Körner aber, die daneben fielen, — du lieber Gott! ich weiß nicht, was für Vögel ſie gefreſſen, was für Winde ſie genommen haben. Indeß der brave Genius

zielte, flogen ſie auf und davon in die Welt, und wenn ich einen lockenſchwingenden Dichter oder Friſeur ſehe, greift es mir heiß ans Herz: ob er nicht von Deinen fortgeflogenen was abbekommen hat?

Ich habe den ſehr verehrten Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit auf dies Pankraziſche Gleichniß ermahnt, und ich hoffe, daß ich nicht umſonſt den Finger erhoben habe. Gleichniſſe kann man nie tragiſch genug nehmen.

Ob man ſich nun einen ungefähren Eindruck davon wird machen können, wie Pankraziuſſens Kopf ausſieht, — der Himmel mag's wiſſen. Ich füge nur noch hinzu, daß ſeine Geſichtsfarbe keineswegs an Rembrandt, dagegen lebhaft an Rubens erinnert, ſo poſaunenengeliſch munter ſieht ſie aus, — ſehr zu ſeinem Aerger, da er nie wohler zu ſein ſcheint, als wenn er über Krankheit klagt. Man wird nicht gerne von ſeinen eigenen Backen dementirt.

Aus Herrn Graunzers Lebensgang bis zu ſeinem vierzigſten Jahre iſt nicht viel zu erzählen. Er hat den Eindruck des Elternhauſes ſo gut wie entbehrt und iſt in einem Inſtitute erzogen worden. Dann das übliche Gymnaſium, die übliche Univerſität, die übliche Periode der Anwartſchaft auf eine Stellung, dann das wohleingehegte Einerlei dieſer Stellung ſelbſt, — das iſt ſeine Vergangenheit, von der er übrigens vielleicht ſelber zuweilen ſprechen wird.

Hören wir nun, was er ſagt! Hören wir ruhig, und, ich möchte es vorſchlagen, wohlwollend zu. Ich meine: wir wollen nicht gleich auffahren, wenn der Mann dieſer Geſchichte einmal anderer Anſicht ſein

ſollte, als wir. Gönnen wir ihm ſeinen Kopf, auch wenn er eckig iſt. Der unſere verliert dadurch nichts an anmuthiger Rundung.

Und noch eins: Machen Sie ſich auf keinen Roman gefaßt. Ich habe es ſchon angedeutet: Dieſer Pankratius iſt kein Held. Weder ein altmodiſcher in Kanonenſtiefeln mit Säbel und Piſtol, noch ein neumodiſcher in Lackſtiefeln, mit dem Seziermeſſer und nach Wundt's Pſychologie. Er iſt auch kein intereſſanter Schwerenöther, und es widerfährt ihm nichts, was ein Anrecht darauf hätte, unter „Vermiſchtes" in die Zeitung eingerückt zu werden. Wenn ich es recht bedenke, iſt er eigentlich ein ziemlich gewöhnlicher Burſche.

Um Gottes Willen: laufen Sie nur nicht gleich davon! Bedenken Sie dies: er mag die Weiber nicht. Dieſer eine Punkt erhebt ihn über den Durchſchnitt ſeines Geſchlechtes. Sehen wir zu: wohin.

II.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verstorbenen Tante.

Kiebitzhof, am 10. Januar.

Mein alter Peter!

Das alte Frauenzimmerchen ist nicht mehr . . . Nebenan liegt sie, in der blauen Stube, Du weißt schon: wo all' das kleine Krimskramszeug aus Porzellan herumsteht, und ist ganz still und todt. Sie hat ihr schwarzseidenes Brautkleid an mit den langen Hängeärmeln und der großen, steifen Krause; um den Hals hat sie die große goldene Erbsenkette; und das alte dicke Gesangbuch mit dem quittengelben Schnitt hat sie in der Hand. Sie sieht wunderschön friedlich aus, ganz untantisch; nur ihre weißen Schläfenlöckchen haben mir etwas Unheimliches, denn ich besinne mich nicht, sie je in so ruhiger Lage gesehen zu haben. Weißt

Du noch, wie ſie immer zitterten, wenn das gute Ungethümchen zornwetterte?

Es iſt mir eigentlich unfaßbar, daß ſie nun auf einmal todt ſein ſoll. Käme ſie jetzt plötzlich herein und riefe mich an: „Na, Graunzer, was für Narrheiten ſpuken anjetzt in Deiner ſchönen Mannesſeele?“, ich fände das viel natürlicher, wie daß ich denken ſoll, ſie liegt da, ſtarr und ſteif und kalt im Bett und wird nimmer aufſtehen.

Ja, kannſt Du Dir das vorſtellen? Es iſt geradezu, was ſoll ich gleich ſagen, ja: ſtilwidrig. Der Tod paßt nicht zu ihr. Ich begreife es nicht.

Noch zu Weihnachten ſchrieb ſie mir nach Berlin: „Graunzer, ich ſchicke Dir hier ein Dutzend wollene Socken, einen anſtändigen Schlafrock, einen Fußſack für unter den Schreibtiſch, fünf richtige Pfefferkuchen, hausbackene, und das, was in der Schlafrocktaſche ſteckt. Denn da Du immer noch derſelbe Narr biſt und keine Frau haſt, muß Deine alte Tante, die ſonſt Beſſeres zu thun hätte, für Dich ſorgen. Verlebe den heiligen Abend ſo gut, als es einem alten Junggeſellen und Hageſtolz möglich iſt. Ich beneide Dich nicht um Deine philoſophiſche, verhockte Einſamkeit und wünſchte ſehr, daß Du bald vernünftig würdeſt. Aber glauben thu' ich nicht daran. Wo der Wurm ſitzt, iſt Mehl ſtatt Holz, und wenn ſich ein Gelehrter was in den Kopf geſetzt hat, ſitzt was im Kopf, wenn's auch manchmal zum Gotterbarm iſt. Ich bin geſund und munter und mache eine große Beſcheerung für die Kinder im Dorf. So ein verwaiſtes Mütterchen, wie ich, muß ſich mit

Surrogaten helfen. Wenn ſie mir nur nicht wieder die Dielen ſo zerkratzen wie voriges Jahr.

Deine alte Tante
Ulrike.

Der Rothſcheckigen mußte es gerade jetzt einfallen zu kalben. Es iſt ewig 'was los."

Wie ſie den Brief ſchrieb, hat ſie ſicher nicht an's Sterben gedacht.

Ueberhaupt: wie Alles, ſo hat ſie auch das ſchnell und glatt erledigt. Der alte Hans Jörg erzählte mir, am fünften Januar hätte ſie ſich plötzlich Nachmittags um drei niedergelegt, dann iſt ſie am ſechſten wieder aufgeſtanden, war aber ſehr blaß, augenränderig und auffällig ruhig, ſchrieb auch viel. Am ſiebenten hat ſie ihre alten Dienſtboten kommen laſſen und ihnen die Brieffachen gezeigt, die beſorgt werden müßten, wenn ſie früh nicht mehr nach der alten Chriſtiane klingele. Auch das Telegramm an mich: „Die gnädige Frau iſt geſtorben. Hans Jörg in Kibitzhof" war dabei. Wie die Leute gejammert haben, hat ſie ihre großen Augen gemacht und ſie ſofort hinausgeſchickt. Aber dann hat ſie ſie zurückgerufen und jedem die Hand gegeben. Am achten hat ſie Vormittags viel herumgekramt und ſchließlich die Sterbegarderobe neben das Bett auf die alte Brauttruhe gelegt. Am neunten hat ſie der alten Chriſtiane nicht mehr geklingelt.

Ich kann Dir nicht ſchildern, was ich empfand, wie ich das Telegramm erhielt. Sonderbarerweiſe mußte ich laut Hm! ſagen und das linke Auge zukneifen, wie wenn ich recht objektiv und bedächtig über eine zweifel-

haſte Sache nachdenken wollte. Und immer wieder kam mir das Wort herauf: Merkwürdig! Merkwürdig! Merkwürdig!

Und dann, mit einem Male, war es wie ein warmer Anhauch, und das liebe alte Frauenzimmerchen erſchien faſt ſichtbar vor mir, und ich wurde, ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll, ich wurde jämmerlich gerührt und ſchluchzte beinahe. Mir war, als würde etwas Leeres noch leerer, etwas Kaltes, Hartes noch kälter, noch härter, und auf einmal kam mir das Wort Mutter in den Sinn.

Ach Gott ja, das gute Tantchen war ja meine Mutter geweſen . . . Ja freilich . . . ja freilich . . . Mutter! . . .

Dann bin ich alſo hingefahren. Bis Roſenau, Du weißt, mit der großen Bahn, dann auf der Sekundärbahn nach Kitzberge und ſchließlich in Tantchens uralтem Landauer (dem Sichelwagen des Königs Darius, wie wir ihn nannten) hin zum Kibitzhof.

Die Fahrt ging langſam, denn es war Nacht und ſtockfinſter; und der alte Hans Jörg erzählte und erzählte unaufhörlich und traurig und mit ſehr langen und niemals völlig zu Ende geführten Sätzen.

Meinſt Du nun, daß ich von dem, was er ſagte berührt worden wäre? Nicht im Geringſten! Ich lauerte nur immer, wenn er aus der Konſtruktion fallen, wenn er wieder einen neuen Wortpfahl einrammen würde, um eine neue Satzleine daran zu binden, und wenn er ſich ganz verfitzt hatte und hilflos abſchnappend mit der Peitſche knallte, hatte ich das Gefühl einer wunderlichen

Genugthuung, Triumph beinahe. Es fehlte nicht viel, und ich hätte „Siehſte wohl!“ gerufen.

Das Bild dann bei der Ankunft auf Kibitzhof, — ja, wer das malen könnte! Das große ſchwarze Haus in dem weiten, ſchwarzen Garten, in dem es rauſchte und raunte; die dicken gelben Lichtſcheine, erſt unbeweglich, dann wandernd, und hinter ihnen die froſtrothen Geſichter und das Hin und Her in den Gängen, Alles befliſſen leiſe, wie wenn ein „Pſt!“ in der Luft drohte . . .

Und dann: Dieſer ſonderbare Geruch des Landhauſes im Winter . . . Etwas anheimelndes, halb friſches, halb ein bischen ſtockiges.

Und ich wußte nun, wenn ich die Treppe hinaufgehe und links die erſte Thüre aufmache — da liegt ſie. Das Zimmer wird kalt ſein, und ich werde mir die Hände am Lichte der gelben Wachskerzen erwärmen müſſen, und ich werde nicht im Stande ſein, ſie anzuſehen . . . Ob mir Thränen kommen werden? Oder — um Gotteswillen, wenn ich plötzlich lachen müßte? Verzerrt lachen, wie es mir manchmal gerade in den ernſthafteſten, ſchrecklichſten Augenblicken zuſtieß! . . . Was müßte Chriſtiane von mir denken!

Ich ging wirklich in Angſt hinauf, und ich zitterte.

Aber es war ſo wie meiſt im Leben: der Eindruck des Wirklichen hatte gar nichts gemein mit der Vorſtellung vorher. Wie ich ſie ſo ſtill und, ja, wirklich, ſo ſchön daliegen ſah, die wundergute, wunderſame Alte, da wurde mir ganz heimlich und warm zu Muthe, und mir kamen Thränen einer gehobenen, mehr freudigen als ſchmerzlichen Rührung, und ich nahm ihre

ſchmale rechte Hand und küßte ſie, und mir war wie Einem, der etwas Seltenes, Schönes erleben durfte.

Ich ging in's Bett und ſchlief gut.

Heut früh, wie ich aufwachte, hatte ich ſchier vergeſſen, weshalb ich diesmal in Kiebitzhof bin. Ich ſtreckte mich im Bett mit dem Wohlgefühl „fern von Berlin“ und dachte an die gute Butter, die nun zum Kaffeebrote kommen würde. Da, auf einmal, gab mir's einen Ruck inwendig, und ich erlebte jetzt erſt den Schreck über Tante Ulrikens Tod.

Herrgott, Herrgott: die Tante iſt todt! Die Tante! Ich hab ſie ja drüben in der blauen Stube liegen ſeh'n! Wie kann man ſo was vergeſſen! Wo bin ich denn eigentlich geweſen mit meinem Kopf!? So was müßte ſich doch einbohren wie mit eiskalten, froſtbrennenden Stacheln!

Dieſes verfluchte Herumſtochern im eigenen Gehirn! Dadurch unterſcheiden wir uns von den früheren Menſchen. Nur in fauligen Zähnen ſtochert man.

Hol' mich doch der Kuckuck! Was quatſch ich da! Ich will doch bei Gott keine „witzigen“ Bemerkungen machen. Oder doch?

Peter! Es iſt zum Ausderhautfahren! So geht mir's heute wieder 'mal den ganzen Tag. Ich komm' mit meinen Gedanken nicht zurecht. Sie ſpringen wie die jungen Pferde und ſchmeißen die Beine. Der Teufel weiß, aus was für einem vertrackten Geſtüt ſie ſind.

— — — — — — — — — — —

Bis hierher hatt' ich heute Nachmittag geſchrieben. Eine eigenthümliche Unruhe ritt mich, und ich wäre

unter meiner verfluchten Reiterin ſicher durchgegangen, wenn nicht der Paſtor gekommen wäre.

Da ſieht man, wozu Paſtöre gut ſind.

Aber es war ein unangenehmes Colloquium, das ich mit ihm hatte.

Dieſer wunderbare Bäffchenträger hatte nämlich die Güte, mir einige Zweifel darüber zu äußern, ob Tante Ulrike ſo ohne Weiteres in den Himmel eingehen werde. Sie ſei doch eigentlich eine etwas ſtörriſche Seele geweſen, meinte er, und ihr Hochmuth hätte ſich einen eigenen Heiland gebildet ſtatt des, ich hätte beinahe geſagt, ſtaatlich approbirten.

Der Bäffchenträger: Es hat meinem ſeelſorgeriſchen Herzen zu öfteren Malen wehe, ſehr, ſehr wehe gethan, wenn ich hören mußte, was die nun Verblichene im irren Wandel zu Gott (denn ſie wollte zu Gott) für Worte ſprach, Worte . . . oh!

Ich: Was für Worte, Herr Paſtor?

Der Bäffchenträger: Blasphemiſche Worte!

Ich: Sapperlott, Herr Paſtor.

Der Bäffchenträger: Ja, Herr Doktor, blasphe—miſche Worte.

Ich: Nehmen Sie Sahne in den Thee, Herr Paſtor?

Der Bäffchenträger: Wenn Sie Arak hätten? Oder auch Rum. So. Ja. Nur ein Bischen! So! Ja, die Verblichene war ein irrendes Schaf.

Ich: Wir ſind allzumal Sünder, Herr Paſtor, und ermangeln des Ruhms, den wir haben ſollen.

Der Bäffchenträger: Gott weiß es. Oh!

Und ſo ging die Rede hin und her, her und hin, mit Achs und Ohs und Geſtöhn und Geſeufz und einem gewiſſen butterig ranzigen Tonfall ſeinerſeits, und der Mann Gottes nahm ſichtbarlich zu an Mißvergnügtheit und Unbehagen, daß man hätte meinen mögen, Tante Ulrike ſei eine ganz gottloſe und teufelbeſeſſene Perſon geweſen. Die gute Tante mit ihrem ſchönen, ſtarken, ſtillen, herzhaften Glauben, der ſo köſtliche Ausdrücke fand, daß ein kluger Pfarrer ſeine Predigten damit geſchmückt hätte!

Ich will Dir ein paar Stellen aus ihrem Teſtamente an mich hierher ſetzen. Hätte ich ſie dem Paſtor vorgeleſen, er hätte die Schöße ſeines langen Bratenrockes hochgehoben und wäre davon gerannt wie weiland die Schriftgelehrten vor denen, die in fremden Zungen redeten.

Denn die reine, ſtarke, herzgründige Menſchennatur eines Weſens, das an ſich ſelber gebaut hatte ſechzig Jahre lang, ſpricht daraus.

„Lieber Graunzer, ich weiß, Du biſt ein hartgeſottener Heide. Du trägſt den Namen eines Chriſten nur wie ein Kleid, das Du gerne ablegen würdeſt, wenn Du nicht das Aufſehen fürchteteſt, das entſtehen würde, wenn ſo ein kleiner dicker Doktor der Philoſophie plötzlich nackt ſpazieren ginge. Viel Courage bedeutet das nicht. Ich bin bloß eine Frau, nach Deiner Ueberzeugung alſo ein ſehr minderwerthiges Weſen, um das Du einen ſehr großen Bogen machen würdeſt, wenn ich nicht die Schweſter Deiner guten Mutter wäre, aber Du kannſt Dich drauf verlaſſen: wenn ich nicht

an unſern Heiland Jeſus Chriſtus glaubte, ganz richtig und ehrlich glaubte, weil ich gar nicht anders kann, weil ich gar nicht ich wäre, wenn ich nicht dieſen Glauben in mir hätte, — dann würd' ich hingehen und vor allen Leuten ſagen: ſeht, es thut mir ſehr leid, aber ich muß den Namen, daß ich eine Chriſtin wäre, abthun, denn ich bin keine. So thät' ich, und ich käme mir wahrhaftig wie eine Diebin vor, wenn ich nicht ſo thäte.

Nun gut: Du hältſt das nicht für nöthig. Du biſt ein Doktor der Philoſophie und ein Mann, und in dieſen beiden Eigenſchaften fühlſt Du Dich berechtigt, fremde Kleider zu tragen, wenn Du ſie auch mit allerlei nicht dazu paſſendem Zeug aus ich weiß nicht woher behängſt und bebaumelſt. Ich muß Dir nur einmal den Standpunkt auch darüber klar machen, und deshalb ſchreib' ich das.

Wenn Du dies lieſt, bin ich dort, wo ich mein Lebtag gewußt habe, daß ich ſein würde, wenn es auf Erden für mich vorbei ſein wird. Ob ich dort eine gute Figur machen werde, das weiß ich freilich nicht, aber ich weiß, daß es mir gut gehen wird, denn ich habe genug chriſtliches Leid gehabt hier und meine chriſtlichen Freuden hab ich nicht mit den Schmerzen Anderer erkauft. Der Herr Paſtor meint, die chriſtliche Demuth gebiete, anders zu reden, und wer ein Chriſt ſein wolle, müſſe ſich einen Sünder heißen. Aber ich bringe das nicht fertig, denn ich kann mich nicht eigentlich beſinnen, geſündigt zu haben, es ſei denn, daß man Dummheiten begehen ſündigen nennen muß.

Ich habe allezeit darnach getrachtet, in meinem Umkreiſe das zu wecken, was ich einfältige Perſon (das ſag' ich ohne Demuth, bloß weil's wirklich ſo iſt) Gottſeligkeit nenne. Gottſeligkeit aber nenne ich, wenn eins mit ſich ſelber in Frieden lebt. Das kann aber nur ſein, wenn man in ſeinem Abendgebete zu Gott alſo ſprechen kann: ich habe Dich, Vater, nicht beleidigt heute den Tag, denn ich habe Niemand wiſſentlich wehe gethan, und that ich's unwiſſentlich, hab ich's gut zu machen verſucht; und ich habe verſucht, Dich in mir deutlicher zu fühlen, und das Häßliche und Niedrige, das du mir, ich weiß nicht warum, mit aufgeladen haſt, hab' ich getrachtet, wegzuwerfen oder ſein nicht zu achten, und ich danke Dir von Herzen, daß es in mir deshalb chriſtlich hell und heiter geworden iſt und daß ich gerne in Dir gelebt habe. Hallelujah!

Ich weiß nicht, Graunzer, ob Du auch ſo beten kannſt, aber wenn Du es kannſt, oder wenn Du wenigſtens ſo zu fühlen vermagſt, dann kommt es mir auf den Titel nicht an, den Dir Deine Philoſophie beilegt, und ich glaube, daß auch Du nicht gottlos biſt. Nur das Dumpfe, Blöde, was an ſich ſelber frißt und in ſich ſelber verſinkt, ſtatt aus ſich heraus zu ſtrömen in Licht und Klarheit, nur das iſt eigentlich gottlos. Aber man ſoll es nicht aufgeben, wie einen unheilbaren Kranken, ſondern wecken, klären ſoll man es. Aber nicht durch Anſchreien oder gar Rütteln und Stoßen, ſondern durch freundlichen Zuſpruch und mit leiſer Hand."

Wenn ich dieſe Worte leſe, lieber Peter, muß ich

wirklich ſagen: daß gerade ich, der Neffe einer ſolchen Tante, einen Piek auf das Weibliche habe, iſt eigentlich unerhört. Und hätt' ich nicht ſo meine eigenen Gedanken, ich müßte mir faſt monſtrös vorkommen.

Das liebe Frauenzimmerchen hat natürlich nicht unterlaſſen, mir auch im Teſtamente den Text darüber zu leſen, daß ich es vorziehe, einſchirrig durch dieſes Leben zu ziehen, ſtatt als Appendix irgend einer Dame, die meinen Namen trägt und unter der Vorgabe, mich zu lieben und meinem Stamme zur Fortpflanzung zu verhelfen, mich unausgeſetzt verführen würde, das Einzige aufzugeben, was Werth hat: Die männliche Selbſtändigkeit. Daß ich den Spaltungsprozeß, den die Menſchen Ehe nennen, nicht durchmachen will, behagte ihr gar nicht, die darin ganz Weib, will ſagen: ganz Herdenſelbſtſucht war, wie jede andere.

Deshalb heißt es in ihrem Teſtament wie folgt:

„Eigentlich iſt es ſündhaft, daß ich Dir unſern alten Kiebitzhof vermache, auf dem, bei Gott, ſo alt er iſt, noch kein Junggeſelle geſeſſen hat. Ich will Dir auch ganz offen geſtehen, daß ich eine Zeitlang ſo kalkulirt habe: ich werde den Graunzer einfach zur Vernunft, d. h." (o weibliche Synonymik!) „zum Heirathen zwingen; ich werde ihm einfach in's Teſtament ſetzen: entweder eine Frau her oder draußen geblieben, in Berlin geblieben; ein ſpintiſirender Weiberfeind kann meinetwegen in ſeiner ſtädtiſchen Studirſtube ſaure

Gloſſen aus ſeiner unglückſeligen Gemüthsverfaſſung herausdeſtilliren, aber in meinen Kiebitzhof kommt er mir nicht u. ſ. w., u. ſ. w. Aber ſchließlich hab' ich mir doch geſagt: nein, ſo machſt Du's nicht! Das wäre unanſtändig, und Graunzer ſoll wieder einmal Unrecht haben mit ſeiner Lieblingslüge vom weiblichen Kaupel- und Kuppelgeſchlecht. Nehm' er den Kiebitzhof, ohne Verpflichtung, unbeweibt in all ſeiner blühenden Narrheit. Und meinen Segen dazu. Denn er wird den brauchen, der wunderbare Doktor und Gutsherr ohne Frau . . .

Um Gotteswillen, Graunzer, — was wirſt Du für eine Wirthſchaft loslaſſen, Du Oekonom mit dem Federhalter!

Ich bin nicht ſchadenfroh, — aber den Kiebitzhof möcht' ich wirklich in einem Jahre ſehen, wenn Du ihn in einſamer Mannesgröße wirſt bewirthſchaftet haben. Na! Chriſtiane wird mir Rapport erſtatten, wenn ſich ſich zu Tode geärgert haben wird über „die Zucht". Hoffentlich ärgert ſie Dich auch ein Bischen.

Und wer weiß. Ich habe ſo meine Gedanken. Vielleicht bläſt Dir die friſche Luft haußen doch die miſogynen Grillen aus dem Kopf, und Du ſiehſt ein, daß es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei. Zumal auf dem Lande nicht. Als Wittwe, wie ich, ſo viele, viele Jahre, — ja, das geht, wenn auch ſchlimm und in Schmerzen, aber das iſt Fügung, über die wir nicht wegkommen. Aber „aus Prinzip", — nein, Graunzer, das geht eigentlich wirklich nicht. Zu-

mal Du auch das bedenken mußt: Wer ſoll denn nach Dir kiebitzen? Graunzer! Wenn Du es über Dich gewinnſt, ohne Noth, bloß aus Doktorſcher Grundſatzerei und Verſchrobenheit, den Kiebitzhof einmal Fremden zu überlaſſen . . . aber nein: ich habe mir vorgenommen, keinen Zwang auf Dich auszuüben. Mach's wie Du willſt. Aber die Verſicherung geb' ich Dir: Staat wirſt Du nicht machen als Hageſtolz auf dem Kiebitzhofe."

Wie nannten wir doch die Reden unſres guten Tantchens, Peter? Tantationes, nicht wahr? Dieſe Tantatio ultima iſt eine der ſchönſten, find' ich, aber überzeugen kann ſie mich nicht, ſo überſchlau ſie auch angelegt iſt.

Wie ſie mich bei allen Zipfeln meiner Seele hernimmt! Wie ſie für jeden Winkel, wo eine männliche Dummheit liegen könnte, einen eigenen weiblichen Beſen hat!

Tante! Tante! Mich überſchläuſt Du nicht! Ich berufe mich auf Dich ſelber und auf Dein Wort von der Gottſeligkeit, „wenn eins mit ſich ſelber in Frieden lebt". Das kann ich bloß ſolo, und der Gedanke an eine Frau bedeutet für mich ſoviel wie Spektakel, Gezappel, heilloſes Hin- und Hergezerre und zänkiſche Unlogik, kurz Alles, nur nicht Frieden und Sammlung. Wenn ich mir eine Frau, oder reden wir einmal wie die gebildeten Zeitgenoſſen: eine „Frau Gemahlin" im Hauſe vorſtelle, ſo habe ich die über alle Maßen unangenehme Geruchshalluzination von ſpitzem, überall ſich hinein-

bohrendem, alles Weiche, Feine, Diskrete entzweiſchneidendem, hartkantig machendem Eſſiggeruch.

Dieſer Geruch mag in der Küche ab und an nicht zu umgehen ſein. Für's Wohnzimmer zieh' ich mir aber reine Luft vor.

Damit verbleibe ich

Dein

Pankraz.

III.

Ein zweiter Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen selben Freund Peter Kahle. Handelt von allerlei ländlichen und seelischen Dingen.

Kiebitzhof, Ende Februar.

Bester Peter!

Dies ist der erste Brief, den ich Dir als Gutsbesitzer schreibe. Ich fange nämlich an mich zu fühlen. Donnerwetter noch 'mal: Jetzt bin ich doch was! Ich habe ein Dach über meinem Kopfe, und das ist mein Dach; ich habe Wald und Feld und Wiesen im Umkreis meines Blickes, und das ist mein Land. Sogar der Schnee, der jetzt darauf liegt, bild' ich mir ein, ist mein Schnee, und der graue Himmel darüber her ist mein Himmel, und wenn der Sturm in mein Gebiet fegt, thu' ich sehr pikirt und drohe mit der Gutspolizei.

Es ist ein wunderbares Gefühl, auf Eigenem zu stehen. Das allein ist fester Stand. Und

wenn ich in einem Prachtpalaſt wohne: ich habe doch das Gefühl, nur der Geduldete zu ſein. Aber im eigenen Hauſe, das im eigenen Garten ſteht, der im eigenen Gelände liegt, — Du, da kriegt man ein Wohlgefühl, ein Freiheitsgefühl, da iſt es, als würde Alles ſtark und ſtolz und ſicher in uns, und wir ſpielen innerlich ein Bischen mit Szepter und Krone und Stern, wenn's auch bloß die Miſtgabel, der Dungeimer und die Kuhkette iſt.

Wem bin ich Vaſall? Der Erde, die ich beackere. Wem beuge ich mich? Dem Himmel, bei dem die Herrſchaft über mein Land iſt. Woran glaube ich? An den Keim, der im Korne iſt. Was iſt mein Geſetz? Daß ich mich rühren muß. Was iſt meine Luſt und mein Lohn? Dasſelbe!

Halt! Daß Du mir dieſen Brief keinem Landwirth zeigſt! Er würde ſich den agrariſchen Bauch halten vor Lachen und würde von den neuen Beſen reden, die gut fegen, und würde Dir eine Kehrſeite meiner Medaille zeigen, daß Du zurückſchaudern würdeſt. Denn das habe ich auf Beſuchen bei meinen Nachbarn bemerkt: Wer nicht als Grünling in der Oekonomie gelten will, muß brav ſchimpfen auf die Oekonomie. Das iſt ſo eine Art Geſundheitsregel, glaub' ich, und man ſcheint ſich ſehr wohl dabei zu befinden.

Bei mir iſt der Ueberſchwang wohl erklärlich. Ich, ein Bibliotheksbeamter, ſchüttle plötzlich den Bücherſchimmel von mir, lüfte meine pergamentiſch angeſtockte Seele und blaſe mit jedem Athemſtoße meine Lunge rein von Moderſtaub. Da läßt ſich's denken, wie hoch

mir die Bruſt geht. Anfangs war mir's, als flögen die gelbgrauen Bazillen der Buchſtabenwelt ſichtbarlich von mir, wenn der Hauch aus meinem Munde ging, und mir war es völlig zu Muthe wie einem Rekonvaleszenten, der zum erſten Male die dumpfe Krankenſtube verlaſſen und reine Luft athmen darf. Mir wurde ſogar etwas ſchwach davon, und ich fragte mich: wirſt du ſoviel Geſundheit auch aushalten?

Die Krankheit wird den Stadtmenſchen ja faſt zum Bedürfniß, und es iſt kein Zufall, daß ſich ſo viele Leute mit Krankheiten intereſſant zu machen verſuchen und mit dieſem Verſuche Erfolg haben.

Und im Grunde bin ich doch noch Stadtmenſch, natürlich. Das zeigt ſich vor Allem in der ſtark ſkizzenhaften Art, wie ich die Landwirthſchaft betreibe. Wenn nicht das tüchtige Paar Hans Jörg und Chriſtiane wäre, es ſähe ſehr übel aus um den Kiebitzhof. Ich throne zwar, aber die Beiden regieren. Gottlob, daß es Winter iſt. Hätte ich die Herrſchaft von Kiebitzhof im Frühjahr oder Sommer antreten müſſen, — ohpopoi, ſagten die Griechen.

Chriſtiane ſcheint übrigens von der Tante auf den Mahnpoſten kommandirt zu ſein. Wäre ſie klaſſiſch gebildet, ſie würde mir zum Morgenkaffee feierlich zu rufen: Herr, gedenke der Heirath. So kleidet ſie denſelben Gedanken etwa in folgende Worte: Jo, do wär nu wingſtens a Frau gutt!“ oder „Später gitt's wuhl beſſer, wenn a Frau do is“. Wenn ich dann ſage: „'s kommt keine Frau, Chriſtiane!“ dann zieht

ſie bloß ihren Mund breit und grinſt verſchmitzter, als ich es ihr jemals zugetraut hätte.

Soviel iſt gewiß: für voll werde ich in meiner Unbeweibtheit nicht angeſehen, und es ſieht ganz ſo aus, als duldete man dieſen Zuſtand nur in der ganz beſtimmten Vorausſetzung, daß ich ihm über kurz oder lang ein Ende machen werde.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß mich das nicht im Mindeſten berührt. Ich werde den Leuten zeigen, daß es auch ſo geht und daß ich Niemand beiße, auch wenn ich keine Frau habe. Denn das iſt ganz beſonders merkwürdig: weil ich keine Frau habe, betrachten mich die Leute in erſter Linie auch mit ſcheuen Augen und als ein bedenkliches Stück Menſch. Ich habe was Monſtröſes für ſie, und es fehlt ihnen die rechte Brücke zu mir. Aber das wird ſich ſchon noch geben. Es iſt nur das Ungewohnte. Du ſiehſt: wo die Macht beginnt, und habe ſie auch nur ein ganz kleines Bereich, wie in meinem Falle, da beginnt auch ein gewiſſer Zwang von unten nach oben. Ich bin den wenigen Leuten auf Kiebitzhof der „Herr", und dieſe guten Leute, die ganz unberührt von den Emanzipationsideen ihrer Standesgenoſſen in den großen Städten ſind, erblicken in mir ohne Widerſpruch denjenigen, der ihre Geſchicke leitet; ſie gehören mir, ſind mir in ihrer Seele noch hörig, ohne daß das verbrieft und verſiegelt wäre; ſie wiſſen das gar nicht anders. Aber: ich gehöre auch ihnen. Das empfinden ſie natürlich nicht klar, und das formuliren ſie ſich nicht als eine rechtliche Forderung, die ſie an mich haben, aber

das ſteht bei ihnen als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung feſt.

Ein patriarchaliſches Verhältniß iſt auch thatſächlich anders gar nicht zu denken. Wo die gegenſeitige Zugehörigkeit ein Loch kriegt, fängt das Verhältniß von „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ an, dasjenige Verhältniß, aus dem, wie mir ſcheint, das ſozialdemokratiſche Begehren ganz von ſelbſt erwächſt. Deshalb ... aber um Gottes Willen, wo gerathe ich hin! Ich wollte doch wahrhaftig keine ſozialpolitiſchen Ideen zum Beſten geben. Ich ſetzte mich nur hin, mit Dir zu plaudern, weil ich mich, offen geſtanden, ſchon ein Bischen langweile, und weil ich Dir gerne einen kleinen Einblick in die Empfindungen geben wollte, die mich jetzt, wenn nicht beherrſchen ſo doch beſchäftigen. Ich bin, es kurz auszudrücken, in einer Art von Mauſer. Halb noch Stadt- und Bibliotheksmenſch, halb aber auch ſchon Landmenſch, Freiluftmenſch. Viel weniger Grübler und Kritiker als bisher, aber doch noch nicht ganz Zugreifer, Schaffer, — Bauer.

Dreierlei liegt vor mir: entweder zurück in die Stadt, natürlich nicht mehr als Gelehrſamkeitsbeamter, aber vielleicht als eine Art lebendiger „Beobachter an der Spree“ (Du verſtehſt mich!); oder: ſtillbeſchieden hier geblieben, Kiebitzhofbauer, Schollenſaſſe (wobei ich aber nicht die Perſpektive geiſtigen Stillſtandes und die Verabſchiedung aller literariſchen und künſtleriſchen Neigungen vor Augen habe); und ſchließlich: ein Leben auf der Grenzſcheide: bald Beſuch hier bald Beſuch da,

Commis-Voyageur einer zwiespältigen Lebenskunst zwischen zwei Stationen.

Ich werde mich für Nummer Zwei, für das gute Mittelstück entscheiden, ich werde kiebitzen. Berlin mit seinem gräulichen, stillosen, unorganischen Parvenucharakter, diese Stadt des großschnauzigen Talmithums und des schnellfertigen Absprechens, in der sich die paar wirklichen Berliner (ein prächtiger Schlag) am unwohlsten fühlen, lockt mich nicht. Dort wohnen müssen, ist ein Unglück, dort wohnen wollen ist eine unbegreifliche Verirrung. Von Zeit zu Zeit einmal in seinem Getriebe unterzutauchen, sich die Sturzwellen seines vielgestaltigen Lebens über Brust und Kopf gehen zu lassen, während man sich sonst dem lauten und leeren Getriebe klüglich fern hält und seine Seele procul negotiis aussömmert, wäre vielleicht ein annehmbarer Compromißvorschlag, aber doch nur für solche, die von Natur aus halb und halb sind und an der modernen Fahrigkeit leiden, die man Nervosität heißt. Ich habe den kleinen Verdacht, daß ein solches Nomadenleben ohne rechten Heimpunkt eine Seelenunstätigkeit erzeugt, die kaum geeignet ist, einen Charakter zur richtigen Reife zu bringen, aus der allein was Rechtschaffenes werden kann. Dos moi pu sto, — das gilt nicht blos für die Mechanik, das gilt auch für die Lebenskunst. Wenigstens für uns, bei denen das Zünglein der Lebenswaage schon hinüberschwankt in die stille Gegend, wo langsam der Pfad sich in's Dunkel verliert.

Holla! Peter, gieb mir einen Rippenstoß! Nimm'

mich bei den Ohren, Peter, wie einen Sextaner! Setz' mich Einen runter in Deiner Werthſchätzung!

Du haſt's doch gemerkt? —:

∪– | ∪∪– | ∪∪– | ∪∪– |

.... wo langſam der Pfad ſich in's Dunkel verliert .... Erkennſt Du das Paradigma:

Wenn der Hund mit der Wurſt über'n Spucknapf ſpringt ...?

Peter, — es verſelt!

Das iſt, beim Himmel, bedenklich, und Du wirſt lange Dein knabenerzieheriſches Haupt ſchütteln, wenn Du vernimmſt, daß ich jetzt des Oefteren von ganzen Schwärmen zappeliger Daktylen, Anapäſte, Trochäen und ähnlichen Gelichters überfallen werde, das ich längſt aus meiner reinen Seele vertrieben wähnte, ſeitdem ich zum letzten Male mit brandfuchſiſchem Fanatismus ſkandirt hatte:

Ach Eines, Eines weiß ich nur gewiß:
Es iſt mein Herz voll eitel Bitterniß.

Du hatteſt damals die Güte, darauf „Verſchiß" zu reimen und mich einen Ganzen trinken zu laſſen.

Beim Hohen Köſener! — es waren doch ſchöne Zeiten, als wir die dunkelrothen Mützen trugen und jeden Finken für ein zweifelhaftes Subjekt hielten. Was für wundervolle dumme Jungen ſind wir geweſen! Wie köſtlich undifferenziert, lebfriſch aus einem Guſſe, — ein Bischen landsknechtshaft roh und bedenklich alkoholbefliſſen, aber jedennoch: ſo glücklich, ſo derb glücklich .... Ich fürchte, heute ſieht's in den Corps nicht mehr ſo glückhaft aus.

Nun aber Schluß! Ich, ſo gerne ich mich als überzeugten laudator temporis acti bekenne, will denn doch nicht vergeſſen, daß ich jetzt eigentlich erſt zu leben beginne, denn jetzt erſt bin ich ja frei geworden.

Wollen ſehen, was mit ſeiner Freiheit anfangen wird

Dein

ſtets getreuer

Pankraz.

IV.

Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pankrazius Graunzer im Februar des Jahres geschrieben hat, in dem diese Geschichte spielt.

Den 5. Februar.

Heute fand ich in den alten Papieren, die die gute Tante von mir aufgehoben hat, einen Aufsatz, den ich als Quartaner geschrieben habe. Er handelte vom „Lobe des Landlebens".

Wie so ein altes Stück beschriebenen Papieres Einem doch an die Nieren gehen kann! Ich sah mit einem Male die ganze brave Quarta, Coetus B., vor mir, diese Welt voll Cornelius Nepos, die doch den Zuckerstengel noch nicht ganz überwunden hat. Noch ein paar Jahre weiter, und wir hatten schon ein literarisches Kränzchen und lasen „Sturm und Drang" von Klinger .... Beim Lob des Landlebens erinnere ich mich, daß der kleine Isidor Meyer, der jetzt so ernsthaft und Mitglied des Protestantenvereins ist, damals wegen eines genialen Ein-

falls in's Karzer geſperrt wurde. Er lieferte nichts ab, als ein Blatt mit folgenden Worten: „Ich, Iſidor Meyer, Quartaner aus Berlin, bin in Berlin geboren worden, lebe in Berlin und bin niemals aus Berlin herausgekommen, denn der Grunewald gehört auch zu Berlin. Berlin aber beſitzt kein Landleben. Deshalb kann ich nichts zum Lobe dieſer Beſchäftigung ſagen". Schade, daß unſer guter Ordinarius ſo wenig Humor hatte. Er hätte Iſidor'n nicht in's Karzer ſperren, ſondern um ſeiner Ehrlichkeit willen, die obendrein Witz beſaß, belobigen ſollen. Sein Präzeptorenzorn aber erblickte in dieſem kurzbündigen Aufſatz nur die Aeußerung frivoler Faulheit, und Iſidor mußte ſchmachten. Das beſtärkt mich in meiner alten Forderung, daß zu Pädagogen nur Leute von Humor zugelaſſen werden ſollten.

Aber Pankrazi! Dann müßten ja wohl auch die Schulräthe Humor haben! Oh! Und ſchließlich gar die Kultusminiſter! Biſt Du bei Sinnen?!

Mein Aufſatz war ein einziger Triller auf der bukoliſchen Flöte: „Wie herrlich, wenn des Morgens der mit vielen Federn ausgeſtattete Hahn kräht und uns mit ſeinem lieblichen Geſange hinauslockt in das friſche Grün der Wieſen, wo die Schafe blöcken und wovon die Dichter ſingen! O, wie rein iſt da die Luft! Wie duften die Blumen!" (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Welche Blumen? Es genügt nicht, in Allgemeinheiten zu reden; mindeſtens hätte ein Adjektiv zu „Blumen" hinzugefügt werden müſſen".) Der Schluß des Aufſatzes aber iſt direkt hymniſch: „Nur auf dem

Lande fühlen wir uns frei und erhoben zu Gott, der alles dieſes geſchaffen hat und in ſeiner Güte erhält. Nur hier ſind wir Menſchen, wie die alten Germanen!“ (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Unſinn!“)

Ich kann wiederum dem Ordinarius nicht Recht geben. Ich finde, daß Pankratius Graunzer da als guter Quartaner gut quartaneriſch geſchwärmt hat, und daß es ganz richtig iſt, was ſeine Seele in Quarta ſchrieb, wenigſtens für Quarta. Ich wäre ſehr glücklich, wenn ich heute noch ſo unmittelbar und idealiſch empfände.

„Menſchen, wie die alten Germanen!“ . . . Bravo, kleiner Graunzer! Recht haſt Du! Pfeif' auf den alten Ordinarius und halt's mit Hermann, dem Cheruſker!

Und ich ſehe mich im Geiſte als ferienkühnen Gymnaſiaſten, ich ſehe mich mit der grünen Botaniſirtrommel und der ſcharlachrothen Schülermütze, wie ich durch das Gebiet von Kiebitzhof galoppire, wie ich mich als großen Herren fühle und endlos Phantaſieen ſpinne, während ich über die Wieſen renne. Dort hinten am Krebswaſſer, wo die alte Weide mit dem geſpaltenen Stamme ſteht, da war mein Sinnirplätzchen. Da war die Höhle der Fabelwinde, auf denen ich hinausritt in's Unmögliche. Daß ich ein verwunſchener Prinz war, das ſtand ganz feſt. Ich und bloß Quartaner? Haha! Laßt nur erſt 'mal Tag und Stunde kommen, wo der alte Mann im weißen Barte erſcheint, der nach dem Leberfleck auf meinem linken Schulterblatt fragt und der dann, wenn er ihn geſehen hat, ein altes Perga-

ment herauszieht und der erſtaunten Chriſtiane verkündet, daß ich jetzt auf einem großen Schimmel in's Schloß meiner Väter reiten werde! Chriſtiane wird's bereuen, daß ſie mich fortwährend einen dummen Jungen nennt! Aber ich bin gnädig. Ich könnte ſie an einen Baum binden und, mit Honig beſchmiert, den Bienen zum Fraße laſſen, oder ich könnte ſie röſten laſſen, und es ſtände mir auch frei, daß ich ſie ſiebentauſend Fuß unter die Erde in eine Höhle verbannte, in der ſie von Kröten mißhandelt würde. Aber nein: Ich nehme ſie mit in's Schloß, und da ſoll ſie Augen machen, wenn ſie die goldenen Thürme ſieht und meine Leibmohren! Dem Ordinarius aber werde ich einen Brief auf Goldpapier ſchreiben: Hiermit thun wir kund und zu wiſſen, Ihnen, Herr Profeſſor, daß Sie uns hinfüro nichts mehr zu ſagen haben! Sie Jammerpeter, Sie! Sie Blindſchleiche! Wenn Sie geſcheidter wären, hätten Sie längſt entdeckt, wer wir eigentlich ſind. Aber Sie ſind ein ahnungsloſer Eſel!

Ach Gott, ja, es war ſchön! Schön! Schön! Schön! Schade, daß die Seelen ſo kümmerlich werden, wenn man älter wird.

Wann hab' ich eigentlich aufgehört, zu fabuliren? Wann begann ich, mich dabei zu beruhigen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Pankraz ſei, ein Pankraz der Hunderttauſendſte, ein Männlein Packedich?

Es iſt nicht ſo ſchnell gekommen, dieſes ſchnöde Thatſachenbegreifen. Viel Wind mußte vorher an der ſchönen grünen Fahne meiner Hoffnung reißen, bis ich ſchließlich nur den Schaft in der Hand hatte, den ich

dann auch zerbrach. Bis auf ein Stück. Und daraus hab' ich mir eine Flöte gemacht, die Flöte meiner einzigen Melodie:

Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts!

Anfangs blies ich diese schöne Weise in einem düsteren Tone, dann ward er melancholisch-gelassen, dann gleichmüthig mit einem kleinen Ansatze von Gassenhauer, und schließlich trillert sich's ganz behaglich:

Lach' an der Welt vorüber, es ist nichts!

Und das ist der Humor davon.

* * *

Den 12. Februar.

Alle diese Tage hin hat mir was an der Seele gesogen, so ein unbestimmtes Gefühl des Suchens in mir selber, als müsse da irgendwo irgendwas liegen wie ein Schlüssel, der eine köstlich geheime Kammer aufthun könnte, in der's Einem sehr wohl sein müßte.

Suche ich vielleicht eine Erinnerung?

Oder eine Hoffnung?

Oder etwas, das Beides zugleich wäre?

Was könnte das sein?

Ich bin doch Pankrazius Graunzer, das Männchen Packedich mit der einweisigen Flöte? Der Mann mit dem abgeschlossenen Gemüthe? Ich habe doch alle derartigen Schlüssel weggeworfen, weil ihre krausen Bärte mich genugsam genarrt haben?

Wäre ich nicht hier mir ganz allein gegenüber, ich würde mich ſchämen, es auszuſprechen, daß ich auf lächerlichen Serpentinen mich immer und immer wieder in jene ſchöne Gegend begebe, von der die geſchäftigen Verſemacher wünſchen, daß ſie ewig grünen bliebe.

Der Teufel hole mich; ich muß an die jammervolle Epiſode mit Ida, der jetzt verehelichten Kunze, denken.

Die jetzt verehelichte Kunze ....

Beſtie!

Pfui! Nicht!! Ruhiges Blut! Blamir' Dich nicht, Pankraz! Auch nicht vor Dir ſelber!

Kalkulire: Die jetzt verehelichte Kunze iſt ein Frauenzimmer von der ſchlechten Mittellage. Ihr Mann hat, ſeit er ſie geheirathet, die Gelbſucht. Ihre Kinder (acht!) ſind boshafte, dumme Rangen mit mangelhaft geputzten Naſen. Sie wechſelt aller vier Wochen das Dienſtmädchen. Sie iſt, höflich geſprochen, nicht gerade eine von den Reizendſten ...

Alſo: Nimm an, die verehelichte Kunze wäre eine verehelichte Graunzer ...

Es ſteigt das Haar, kalt ſtrömt der Schweiß ...

Nun?

Gewiß! Ich habe im Grunde Glück gehabt mit meiner unglücklichen Liebe.

Aber?

Kein Aber, wenn ich bitten darf!

Was abert ſich hier! Einfältig!

Aber das iſt ja das Schlimme, daß mich ewig ein Aber behelligt!

Ich muß dieſem Aber die Wurzel abdrehen! Ich muß dieſes feige, klettige, klebrige, ſchleimige Monſtrum, das in mich hineinkriecht und ſich in meiner Seele herumwälzt wie eine haarige Raupe, ausſchweſeln!

Ausſchweſeln!

* * *

Den 20. Februar.

Axiom: Das Weib iſt ein jammervoller Nothbehelf der Natur, die vom Werdewahnſinn beſeſſen iſt und im Delirium . . .

Da bin ich alſo wieder 'mal im ſchönſten Fahrwaſſer.

Wo iſt meine Flöte? Warum ſchimpfe ich denn auf einmal wieder? Was geht mich denn „das Weib“ an.

Axiom: Ein Mann, der an's Weib überhaupt nur denkt, iſt ſchon beſudelt. Höllenſtein her, wenn dieſe Stelle beißt!

Nein! Bloß Lachen hilft. Die ganze Geſchichte dieſes jappenden Kampfes zwiſchen Nan und Nü, wie die alterfahrene ſchlitzäugige Großvaternation im Oſten ſagt, iſt wohl tragiſch, aber alle Tragik läßt ſich mit Humor überwinden.

Flöte her!

Lach' auch am Weib vorüber! Es iſt nichts!

* * *

Den 25. Februar.

Chriſtiane bringt mich zur Verzweiflung. Seit drei Tagen paradirt ſie mit der alten Familienwiege von Kiebitzhof. Erſt mußte ſie gewaſchen werden. Schon überflüſſig. Dann mußte ſie gar neu gemalt werden. Roſen und Tulpen darauf, in der hübſchen altmodiſchen Art. Meinetwegen, weil's ein altes gutes Kunſtgewerbeſtück iſt. Nun aber ſtellt ſie mir den Kaſten in meine Schlafſtube, „weil's ſchade d'rum iſt auf dem Boden."

Das iſt Alles tantiſche Anſtiftung, und blos aus Pietät ſchmeiß' ich das Dings nicht zum Tempel hinaus.

Bin überhaupt ärgerlich die ganze Zeit. Man kommt in der Einſamkeit blödſinnig in's Grübeln.

Geradezu langweilig.

Und dabei hinten und vorne Dinge, die ich beſtimmen ſoll und nicht verſtehe.. Die Leute fangen an, ſich luſtig über mich zu machen. Voran natürlich Chriſtiane, die wahrhaftig ein Bischen zu ſehr auf ihr Altersrecht pocht.

Und — unglaublich! — Rückfälle in die Kinderkrankheit des Verſemachens. Das kommt vom Bukoliſiren.

Und ewig das unbehagliche Gefühl mit dem Suchen nach Was.

Es iſt die reine Mauſer, in der ich mich befinde.

Vierzig Jahre alt und noch immer ſolch' eine ſchwabbelige Seele!

Ich kann mich auf dem Jahrmarkt ſehen laſſen

oder unerſchrockenen Romanſchreibern als pſychologiſches Modell ſtehen.

Unerquicklich!

* * *

Den 28. Februar.

Mein Zuſtand wird bedenklich. Es iſt keine Frage mehr: Ich befinde mich in einer Kriſe.

Es iſt ein pſychiſches Fieber von ſehr hartnäckiger Art. Wechſelfieber. Bald iſt meine verehrte Seele heiß, bald iſt ſie kalt. Irgend was zerrt an ihr, wie böſe Buben am Maikäferbein.

Wer iſt der böſe Bube?

Wenn ich ihn erwiſche, nehme ich ich ihn an den Ohren und beutle ihn, daß er genug haben ſoll.

Aber erſt haben!

Erſt haben!

Ich bin hinter ihm her wie der Bauer hinter den Aeppeldieben. Aber nicht einmal ſeinen Hemdenzipfel krieg' ich zu ſehen.

* * *

Den 29. Februar.

Hat ihm ſchon! Der Bengel heißt Sehnſucht und iſt aus der Familie Langeweile.

Schäm' Dich, Pankraz! Biſt Du ein Wortefänger geworden? Todte Käfer aufſpießen, iſt mehr werth, als das.

Jawohl! Ja, freilich! — Sehnſucht! Das will wohl was heißen! Aber ſage mir doch, mein bied'rer Käſcherſchwinger: wonach ſehnt ſich Deine allerliebſte Seele?

Wonach?

Da kraut ſich der Lümmel hinterm Ohr.

* * *

Ich muß ſyſtematiſch und exakt vorgehen.

Wenn die Aerzte ſoweit ſind, daß ſie den Magen beleuchten können, dann ſollten wir Pſychologen (wie ſtolz das klingt!) doch gefälligſt ſo weit ſein und die Seele beleuchten können.

Alſo leuchten wir!

Hm! Das Ding hat viele Runzeln . . . Und zwiſchen den Runzeln ſteckt viel Staub . . . Und der Staub iſt von mancherlei Art . . . Und es iſt Bewegung in dem Staube . . . Und auch die Runzeln liegen nicht ſtille, ſondern gehen auf und gehen ab, reiben ſich, rühren ſich, zucken, zittern . . . Es iſt, als ob ſie nach Luft ſchnappten . . .

Das Ding ſieht bedenklich aus. Sicherlich: Normal iſt das nicht!

Eine normale Seele, ſollte ich meinen, iſt ſehr glatt, ſehr ſtill und ſtaubfrei.

Was muß ich alſo thun?

Sehr klar. Erſtens: glatt machen; zweitens: auskehren; drittens: Ruhe!

Köſtlich! So verſchreibt der Herr Doktor dem Bettelweib Madeira.

Wo ſoll ich alter Kerl die Courage hernehmen und meine Seele erſt glatt bürſten, dann reinfegen und am Ende zur Beruhigung einölen!

Schließlich geht ſie mir dabei in die Brüche, meine Seele, und dann ſitz' ich da mit Bürſte, Beſen und Oel . . .

Verfluchte Geſchichte!

V.

Eine parlamentarische Standrede des Herrn Pankrazius Graunzer an sich selber. Handelt von einem sehr wichtigen Entschluß und darf durchaus nicht überschlagen werden.

Verehrtester! Wir haben nicht oft das Vergnügen, einerlei Meinung zu sein, aber darin werdet Ihr mir, dessen bin ich sicher, beistimmen, daß es so nicht fortgehen kann.

Die Situation, in der wir uns befinden, ist unerquicklich im höchsten Grade, und es wäre, parlamentarisch zu reden, ein Zeichen von mangelhafter Intelligenz, wenn wir nicht darauf sännen, Mittel und Wege zu finden, wie wir dieser bedränglichen Situation ein Ende bereiten und sie durch einen Zustand ablösen, der unserm Befinden zuträglicher, unserer Entwickelung heilsamer und des Namens Graunzer würdiger ist. (Zustimmung auf allen Seiten.)

Es ist keine Frage, daß ein Etwas in uns rumort, das auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse hin-

treibt, und das wir, in Ermangelung eines beſtimmteren Ausdruckes, Sehnſucht nennen. („Sehr richtig!“ links, in der Herzgegend. „Unſinn! Langeweile!“ im Gehirnszentrum.) Dieſe Sehnſucht nun, — woraus entſpringt ſie? Fürchten Sie nicht, daß ich vorhabe, Sie durch lange und eingehende Unterſuchungen über den Grund dieſer p p. Sehnſucht zu langweilen. Ich begnüge mich, ganz kurz die Behauptung aufzuſtellen, daß dieſe Sehnſucht die Folge eines gewiſſen Unbefriedigtſeins iſt.

Es muß etwas faul ſein im Staate Graunzer, ſonſt hätten wir dieſe bedenkliche Unruhe nicht in unſerm Innern! (Oho! im Gehirnszentrum.)

Nun denn, mein Lieber: Was iſt faul?

Ich ſchmeichle mir damit, eine Antwort auf dieſe nicht ganz leichte Frage zu haben, aber ich muß bitten, daß Ihr mir die Ausſprache dieſer Antwort geſtattet, ohne mir nach Eurer üblen Angewohnheit über's Maul zu fahren.

Die Fäulniß, an der wir leiden, und an der wir zu Grunde gehen werden, wenn wir nicht ſchleunigſt antiſeptiſch eingreifen, das iſt die Zweckloſigkeit unſeres ganzen gegenwärtigen Dahinlebens, der Mangel an einem feſt und freudig begriffenen Ziele. Wir vegetiren, Verehrteſter, aber wir leben nicht!

Als wir noch in Berlin ſaßen und Bücher regiſtrirten, — nun wohl: Das war kein ſchöner Zweck und kein hohes Ziel; aber wir hatten uns darein gefunden, wir hatten abgeſchloſſen mit allem Anderen, wir hockten, nicht ſehr dekorativ vielleicht, aber doch mit einer gewiſſen raumausfüllenden Sicherheit im Mittel-

punkte unſeres kleinen Kreiſes, deſſen Pflichten wir erfüllten, und der uns immerhin eine gewiſſe, wenn auch ſpärliche Zufriedenheit bereitete. (Melancholiſche Zuſtimmung.)

Nun hat ſich das geändert. Wir ſind aus unſerm Bücherkreiſe herausgelockt und in eine viel ſchönere, viel friſchere, viel reichere Welt geſetzt worden. Das gütige Schickſal, unſre liebe Tante Ulrike, hat uns die unverdiente Ehre angethan, uns zum Herrn und Beſitzer eines zwar nicht ſehr großen, aber ſehr ſchönen, ſehr geordneten, ſehr ergiebigen und völlig ſchuldenfreien Gutes zu machen. Wir ſind kein Bücherfreſſer mehr, wir ſind ein Gutsbeſitzer! (Bravo auf allen Seiten.)

Aber! Aber! —: Füllen wir unſern Platz auch wirklich aus? Haben wir uns unſeren neuen Pflichten, ſo wie es ſich geziemt, angepaßt? (Pauſe.) Euer Schweigen antwortet mit mir: Nein!

Nein! Wir haben das nicht gethan! Wir ſind ein Bibliothekar a. D., der ſich beſuchshalber auf einem Gute aufhält und überflüſſig macht, aber wir ſind kein Gutsherr!

Ich will gar nicht davon reden, daß wir von der Landwirthſchaft nichts verſtehen. Das iſt erklärlich und entſchuldbar. Aber wir haben auch nicht den rechten Eifer, etwas zu lernen. Wir bummeln auf unſerm ſchönen Gute herum und halten Maulaffen feil. Wir langweilen uns, wo wir arbeiten ſollten. Wir machen uns zum Geſpötte nicht bloß von Philemon und Baucis, den wackeren Zweien, Hansjörg und Chriſtiane, ſondern

wir ſind auch ein ſchlechtes Beiſpiel allen unſeren Leuten bis herunter zu Traugott, dem Kuhjungen.

Und warum das? An ſich ſind wir doch kein Nichtsnutz, kein Faulenzer! Beweis: Dieſes Bummeln bedrückt uns, dieſe Langweile liegt uns ſchmerzhaft auf Seele und Leib.

Alſo warum?

Ich will es Euch ſagen, auf die Gefahr hin, daß Ihr mir die ſauerſten Aepfel eures Graunzerſchen Geiſtes an den Kopf werft: So ein Gut, das Einem gehört, iſt keine Bibliothek, in der man von Amtswegen ſitzt. So ein Gut, das Einem gehört, muß Einem in die Seele wachſen, muß Einem ſehr lieb und innerlich eigen werden, ſonſt iſt man entweder Schmarotzer oder Tagelöhner auf ihm. In der Bibliothek iſt man im Grunde geiſtiger Tagelöhner, auch wenn man ſein Stückchen Pergament mit Liebe beackert, und dieſe geiſtige Tagelöhnerei auf einem Spezialgebiete mag recht wohl einen ganzen Menſchen ausfüllen, zumal wenn er von ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzem Gemüthe Spezialiſt iſt, was zuweilen vorkommt, ſo wunderlich es klingt. Aber beim Landbeſitz giebts ſolcherlei Spezialliebe nicht, abgeſehen von der induſtriellen Landwirthſchaft, die uns nichts angeht. Hier gilt es, im Ganzen liebevoll aufzugehen, ein Bauer zu werden, der ſeinem Hofe gehört, wie der Hof ihm.

Dazu aber, Graunzer, gehört ein Ding, das uns fehlt, und das wir uns anſchaffen müſſen. Dazu gehört, ich kann mir nicht helfen, eine Eigenthumsperſpektive in die Zukunft. (Unruhe auf allen Seiten.)

Ihr ahnt, was ich meine? Ihr ſchüttelt Euch vor Entſetzen, aber ich muß es Euch noch deutlicher ſagen: Dazu gehört die Ausſicht, daß auch *nach* uns das Gut unſer gehört, daß wir das Gut auch für eine Fortſetzung unſres Selbſt bebauen. Kurz und gut: dazu gehört, daß wir einmal einen Sohn haben müſſen. (Tumult auf allen Seiten. Der Redner verſchwindet unter einen Regen von Pfuirufen und faulen Aepfeln.)

Und wenn Ihr mich eine Stunde lang bepfuit und mit faulen Aepfeln bewerft, — keiner dieſer Aepfel kann ſo ſauer ſein, wie der, in den ich biß, als ich dieſe Nothwendigkeit erkannte, die ich laut nochmals ausſprechen muß: Graunzer, wir müſſen einen Sohn haben!

Das iſt im letzten Grunde die Sehnſucht, die uns peinigt. Wir ſind unbefriedigt, weil wir nicht mit ganzer Liebe in unſerem neuen Wirkungskreiſe aufgehen, und wir gehen nicht mit ganzer Liebe in ihm auf, weil er, als der natürlichſte und alſo primitivſte aller Wirkungskreiſe, die *Familie* zur Vorausſetzung hat. (Stürmiſcher, gellender Ruf: „Pfui Teufel! Ein Weib! Da haben wir's!“)

Ja, Graunzer, es iſt wahr: es wird ſich nicht umgehen laſſen, daß wir zu dieſem Zwecke ein Weib nehmen. (Ohrenbetäubender Lärm.)

Aber *nur* zu dieſem Zwecke! Ich verwahre mich mit Entſchiedenheit dagegen, daß ich Nebengedanken habe, denn darin bin ich völlig eins mit Euch: ich *denke* nicht an all' das verworrene Zeug, das gemeinhin den Zweck der Erzeugung eines Erben verſchleiert. Aber es giebt ſchlechterdings kein anderes Mittel, zu

unſerm Zwecke zu gelangen. So jammervoll es iſt: wir brauchen eine Frau dazu. (Beklommene Pauſe.)

Ich erlaube mir, den Antrag zu formuliren, den ich für angenommen anſehe, wenn ſich kein ausdrücklicher Widerſpruch erhebt: Wir beſchließen, Zwecks Erlangung eines männlichen Erben eine Frau zu nehmen, der wir uns aber bündigſt vorher zu erklären verpflichten, daß wir von all' dem nicht zu unſern Anſchauungen paſſenden Brimborium ausdrücklich abſehen, das man für die Eingehung einer Ehe als Vorausſetzung anzunehmen pflegt. Tritt der Effekt, auf den es erſt ankommt, nämlich die Geburt eines Knaben, innerhalb zweier Jahre nicht ein, ſoll die Ehe augenblicklich aufgelöſt werden. (Dumpfe Pauſe.)

Da ſich kein Widerſpruch erhebt, erkläre ich den Antrag für angenommen und werde das Weitere veranlaſſen.

* * *

Nachſchrift: Ein wundervolles Mittel, über böſe Gemüthsqualen wegzukommen, dies Farciren ſeiner Unbehaglichkeit. Ich möchte wiſſen, ob das andern Leuten auch ſo geht.

Aber die Farce iſt ernſthaft! In einer Woche gedenke ich auf Freiers Füßen loszureiſen. Oh, Tante Ulrike!

P.

am 15. März (dieſen Tag will ich mir hell lila anſtreichen, als in der Farbe, die die frauenzimmerlichſte und mir fatalſte iſt.)

VI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den mehrfach genannten Gymnasiallehrer Peter Kahle. Giebt einen Kommentar zu der eben vernommenen Standrede, den ich jungen Mädchen nicht zu lesen rathe.

Kiebitzhof, am 25. März.

Magister Kahle!

Ihr habt mich, beim Himmel, schwer geärgert mit Eurem Briefe. Ich habe Euch bis jetzt für einen ernsthaften Menschen und Staatsbürger gehalten und mußte nun mit nicht geringem Bedauern wahrnehmen, daß Ihr ein Spötter von jener geringen Sorte seid, die heutzutage von den Zeitungen täglich schockweise auf den Markt gebracht werden, und für die ich nicht sechs Dreier gebe, selbst wenn sie Doktoren der Philosophie und staatlich geaichte Knabenerzieher sind.

Proh dolor, Peter, — wie kannst Du bis zu der Frivolität hinabtauchen, zu reimen:

Das iſt der März,
Drauf reimt ſich Herz,
Sogar die Graunzer freien.
Jetzt wird es Tag!
Oh, Himmel, ſag',
Was denn geſchieht im Maien?

Schämſt Du Dich nicht, Peter? Das Deinem Freunde und Corpsbruder?

Aber ich hab' es immer geſagt: die Schulmeiſterei verdirbt den Charakter; und: auf dem Katheder wächſt das Blümlein Bosheit am üppigſten; und: wer mit dem Bakel hantirt, ſieht an jedem Menſchen nur das Sitzfleiſch. (A propos: Du kennſt doch die Geſchichte von jenem Schulmonarchen, der in einem Muſeum die Venus Kallipygos ſah und mit Zungenſchnalz ausrief: Wie müßten hier fünfundzwanzig flecken! . . .?) — Welch ein Narr ich war, daß ich dir Mittheilung von dem Entſchluſſe machte, der mir wahrhaftig ſchwerer gefallen iſt, als irgend einer in meinem ganzen Leben! Ueber ſo 'was machſt Du Witze!? Und ſogar gereimte?!

Iſt denn das ganze Männergeſchlecht eine einzige Clique, vereint zur Verhöhnung der Wenigen, die ſich vom Weibe emanzipirt haben? Habt Ihr denn alle die Objektivität verloren in dem lächerlichen Ringelringelroſenkranz, den Ihr mit Aufopferung Eures Verſtandes, Eurer Freiheit, Eurer Würde, Eures Wohlbehagens, Eurer ſeeliſchen Reinheit mit dem von Schopenhauer ſattſam in ſeiner ganzen Gefährlichkeit und Elendigkeit gekennzeichneten Geſchlechte tanzt? Iſt es Euch denn ganz und gar unmöglich geworden, wirklich

männlich und nicht bloß als Schürzenanhängsel zu denken?

Oh, Ihr Schürzenbandknoten! Oh, Ihr belämmerten Ritter vom Unterrock! Oh, Ihr Karpfen, die Ihr an der Zopfnadel hangt!

Du kannst Dir also absolut nicht vorstellen, daß man wirklich bloß um des Grundes Willen, den ich Dir in meinem Briefe angegeben habe, heirathen kann, Du fühlst schlechterdings den Anreiz zu der liebenswürdigen Insinuation in Dir, ich ließe mich da nur von einem maskirten Instinkte leiten, und dieser Instinkt tendire ganz fröhlich und bestimmt auf das hin, was Ihr schamhaft Erotik nennt, weil Euch selber der Ausdruck „Liebe“ blümerant, weibsenhaft und lyrikerig vorkommt?

Nun will ich Dir aber mal was sagen: Eure ganze vielgerühmte „Liebe“ ist im Gegenteil nur eine Maske, die sich der Wunsch auf Nachkommenschaft vorbindet, um auf glatteren Wegen zu seinem Ziele zu gelangen. Der Schwindel, den der Auerhahn der Auerhenne vortanzt, und der Schwindel, den Ihr Euren Gänsen vorsingt, vorwimmert, vorflötet, das ist alles dieselbe Sache, die dadurch nicht anständiger wird, daß sie die allergemeinste auf Gottes Erdboden ist. Der Auerhahn aber ist gescheidter als die zweibeinigen Freier um Fräulein Gans. Er setzt das zappelige Getanze re facta wenigstens nicht fort. Im Gegentheil: er begiebt sich schleunigst möglichst weit weg, auf die allerhöchsten Baumwipfel, und ist von nun an ein sehr gemessener und ernsthafter Herr. Ihr dagegen, — daß

Gott erbarm'! Wenn Euch die „Liebe" losgelaſſen hat, kriegt Euch das noch künſtlicher angemachte Ehegefühl in die Krallen, und die richtige Komödie beginnt jetzt erſt. Ihr ſchämt Euch, durch die naturnothwendig eintretende Kälte zuzugeſtehen, daß Ihr vorher bloß die obligate Balzkomödie aufgeführt habt, und Ihr wißt Euch nicht anders zu helfen, als dadurch, daß Ihr nun die Komödie der ehelichen Liebe beginnt. Dieſe Komödie endigt aber immer tragiſch, gleichviel, ob es die Welt merkt oder nicht. Denn für einen Theil, und, wie ich fürchte, meiſt für den männlichen, wird ſie Ernſt. Will ſagen: der Komödiant glaubt ſchließlich ſelber an das, was er mimt, und das Ende iſt die Entſelbſtung, die Verweibſung.

Die Ehe iſt Schuld daran, daß es keine Männer mehr giebt, d. h. die Ehe, wie Ihr, die Verweibſungsſüchtigen, ſie begreift.

Es muß aber auch noch eine andere Ehe möglich ſein, die natürliche Ehe nämlich, die Ehe ohne Goldpapieremballage, die Ehe, die lediglich und ganz ausſchließlich den Zweck der Erzielung von Nachkommenſchaft hat, und die weder vom Manne noch von der Frau die Aufgabe der Perſönlichkeit durch die „Liebe" fordert.

Monſtröſer Unfug, dieſe „Liebe", die die Verkrüppelung der einen Individualität ohne Weiteres zur Vorausſetzung und meiſtens die Vernichtung beider Individualitäten zur Folge hat. Wie ſoll aus ſolchen Verhältniſſen eine geſunde Nachkommenſchaft hervorgehen? Was iſt dieſe Sorte Ehe anderes, als der

Faktor, mit dem das Bischen Persönlichkeit aus der Menschheit hinausdividirt wird! Mir graut davor, wenn ich denke, was schließlich daraus werden soll, aus diesem Rührei von Mann und Weib.

Und darum sag' ich für meine Person allen Ernstes: nein! Ich will eine Ehe gründen, ohne die Fiktion, daß, um ein neues Individuum zu zeugen, es nöthig sei, entweder die eigene oder eine andere Individualität zu opfern oder zwei Individualitäten bis zur Unkenntlichkeit in einander zu manschen. Eine solche Ehe, wie ich sie mir denke, mag eurer Sentimentalität nicht behagen. Dafür entspricht sie um so mehr der Natur. Die Ehe ist nun mal keine lyrische Angelegenheit.

Mein Entschluß steht fest. Ich setze Hansjörg zum Verwalter ein und begebe mich auf die Suche. Erst nach Berlin, wo ich, dem genius loci entsprechend, die Sache auf die geschwindeste und geschäftsmäßigste Weise per Annonce zu erledigen suchen werde. In welchen Lotterietopf man greift, ist schließlich gleichgültig.

Gehab' Dich wohl und geh' in Dich!

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adressaten zu diesem Briefe:

Krazi Graunzer, oder der Misogyn aus Naturwissenschaft. Auch gut! Man ist heute Alles aus Naturwissenschaft. Früher war man Alles aus Religion. Auch Misogyn. Siehe die Kirchenväter. Die Welt ist rund und dreht sich um. K.

VII.

Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an dieselbe Adresse. Handelt von dem vorigen Brief.

Kiebitzhof, den 26. März.

Lieber Peter!

Unter meinem vorigen Briefe wirst Du eine radirte Stelle gesehen haben. Ich gestehe Dir, daß das wegradirte „Nachschrift" geheißen hat. Ich habe es aber vorgezogen, einen eigenen Brief statt einer Nachschrift zu schreiben, damit ich mich nicht eines spezifisch weiblichen Fehlers schuldig mache.

Was ich Dir nachschriftlich schreiben wollte, ist aber dies: Mein voriger Brief hat einen etwas grätigen und dozirenden Ton, der mir selber nicht gefällt. Um so weniger, als sich all' das, was ich darin sage, in ruhiger Entwickelung plausibler gestalten ließe. Trotzdem habe ich Dir den Brief geschickt. Erstens, weil es nöthig war, daß ich Dir für Deine üblen Witze die Leviten las, und dann, weil Du gerade auch aus

dem Tone erkennen magſt, in welcher ſeeliſchen Verfaſſung ich mich befinde.

Sobald der Gedanke an's Weib Beſitz vom Gehirne eines Mannes nimmt, ſchlägt ſich der Humor in die Büſche.

Faſt hätt' ich Luſt, mir die Sache doch noch 'mal zu überlegen, aber ich fürchte, es käme nur zu einem Aufſchieben, und da will ich denn doch lieber gleich in den Apfel beißen, wo er am ſauerſten iſt.

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adreſſaten:

Armer Krazi! Entſchuldigt ſich! Aber er thut mir leid. Mir thun immer die Leute leid, die gute Kerle ſind und ſchimpfen müſſen. Das hatte die Religion vor der Naturwiſſenſchaft voraus, daß ſie die Leute nicht brummig machte.

VIII.

Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrathes Kropfer an seinen Corpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pankrazius Graunzer.

Berlin, den 10. April.

. . . . . Ja, richtig, noch Eins! Gestern hab' ich Graunzern gesehen. Mir scheint, daß der Gute völlig am Ueberschnappen ist. Von Lebensart gar keine Spur mehr und ein Exterieur wie ein Hinterwäldler. Ganz der Vetter vom Lande: Inspektormütze, Joppe, knallende Rindslederstiefel.

„Was machst Du denn in Berlin!?" fragte ich ihn.

„Ich setze Heirathsannoncen in den Lokalanzeiger", antwortete er.

Darauf ich: „Für einen Weiberfeind ist das ein grausamer Scherz".

Und er: „Gar kein Scherz! Wer giebt Dir das Recht, mir scherzhafte Gedanken unterzuschieben?! Wie

kommſt Du dazu, mich wie eine komiſche Perſon zu behandeln?! Nieſ' doch in Dein eigenes Taſchentuch!"

Und eh' ich noch begütigend „na! na!" ſagen konnte, war er weg, quer über die Straße, in einen Omnibus hinein.

Und ein Geſicht machte er, — ich ſage Dir: ein Geſicht . . . ! Jedes Schnurrbarthaar war geſträubt, und ſeine Augen funkelten dunkel. Du weißt, was das bei ihm zu bedeuten hat.

Dein

Kropfer.

IX.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von einer decidiv modernen Dame.

Berlin, den 10. April.

Mein guter Peter!

Nachdem ich Dir im vorigen Monat den Brief mit den Leviten und dann den Nachschriftbrief geschrieben hatte, hab' ich mich bald von Kiebitzhof aufgemacht und bin gen Berlin gefahren.

Mein Plan steht fest: ich will eine Frau suchen. Zuerst in Berlin. Zwar lieb' ich das Berliner Volk nicht, und so opponirte auch etwas in mir gegen den Plan, just am unliebenswürdigsten Orte von Deutschland zu beginnen, aber schließlich sagte ich mir, daß es sich hier nicht um eine liebenswürdige, viel weniger um eine verliebte Sache handle, und daß gerade mein Geschäft sich in Berlin vielleicht am schnellsten abwickeln könnte, wo man ohnehin zu einer geschäftsmäßigen

Behandlung aller Angelegenheiten des menſchlichen Lebens neigt.

Fuhr alſo nach Berlin.

Ich ließ Kiebitzhof ungern hinter mir. Jetzt, wo es Frühling werden will, iſt es ſchwer, aus der Natur heraus in die Stadt zu gehen. Aber da es geſchehen mußte, geſchah es, und ich brummelte vor mich hin:

Ich reit' auf Abenteuer aus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Einen Rattenſchwanz, den bring' ich nach Haus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Und wär' das Abenteuern dumm,
Treibt es mich doch in's Weite um,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!

Du ſiehſt, ich ſchackte ganz vergnüglich los, mit ſo einem gewiſſen, durchgegerbten Humor: Nur zu, die Sache wird ſchon ſchief gehen.

Und richtig!

Aber das muß ich Dir hübſch im Schritte erzählen.

Alſo: ich hatte mir in den Kopf geſetzt, zuvörderſt 'mal ſchlecht und modern zu operiren — mit einer Heirathsannonce in der Voſſiſchen Zeitung:

Die Annonce ſah ſo aus!

Ernſthaft.

Ein Vierziger, Dr. phil. und Gutsbeſitzer, wünſcht ſich zu verehelichen. Damen mit gleichem Vorhaben wollen ſich brieflich unter Chiffre P. G. 40 ausſprechen.

Ich hatte die Annonce so farblos und ohne jede Andeutung meiner persönlichen Anforderungen gewählt, weil es mir unzweifelhaft verwehrt worden wäre, auszudrücken, daß ich mich lediglich zwecks Erzeugung von männlicher Nachkommenschaft zu verehelichen wünsche. Denn ein solcher Wunsch, ausgesprochen, erregt Aergerniß, während er, wie ich glaube, *gehegt* sogar von Staatsanwälten und Pastorstöchtern wird. Das ist so eine der profunden Thatsachen unseres Moralcodex, über die es gut ist zu schweigen, denn sobald man in's Reden davon käme, würde man einen Stil sprechen, der wiederum das Interesse des von Staatswegen berufenen Hüters der bestehenden Institutionen erregen würde. Das ist die bekannte Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Symbol der Ewigkeit sagt man. Symbol der Ewigkeit der Dummheit — *könnte* man sagen. Ich aber sage es nicht, sondern lache inwendig. (Wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß augenblicklich sehr viel inwendig gelacht wird in Deutschland, und es gehören zur Sekte der inwendigen Lacher Leute, die auswendig einen geradezu penetranten Ernst zur Schau tragen, — nicht von Geschmacks-, sondern von *Amts*wegen.)

Aber ich will nicht *davon* zu Dir sprechen, denn davon sprichst Du selber wahrscheinlich manchmal zu Dir, inwendiger Lacher, der Du bist. Sondern ich will Dir erzählen, was auf meine Annonce in der Vossischen erfolgt ist.

Eine Sturmfluth von Briefen in den bekannten unangenehmen, spinnefüßigen, weiblichen Schriftzügen

ſturzwellte über mich her. In meiner Briefmappe, in den Schubfächern meines Schreibtiſches, überall, in meinem ganzen Zimmer erhob ſich ein Krieg von hunderterlei Geſtänken, wie ſie in der Damenwelt, die nicht einmal den Muth ihres eigenen Geruches hat, unter den Namen von Parfüms graſſiren. Erſt nachdem ich etwas Jodoform verſtreut hatte, ward ich dieſes widerlichen Mißduftes Herr.

Länger dauerte es, bis ich die fatalen Dünſte aus meinem Gehirne getrieben hatte, die von dem Inhalte jener Briefe in mir erzeugt worden waren. Ich hatte ein Gefühl von Verbreiung meines Cerebralſyſtems, als ich dieſe unglaublichen Briefe geleſen hatte, und ich bekam einen Begriff, wie es im Gehirne eines unſerer weibſeligen Lyriker ausſehen mag, die noch immer nicht aufhören, zu behaupten, daß die Liebe der ſchönſte aller Triebe ſei. Ein paar Kapitel Schopenhauer thaten gute Dienſte gegen dieſe zeitweilige Verſeuchung, aber im Grunde danke ich es doch wohl hauptſächlich meiner guten Mannesgehirnskonſtitution, daß ich dieſes Gefühl höchſter Elendigkeit und Kraftloſigkeit verhältnißmäßig ſchnell überwunden habe.

Ich würde als ein ſchlechter Freund und auch gegen mich wie ein Flagellant handeln, würde ich Dir hier aus dieſen Briefen einen Gefühlsextrakt geben. Ich habe ſie verbrannt und ich will ſie zu vergeſſen ſuchen.

Unter der ganzen gräßlichen Menge war ein einziger, der mir ein gewiſſes nicht mit direktem Unwohlſein verbundenes Intereſſe abgewann. Es war in derben,

ſteifen Schriftzügen geſchrieben, nicht parfümirt und lautete wie folgt:

Herrn P. G. 40!

Das trifft ſich gut! Sie ſind vierzig, ich fünfunddreißig.

Sie ſind Gutsbeſitzer (den Doktor ſchenk' ich Ihnen), und ich habe das Stadtleben ſatt.

Sie wollen heirathen, ich auch.

Ich zweifle demnach nicht, daß wir harmoniren werden.

Wenn es Ihnen recht iſt, ſprechen wir uns einmal perſönlich aus.

Ich werde morgen abend um 7 Uhr im Reſtaurant Pſchorr, Ecke Friedrich- und Behrenſtraße, an dem Tiſch in der Ecke, gerade gegenüber der Eingangsthür von der Friedrichſtraße her ſitzen.

Sollte der Tiſch beſetzt ſein, was aber um dieſe Zeit nicht anzunehmen iſt, ſo werd' ich mich dem Speiſebüffet gegenüber ſetzen und die Kreuzzeitung leſen.

Ich warte bis 8 Uhr.

K. K.

Dieſer Brief gewann nicht allein dadurch, daß er ſich von der allgemeinen Limonade der übrigen ſcharf abhob, er hatte auch für ſich allein genommen etwas, das mir, ich will nicht ſagen imponirte, aber doch einen gewiſſen vertrauenerweckenden Eindruck machte.

Da er von einer Perſon jenes Geſchlechtes kam, deren Aeußerungen man gut thut, ſtets auf Bakterien

zu unterſuchen, ſah ich ihn mir ſehr genau an. Ich kam dabei zu folgendem Reſultate.

1.) Keine Anrede.

Das läßt ſich gut und übel auslegen, denn man kann daraus vielleicht auf eine gewiſſe gerade Weſensart ſchließen, die an einen Unbekannten auch nicht die üblichen Höflichkeitsfloſkeln verſchwenden will, vielleicht aber läßt es auch einfach den Schluß auf eine ſalva venia Rauhbeinigkeit zu, die für mich beim weiblichen Geſchlechte nicht eben dekorativ wirkt.

2.) Die Antitheſen des Eingangs.

Nicht ohne eine gewiſſe kurzbündige Kraft. Die Frau, dacht' ich mir, häkelt ihre Reden nicht, wie es Weiberart, noch ſtrickt ſie gar jene langen Redeſtrümpfe, in denen der geſunde Verſtand erſtickt. Sie wird vielleicht eher ein Bischen zu wenig ſagen. Aber das iſt weitaus das geringere Uebel.

3.) „Ich zweifle demnach nicht."

Ecce mulier! Da haben wir auch bei der kurzredigen die Schnatterlogik. „Demnach!" Es iſt unerhört! Indeſſen: auf logiſche Gebrechen war ich ja für alle Fälle vorbereitet.

4.) „Im Reſtaurant Pſchorr."

Sie alſo giebt mir ein Rendezvous, und zwar ohne Weiteres, ohne jeden Vorſchlag irgend welcher weiteren brieflichen Präliminarien.

Und dann: nicht Josty, nicht Kranzler, sondern Pschorr; kein Zuckerbäcker, kein Kaffee, sondern Bier, und zwar ächtes. Das läßt auf eine gewisse sichere und kräftige Art des Entschließens und des Geschmackes schließen.

Gefällt mir.

5.) Genaue Kenntniß der Oertlichkeit und der Besuchsfrequenz im Pschorr.

Sollte sie Stammgast sein?

6.) Die Kreuzzeitung.

Die Dame ist schlau, man wird sich also vorsehen müssen. Sie kalkulirt so: der Mann ist Gutsbesitzer, folglich wird er Agrarier sein, folglich wird er es gerne hören, daß ich die Kreuzzeitung lese.

Madame, Respekt! Aber Sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß ich Sie durchschaue.

7.) „Ich warte bis 8 Uhr."

Das weist wieder auf Entschiedenheit hin und auf einen gewissen Stolz.

Nicht übel.

8.) „Den Doktor schenk' ich Ihnen."

Eine merkwürdig kühne Parenthese. So viel psychologischen Spürsinn kann ich der Dame nicht zutrauen, daß sie aus meiner Annonce die geringe Schätzung hätte erkennen sollen, mit der ich

meinen akademiſchen Grad anſehe. Sie muß alſo wirklich die Doktorei perſönlich gering achten.

A la bonne heure! Das gefällt mir ſehr gut! Freilich müßte man den Grund dieſer Geringachtung wiſſen.

Vielleicht hat ſie ſchlechte Erfahrungen mit Doktoren gemacht?

Vielleicht auch, daß ſie mit dieſem Ausnahmsſtandpunkt bloß kokettirt.

Denn womit kokettirten Weiber nicht?

Ich denke, Du ſiehſt, daß ich gründlich und ganz gewiß objektiv zu Werke ging. Das ſchließliche Ergebniß meiner Spezialunterſuchung war, daß ich beſchloß, mir das Doppel-K in Perſon anzuſehen.

Mir war nicht ganz wohl zu Muthe, als ich mich auf den Weg machte.

Du weißt, wie ſchwer es mir fällt, mit Weibern zu reden. Dieſes fremde Volk ſpricht eine Sprache, die nur ſcheinbar dieſelbe iſt, die ich beherrſche. Und dann haben ſie alle ſo was verwirrend Mimiſches an ſich, eine ſo vertrakte Art, die Worte mit Blicken, Geſten, Bewegungen zu begleiten, die ganz willkürlich und zuſammenhangslos ſind. Ich möchte ihnen immer in den Arm fallen und fragen: Bitte, warum jetzt der kleine Finger ſo in die Höhe? Oder: Um Gotteswillen, warum nun die Blicke auf meine Stiefeln? Oder: Gerechter Himmel, was iſt Ihnen, daß Sie ſo madonnenſchmerzlich den Kopf nach rechts neigen?

Es iſt aber nicht Furcht, was mich ſo bange

macht, denn schüchtern bin ich nicht. Es ist nur Widerwille. Und diesen mußt' ich natürlich diesmal unterdrücken.

Ich ging also in den Pschorr. An dem Tisch gegenüber der Thür saß sie nicht. Der war besetzt von Studenten.

Also nicht Stammgast! dacht' ich mir.

Und nun der Blick das Lokal lang hinab zum Speisenbüffet.

Richtig! Mitten gegenüber eine Dame hinter einem großen Zeitungsblatt. Ich erkannte deutlich das Kreuz und, hol' mich der Kuckuck, mein Herz klopfte, daß ich mich coram publico hätte bemaulschellen mögen.

Von ihr sah ich nur ein Toupée schwarzer Haare. Gut! dacht' ich mir, sie hat den Hut abgenommen! Das ist kein schlechtes Zeichen!

Und nun los auf den Tisch und eine Verbeugung gemacht und: „P. G. 44."

Als Antwort eine sonore Stimme: K.! K.! (wirklich: hinter jedem K ein akustisch deutliches Ausrufezeichen).

Ich: Mein Name ist Pankratius Graunzer. Sie gestatten?

K. K.: Katharina Kolbe. Bitte!

Dabei sahen mich zwei schwarze Augen groß und inquisitorisch an. Nur als Soldat, wenn unser Feldwebel den Anzug prüfte, hab' ich solche Augen an mir auf- und abwandern sehen.

Ich fand kaum die nöthige Unbefangenheit, gleichfalls zu muſtern; als ich mir aber den nöthigen Ruck gegeben hatte, ſah ich Folgendes: unterſetzte Figur, ein Bischen zur, ſagen wir Breite, neigend, mit ſtarker Bruſtausladung; das Geſicht ſcharfzügig, im Profil an gewiſſe Bourbonengeſichter erinnernd; die Haare kein Toupée, wie es von Weitem erſchienen, ſondern in natürlicher, üppiger Kräuſelung a la Titus gehalten, — entſchieden zu viel Haarwerk; die Hände von geſunder Farbe, ſehr fleiſchig; das Kleid knapp anliegend, ſchwarz, einfach, ziemlich viel vom ſpeckigen Nacken freilaſſend, um den eine goldene Kette hing. Geſammteindruck: nicht ſehr liebenswürdig, aber auch nicht abſtoßend; wenn man ſich dran gewöhnt haben wird, wird man das Enſemble ganz anſtändig finden.

Sie begann das Geſpräch ſofort, nachdem ich abgelegt und Bier bekommen hatte.

K. K.: Nun alſo, Herr Graunzer, Sie wollen heirathen! Darf ich da erſt mal ein paar Fragen an Sie richten? (Ein Blick, der mir wie nichts Gutes in die Seele fuhr. Es war Examinatorenſtrenge darin. Ich fühlte mich beengt, wie wenn ich im Kandidatenfrack ſäße, und unwillkürlich fuhr ich mit dem Finger am inneren Rande meines Hemdkragens entlang.)

Ich: Bitte, Fräulein . . . oder Frau.

K. K. (gebieteriſch): Fräulein!

Ich: Hm!

K. K.: Nun alſo, erſtlich, Herr Graunzer, — ja, a propos: Sie legen doch keinen Wert auf den Doktor?

Ich: Gewiß nicht.

K. K.: Das ist gut. Ich hätte es für Schwäche gehalten, wenn Sie's thäten. Also: weshalb wollen Sie heirathen?

Ich: Gut, daß Sie fragen! Ich will heirathen, um einen Sohn zu bekommen.

K. K. (mit zurückgeworfenem Kopfe): Ah!

Ich (in einer Art Erbitterung, denn ich fing an, mich über dieses weibliche Wesen zu ärgern, das mich hier am Wirthshaustische ausfragte und musterte wie einen Kutscher, den sie miethen wollte): Jawohl! Um einen Sohn zu bekommen oder auch mehrere Söhne, aber keine Töchter. Aus diesem Grunde!

K. K.: Vortrefflich, ganz vortrefflich! Ah!

Ich: Es freut mich, daß Sie meinen Grund, der der einzige ist, gut heißen. Ich hätte kaum gehofft, daß sich dieser Kardinalpunkt so überaus schnell erledigen würde.

K. K.: Wofür halten Sie mich?

Pause.

Ich (der ich das Anfangs für eine rhetorische Frage gehalten hatte): Für eine Dame, also . . .

K. K.: Also?

Ich: Verzeihen Sie, aber es wird mir etwas schwer, Ihnen jetzt, nachdem ich Sie erst seit fünf Minuten etwa kenne, bereits meine Meinungen über die unter dem Namen Dame begriffene Gattung Mensch vorzutragen. (Ich sprach wirklich in diesem Dozentenstile. Es ging von K. K. etwas so Ungewöhnliches aus, daß

ich auf Zeiten wirklich das Gefühl hatte, ich befände mich einem Demonſtrationsobjekte und nicht einem lebendigen Menſchen gegenüber. Der Gedanke, daß ich eines jener nach unſeren Geſellſchaftsſatzungen mit ganz beſonderen Fineſſen und Rückſichten zu behandelnden Weſen vor mir hätte, die wir eben „Dame“ nennen, kam mir gar nicht).

K. K.: Warum?! Warum?! Bitte, keine Gêne! Nur das nicht! Ich vertrage Alles! Ich bin auch auf Alles gefaßt! Ich bin kein Backfiſch mehr! Ich ſehe klar!

Ich: Klar? Sie irren ſich vermuthlich. Keine Dame ſieht klar. Nicht einmal ein Weib, das keine Dame iſt, ſieht klar.

K. K.: Hm! Sie denken alſo gering von uns? Wie?

Ich: So iſt es. Ja. Im Allgemeinen und bis jetzt auch im Beſonderen.

K. K.: Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Sie ſind mein Mann!

Ich: Noch nicht! Aber ich muß geſtehen, daß ich ſchon wieder erſtaunt bin, Sie ſo ſchnell auf meine Intentionen eingehen zu ſehen.

K. K.: Inwiefern iſt das erſtaunlich? Warum ſollte ſich eine Frau nicht zu derſelben Seelen- und Geiſtesſtärke aufſchwingen wie ein Mann? Warum ſollte ich nicht begreifen, daß ein Mann niedrig vom Weibe denkt? Nichts iſt erklärlicher!

Ich: Gewiß! Aber wie ſtellen Sie ſich die Stellung der Frau eines ſolchen Mannes in der Ehe vor? Würden Sie ſich getrauen, eine ſolche Stellung einzu-

nehmen? Das ist doch nicht so einfach!? Da gilt es doch, auf alles Mögliche zu verzichten!? Die Liebe z. B.!?

K. K.: Das findet sich!

Ich: Bitte recht sehr, das findet sich nicht! Ganz und gar nicht! Darauf laß ich mich nicht ein! Das eben will ich vermeiden!

K. K.: Gut! Dann vermeidet man's! Man muß sich nur verstehen!

Ich: Bitte recht sehr! Das beanspruche und erwarte ich nicht! Wozu auch?! Die Ehe ist doch keine intellektuelle Angelegenheit, ebensowenig wie sie eine sentimentale Angelegenheit ist. Ich betrachte sie lediglich als eine Art physiologischen Kontrakt, eingegangen zur Erzielung einer Nachkommenschaft.

K. K.: Aber das ist ja ausgezeichnet! Das ist ja wundervoll! Das ist ja das, was ich mir immer vorstelle! Das ist 'mal wirklich ein moderner Begriff von Ehe!

Ich: Modern oder nicht: Es ist mein Begriff!

K. K.: Und meiner auch! (Flammend): Ja, ganz gewiß! Meiner auch!

Ich: Schön, also darin sind wir einig. Es gälte nur noch, die einzelnen Punkte des Kontraktes zu formulieren.

K. K. (ein Notizbuch herausziehend, mit hochgezogenen Augenbrauen, höchst gespannt und mit einer gewissen Buchhalterinnenmiene): Also § 1!

Ich: Nicht so gerade! Es gilt ja eigentlich nur einen Punkt.

K. K. (einfallend): Das mit dem Sohne!

Ich: Jawohl, das mit dem Sohne.

K. K.: Hm! Wenn nun aber zuerſt ein Mädchen ...

Ich: Zuerſt oder zuzweit oder zuletzt: Das giebt's nicht! Das wäre Scheidungsgrund!

K. K. (einen Augenblick perplex): Sapperlot! Das iſt ſchwierig.

Ich: Ja, das iſt ſchwierig.

K. K.: Sagen Sie mal . . . aber nein! Ich habe ja ſelbſt darüber geleſen! Gewiß! Man kann es ja ſo einrichten, daß es ein Knabe . . .

Ich: Wie beliebt?

K. K.: Aber Sie wiſſen das ja beſſer, als ich! Die Wiſſenſchaft der Phyſiologie (Ich, für mich: ecce Mantegazza!) giebt uns ja die Verhaltungsmaßregeln zur vorherigen Beſtimmung in dem von Ihnen berührten Punkte an die Hand.

Ich: Ich weiß das nicht, Fräulein Kolbe!

K. K.: Gewiß! Gewiß! Ich brauche nur nachzuſchlagen zu Hauſe. Es giebt da was.

Ich (nun ſchon feſt im Sattel und beide Schenkel dicht am Gaul): Wenn dem ſo iſt: Famos! Dann wären wir ja im Klaren, vorausgeſetzt, daß nicht etwa überhaupt die Konſtellation Kolbe-Graunzer, wenn Sie mir geſtatten, eine ſolche anzunehmen, die Ausſicht auf Nachkommenſchaft vereitelt.

K. K.: Wie meinen Sie das?

Ich: Sie wiſſen, es gehört eine gewiſſe Kongruenz der phyſiologiſchen Bedingungen dazu, um in einer Ehe jenen gewünſchten Effekt (ganz abgeſehen von unſerm noch ſpeziell komplizirten Fall) zu erzeugen.

K. K.: Ach ſo! Ja, das muß ausprobirt werden. Ich für mein Theil bin unbeſorgt. Nur iſt nicht viel Zeit zu verlieren.

Ich: Wie das?

K. K.: Ich meine: Sie ſind vierzig, Herr Graunzer...

Ich: Gewiß, gewiß. Wenn Alles klappt, können wir gleich abſchließen. Eile thut noth. Die Phyſiologie läßt nicht mit ſich ſpaßen. Schlimmſten Falles können Sie 'mal nachſchlagen.

* * *

Peter! Peter!! Peter!!! Was war das für ein Frauenzimmer! Die hätt' ich Tante Ulriken gewünſcht, wenn ſie über die heutige Zeit loszog. Herrgott, Himmel und Paradeis: dieſe Spezies hätte nicht 'mal ich für möglich gehalten. Ein Rattenkönig von Hundsnaſigkeit, Berechnung, Oberflächlichkeit, Eingebildetheit und — gelinde geſagt — Dummheit und Roheit, und ſo 'was renommirt mit dem Worte, das Leben und Aufwärtsentwickelung bedeutet: modern!

Du wirſt mir in Deiner unheilbaren Güte ſagen, daß ich nur das Pech gehabt habe, einer jener Karrikaturen in die Hände zu fallen, wie ſie von Uebergangszeiten gerne geboren werden, — meinetwegen magſt Du Recht haben. Ich für meine Perſon werde mich hüten, auch noch den weiblichen Problemen nachzulaufen; ich hab' an den weiblichen Thatſachen genug.

Der Thatſache K. K. habe ich meine Meinung ſchließlich nicht verhohlen, und ich wundere mich augenblicklich, daß

ich heiler Haut davon gekommen bin. Zum Ende unſerer Disputation klirrten die Armbänder der phyſiologiſchen Experimentirdame bedenklich nahe vor meinem Geſicht hin und her, dann ward es plötzlich ſtille. K. K. war davon gerauſcht, und ich hatte noch vier Glas Bier für ſie zu zahlen. Als Lehrgeld immerhin billig.

Dein

Pankraz.

X.

Herr Pankrazius Graunzer faßt Reisepläne und berichtet darüber seinem Freunde Peter Kahle.

Berlin, den 15. April.

Mein guter Peter!

Es ist nichts mit dem öffentlichen Verfahren in Freiersangelegenheiten. Ich sehe von dem Gedanken ab, auf dem Wege des mit Druckerschwärze verunreinigten Papieres zu einer Frau zu kommen. Ich werde persönlich suchen.

Aber nicht in Berlin. Ich habe an einer K. K. genug.

Ich werde die Orte aufsuchen, wo ich irgendwelche Beziehungen habe, die mir Gelegenheit geben könnten, das zu finden, was ich suche. Gott verläßt bekanntlich keinen Deutschen, ich werde mich also auf ihn verlassen. Hilft er mir nicht, so ist vielleicht auch das Gnade, und ich danke ihm eines Tages auf den Knieen. Ich

bin etwas reſignirt, wie Du ſiehſt. Hätteſt Du K. K. geſehen, ſo würdeſt Du Dich wundern, daß ich noch den Federhalter halten kann. Ich muß doch eine gute Konſtitution haben.

Zuerſt fahre ich nach Dresden.

Dein

Krazi.

XI.

Einiges aus Herrn Pankrazius Grauzers Reisetagebuche. Handelt von einer Karoline, von einem Schwimmmädchen und von Dresden.

Im Eisenbahnwagen von Berlin nach Dresden.
16. April.

Ich habe Pech: die Lokomotive meines Zuges heißt Karoline.

Aber: Ich bin allein im Coupée.

Zuerst will ich eine halbe Stunde die Augen zuthun; sind wir außerhalb Berlins, so sollen sie wieder aufgemacht werden.

— — — — — — — — — — —

Ah! Ah! Felder rechts und links! Felder! Wie schön das ist! Und das junge Grün darauf! Und der unverqualmte blaue Himmel darüber! Und Alles, wenn's auch nicht gerade beunruhigend malerisch ist, doch so anheimelnd naturartig; — jedenfalls nicht mehr Berlin! . . .

Gott ſei getrommelt und gepfiffen!
Mütze hoch, Graunzer, und nu jodel 'mal!
Ju-hu-hu-hu-huuu! Tria-duliöh-haha!

* * *

Schönchen, ſchönchen, ſchönchen! Ich leſe an den Stationen die Kilometer ab, die wir uns von Berlin entfernen, und entzücke mich daran, wie hurtig mich die wackere Karoline von Berlin wegträgt.

Ein gutes Mädchen, ein liebes, ein dickes, ein charmantes Mädchen!

Hochverehrte Karoline!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Schienenklirrende Maſchine!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Raßle, raſe
Deine Straße,
Schnaube Dampf aus Deiner Naſe,
Friß Dir Feuer in den Wanſt,
Renne, renne was Du kannſt.
Sieh, wie ſchön zu beiden Seiten
Feld und Wald ſich drehn und gleiten,
Und die ſtille Heide tanzt.
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Den Galopp, den mag ich leiden!
Ah! wie Deines Dampfes graue
Fahne, allerliebſte Fraue,
Ueber unſerm Sauſe weht!
Schön! Schön! Schön! Und ſchneller immer!
Oh, Du gutes Frauenzimmer!
Vorwärts! Vorwärts! Fortgedreht!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!

* * *

Dresden, den 17. April früh.

Ach, was ich wundervoll geträumt habe dieſe Nacht.

Ich träumte, ich wäre wie vor 30 Jahren hier in Dresden im Freimaurerinſtitute. Und ich hatte Sonntags meinen Urlaubszettel und ging in aller Frühe hinaus aus dem Kaſten, bummelte die Weißeritz hinunter, dann über die Brücke und in die Stadt hinein. Ueberall, wo es Pfannkuchen gab, kauft' ich mir einen, mit Pflaumenmus gefüllt, und mit Aprikoſen, und einen ſogar mit Apfelſinenmarmelade.

Und ich ging, wie ich immer zu gehen pflegte, in den Zwinger.

Erſt die ſchöne Mittelallee hinauf, dann wieder bis zur Mitte zurück und dann links quer durch und die Stufen hinan, da hinauf, wo die Baſſins ſind.

Kein Waſſer darin. Niemand in der Nähe. Ich in das Baſſin hinein.

Da, wie ich drin bin, auf einmal, ſchließt ſich über mir das Baſſin, und es iſt eine grüne Kuppel ausgeſpannt, dunkelgrün, und in dieſem Grün ſchwimmen goldene Fiſche, — aber bei Leibe keine von den gewöhnlichen Goldfiſchen, wie ſie in Mutter Schützens Fiſchglas ſind. Nein, ganz merkwürdige goldene Fiſche, mit langen blauglänzenden Floſſen, die gebogen waren wie die Federn des Paradiesvogels. Aber Augen hatten ſie ganz. ganz gelbe, richtige Telleraugen, wie große Schilde rechts und links.

Die alſo ſchwammen über mir.

Aber es mußte wohl nicht Waſſer ſein, worin ſie ſchwammen, denn ich ſelber ſtand ja in dem grünen

Weben, in dem ſie waren, und was um mich war, das war eine liebe, warme, duftende Luft, die freilich ſichtbarlich in Wellen ging und die mich auch benetzte, wie wenn ſie etwas wäre, das zwiſchen Luft und Waſſer iſt.

Es war unbeſchreiblich angenehm, und mich genirte es nur, daß ich meinen gräßlichen Freimaurerinſtitutsmantel anhatte, mit den goldenen Knöpfen.

Aber guck mal nur, da kam ein kleines Mädchen auf mich zugeſchwommen, das griff an mir herunter, und mit einem Male war der entſetzliche Mantel weg und ich ſtand in einer allerliebſten roſigen Nacktheit da, ein Bübchen von den angenehmſten Konturen, nicht zu mager und nicht zu dick, gerade recht.

Was denn aber nun? dacht' ich mir.

Da ſagte das kleine Schwimmmädchen, das ganz in meinem Alter zu ſein ſchien und eben ſo hübſch und nackt war, wie ich (was mir unendlich wohlgefiel): Du, kleiner Graunzer, das iſt aber nett, daß Du endlich gekommen biſt! Nun wollen wir aber geh'n und Chokolade trinken! Haſt Du auch Pfannkuchen mitgebracht.

Pfannkuchen? Oh! Mit Apfelſinenmarmelade ſogar! In meinem Mantel ſtecken ſie!

Mantel? Was iſt denn das für ein Ding?

Da überfiel mich ein gräßlicher Schreck! Herrgott, der Mantel! Der Mantel! Mit dem Urlaubszettel! Herrgott, wenn ich den Urlaubszettel heute Abend nicht habe!

Und ich fuhr im Baſſin herum und ſuchte und

ſuchte, und die grüne Luft fing an zu wirbeln, und Blaſen ſtiegen in ihr auf, und die goldenen Fiſche erſchraken und rannten an mich an mit ihren dicken Köpfen, und ihre gelben Telleraugen wurden ſchwarz vor Schreck. Und auch die Kleine fing an zu zittern und zu zappeln, und ſchließlich, ach Gott, ſchließlich war ſie auch verſchwunden.

Die grüne Kuppel über mir zerging, der blaue Himmel war wieder da, und ich ſtand, um Gotteswillen, ich ſtand ganz nackt in dem Baſſin, und rundherum alle meine Lehrer, alle meine Lehrer mit gelben Rohrſtöcken.

„Na wart'! Na wart'! Komm' Du nur heut' Abend in's Inſtitut! Das ſind ſchöne Geſchichten! Schöne Geſchichten!"

Vor Schreck wachte ich auf.

Da ſchien die helle Sonne in's Zimmer, und wie ich mich aufrichtete, ſah ich die alte, gute, gelbe Elbe unten ihre Wellen wälzen, nach deren Farbe die Dresdener ſo farbenſicher ihren Milchkaffee zu miſchen wiſſen, und ich mußte laut lachen.

Alſo vierzig Jahre alt und träumen wie ein Bübchen mit zehn!

Gott ſei Dank! Das iſt herrlich! Das freut mich! Alſo iſt meine Seele noch nicht ledern geworden!

Und ich ſtand mit Pfeifen und Singen auf und beſchaute mich lange im Spiegel.

Ganz ſo ſchön bin ich nicht, wie das Bübchen im Baſſin. Nein, wirklich, und wenn ich es mir anthun und mich jetzt nudifiziren wollte (ein ſchamhaft Wort),

— ich glaube, ich fiele rücklings um und lallte: Schöne Geſchichten! Schöne Geſchichten!

Aber gleichviel: Wenn man nur noch ſo nackt träumen kann! Das iſt die Hauptſache! Die Waden ſind Nebenwerk.

Köſtlich, wie aufgeregt ich war.

Ich wußte, wenn ich da auf den Knopf an der Thür drücke, wird ein ſächſiſcher Kellner kommen und mich fragen, ob ich Gaffeh oder Deeh oder Gaggao will, aber trotz dieſer Wiſſenſchaft meinte ich, es könnte vielleicht doch 'mal anders geſchehen und es käme nicht der Schwarzgeſchößte, ſondern die kleine Prinzeſſin Fiſch, die ſo reizende rothe Haare hatte.

Wunderlich! Wunderlich! Mein Herz pumperte, und mir war jungenhaft feig, ach, ſo angenehm feig zu Muthe, daß ich mich in die Sonne ſtellte, um in ihr Muth zu faſſen, wenn ſie hereinſchwömme und ich . . .

Graunzer . . . genug! Nachts mögen ſie hingehen, die Allotria, aber bei tagshellen Zeiten bitt' ich mir etwas Vierzigjährigkeit aus.

Und der Kellner kam, und ſeine wehenden Schöße trieben den Reſt des nächtlich angenehmen Spuks hinaus, und ich gab mich nach langer Zeit wieder einmal dem Genuſſe eines Dresdener Dreierbrödchens hin.

Zieh ich den Schluß aus dem Traum und ſeiner Nachſtimmung, ſo werd' ich ſagen müſſen: es werden irgendwo Schlingen im Gemüthe gelegt. Auf der Hut ſein und in keine Netze tappen! Am wenigſten, wenn ſie aus rothen Haaren geflochten ſind. Denn ich weiß

wohl, von welchem Bilde aus süßer Dummerjungenzeit Prinzessin Paradiesfisch der Reflex war.

Apage diabolina! Adelheid hat sie geheißen.

* * *

Dresden, 18. April.

Das liebe grün-weiße Nest ist zu schön, als daß man Lust und Zeit für Geschäfte fände, wie ich sie vorhabe.

Gestern und heute bin ich den ganzen Tag herumgebummelt. Zu Fuße, in einer der ehrwürdigen ortsüblichen Droschken und schließlich zu Schiffe.

Anfangs störte mich die übermelodische Ausdrucksweise der Eingeborenen etwas, aber schließlich schwang ich mich zu objektiver Auffassung auf mit dem Spruche des Dichters: Singe, wem Gesang gegeben, und ich fand es zuweilen sogar ganz hübsch, beharrlich angesungen zu werden.

Dieses Singen gehört hier wirklich zum Lokalkolorit, und ein Dresden, in dem die viel schönere Mundart der Münchener etwa gesprochen würde, wäre für mich etwas ungeheuerlich Stylwidriges. Nein, nochmals: Singe, wem Gesang gegeben! Die langen Vokale und der dünne Kaffee: möge sich die Hauptstadt des Königreichs Sachsens niemals diese unveräußerlichen Reservatrechte rauben lassen!

Schade, daß sich Dresden so modernisirt. Die Art der ihm innewohnenden, der spezifisch dresdnerischen Schönheit, erfordert eigentlich ein gewisses Altmodisches.

Chaiſenträger z. B. würden ſich hier gut ausnehmen, aber es müßten Rokokkochaiſen ſein.

* * *

Von jetzt ab will ich aber doch planmäßig vorgehen und im Auge behalten, wozu ich hier bin. Ich bin doch kein Vergnügungsreiſender! Ach Du liebes Gottchen, — nee, nee!

Alſo: morgen zur alten, guten Mutter Schützen! Wird die Augen machen!

XII.

Bei Mutter Schützen. Von Pankrazius Graunzer ſelber aufgezeichnet.

Wunderlich, wunderlich, wunderlich!

Ich gehe hier fortwährend wie in einer Wolke ſpazieren. Und dieſe Wolke hat goldene Ränder. Morgenrothsränder. Und ein leiſer Wind, ein lieber Wind, ein luſtiger Wind weht mich an, ſtreichelt mich, liebkoſt mich. Und aus meinem Herzen antwortet ein Gefühl von Zutraulichkeit und reiner, dankender Freude, wie ich es ach wie lange nicht mehr gehabt habe.

Da ſteh' ich z. B. auf der Brühlſchen Terraſſe oben, ſtütze meine Hände auf's Geländer, lege mich ein wenig vor und ſehe hinab auf die Elbe.

Wie das Alles köſtlich iſt, ſo mir wohlvertraut, ein Stück von mir. Ich habe es lange mit mir herumgetragen und nicht gewußt; jetzt ſeh' ich's außer mir, und in mir auch wird nun daſſelbe Bild lebendig, nur, daß ich ſelber mit in dem Bilde bin, und zwar als Mittelpunkt.

Ich ſehe mich. Den kleinen Jungen ſeh' ich mit der ſchottiſchen Mütze und der Gürteljoppe, wie er neben dem alten Mann im grauen Schuſterkrauſenbart hergeht und den braunen Kober trägt.

Wohin gehen die Beiden? Ei! Zum königlichen Küchenſchiff, das dem König Johann Fourage nach Pillnitz bringt.

Und der alte Mann, der alte Schütze, erzählt mit einem merkwürdigen Stolze, daß des Königs Lieblingsgericht Kartoffelſtückchen mit Schöpſenfleiſch ſei. Und der kleine Junge denkt ſich: Wenn ich König wäre, äß' ich was Anderes am liebſten.

Was denn z. B.? Na, doch gewiß Mohrenköpfe mit Schlagſahne! Oder, ja, vielleicht auch Rindfleiſch mit Roſinenſauce. Aber viel Mandeln müſſen drin ſein. Oder . . .

Aber da iſt ſchon wieder ein anderes Bild.

Da iſt das Schloß Pillnitz ſelber und der erſte Schritt auf glattem Parkett, und der Junge fällt hin, und eine ſchöne, junge Dame in einem roſaſeidenen Kleide lacht, und der Junge, erſt beſchämt, wird jetzt wüthend und ballt der Prinzeß die Fäuſte. Gräßlich: der alte Schütze kriegt ihn an den Ohren. Jammer! Jammer! Und das Prinzeßchen lacht . . .

Wohin ich nur komme, überall regnet's wie in goldenen Fäden auf mich ein: Erinnerungen . . . Erinnerungen.

Es iſt ſonderbar, wie ſie wach werden.

Da gehe ich an einem Hauſe vorbei. Ein kleiner Garten davor, grün, buſchig, wie iſt mir nur? Ein

Name will mir auf die Zunge, ein Name . . . Auf einmal ist er da: Nieritz?! Warum gerade hier Nieritz? Habe ich vor diesem Hause vielleicht als Knabe einmal in einem Nieritzschen Buche gelesen? Was ist's? Gleichviel: plötzlich tauchen mir all' diese fromm-spannenden Geschichten auf, mit deren Jugendhelden ich mich identifizirte, ohne doch stets mit der Art zufrieden zu sein, wie immer Alles in Milchreis mit Zuckerbutter verlief.

Zuweilen ist es, wie wenn Blasen in meiner Seele aufstiegen. Räthselhafte Namen, längst vergessene. Und ich muß mitten auf der Straße stehen bleiben und nachdenken. Da, plötzlich, an der katholischen Kirche, stößt mir das Wort Rammer in's Gehirn.

Rammer! Ja, um Gottes willen, was ist das?

Ich suche und suche und suche. Keine Spur.

Ich taste meine ganzen Kinderjahre ab, horche in mich hinein, konzentrire mich mit Gewalt auf dies eine Wort . . . Es will sich nicht klären.

Ich laufe um die Kirche herum. Will mich ablenken. Hilft nichts: es rammert weiter.

Und immer um die Kirche herum; ich muß, ich muß. Der Rammer jagt mich. Ja, wer denn, wer denn!

Himmeldonnerwetter, wer ist dieser Kerl!?

Da, pardautz, sehe ich ihn vor mir: ein kleiner, dünner, sommersprossiger, gelbhaariger Bursch, den ich hier vor dem Gruftfenster der Wettiner kennen gelernt habe.

Es war ein Sommersonntag, und er beredete mich zu einem Spaziergang in die Ostraallee.

Jetzt habe ich Alles deutlich vor mir: Grüne Augen hatte er und ganz merkwürdig feine, durchsichtige Hände. Und es ging etwas Eigenthümliches von ihm aus, das mich ganz befangen machte . . .

In einem Gebüsch, weitab vom Wege, brachte der liebenswürdige grünäugige Bursch mir eine Kunst bei, der ich den Verlust meines halben Gedächtnisses verdanke . . . Im Institut hab' ich mich dann weiter darin ausgebildet . . . Das ganze Institut war eine hohe Schule dieser Kunst . . .

Beim Himmel, ich schwör' es: wenn mir ein Sohn wird, ich werde ihn niemals in ein Institut geben. Nein, er soll seine Kämpfe mit der Natur wenigstens selber auskämpfen.

Aber bei dem Namen Rammer — was fällt mir da nun nicht Alles ein! Vor mir taucht auf jenes Ungethüm mit rothen, wie von Blutdünsten verschleierten Augen, das Ungethüm jener Zeit, in der der Mensch über die fatale Schwelle muß, die zwischen der Kindheit und dem Wachsen und Werden des Geschlechtes liegt. Ich weiß mich noch der Träume zu erinnern, die mich damals quälten. Ein schwammiges, lauliches Wesen mit hunderttausend Brüsten, die wie Arme nach mir griffen, war nächtlich bei mir. Es kam und wich und wartete und kam wieder, watend wie in Blutbrei; es hob sich über mir und floß über mich aus in einen klebrigen warmen Regen; es breitete sich vor mir am Boden aus und rollte sich zu mir wie eine breite Welle und umschloß mich und stieg an mir empor; und es wurde eine heiße Luft voll dumpfer,

ſchwüler Stimmen, und aus dieſer Luft ſpieen mich grüne Zungen an, und das heiße Gebrodel fuhr in mich . . . Furchtbares Monſtrum, furchtbare Zeit, Pubertät.

Die Natur, ja, ja, — eine grauſame Dame. Singt nur das Lied: „Wie groß iſt des Allmächtigen Güte“, meine guten Freunde, die Ihr lutherchriſtlich ſeid, aber am ſchönſten werdet Ihr es erſt ſingen, wenn Ihr den Muth habt, das Geſchlecht von Euch zu nehmen. Nur Muth, das Meſſer iſt gelinder, als die Sucht! Die Päpſte, o, dieſe klugen Gottesknechte mit der dreifachen Krone, haben ganz recht: die Kaſtraten ſind die einzig wahren Kirchenſänger. Denn ſiehe, auch die himmliſchen Chöre ſind ohne Geſchlecht.

Im Himmel, im Himmel die Engelein
Nicht Männer und nicht Weiber ſeyn,
Von Leib und Seele ſind gantz rein.
Gloria in excelſis!

* * *

Am höchſten ſtieg die Fluth der Erinnerungen in mir, als ich mich auf den Weg zu Mutter Schützen machte. Da ward es direkt halluzinatoriſch.

Es iſt kein Wunder, denn Alles, was mir hier begegnet, weckt in meinen Sinnen ein Stück der Jugend auf, die in mir begraben liegt und ſehnſüchtig darauf wartet, bis ihr ein guter Zufall das angenehme Poſaunenlied bläſt:

Steh' auf, o Seel', und ſchreite,
Auf ſteht ſperrangelweite
Der Sarg; der Tag iſt da,
Da du auch ſollſt mit Beten
Vor deinen HERREN treten
Und ſingen laut Hallelujah!

Sonderbar! Sind wir nicht wandernde Särge? Nein! Ambulante Sargmagazine mit dem beſt aſſortirten Lager von der Welt? In unſerm Gehirn (oder ſonſtwo, meinetwegen in der Zirbeldrüſe) liegt eingebettet Alles, Alles, Alles, was wir je ſelber gethan oder was uns geſchah; Alles, Alles, Alles, das auch nur an uns vorüberging, jeder Käfer, der uns einmal umflog, jeder Floh, der uns einmal biß, jede Dummheit, die wir einmal ſprachen, jede Gemeinheit, die wir einmal dachten, Gutes und Böſes und Gleichgültiges, ob es in uns war und hinausging aus uns, oder ob es außen uns gegenüberſtand und in uns einging — Alles liegt in uns, begraben wohl aber auferſtehlich, und zuweilen giebt es ein Gewimmel in den Zellen und einen Auferſtehungsrumor, ein Joſaphatgedröhne — puh:

Rechts die Schafe, links die Böcke,
Güt'ger Himmel, ſende Pflöcke,
Daß ich das Geſindel binde,
Ueberblick und Ruhe finde!

Es iſt unerhört, was für ein Ameiſenhaufen heute mein Buſen war (um das gebenedeite Wort der deutſchen Lyra zu brauchen). Ich hätte ſchreien mögen, ſo kribbelte es. Sogar meine zwei erſten Lieben tauchten auf.

Die Allererſte in Begleitung einer Maulſchelle, die ich erhielt, weil ich mich zu aktiv geberdete, und die Zweite in Begleitung einer Maulſchelle, die ich austheilte, weil ein Rival unbequem werden wollte.

Dort war es, dort; in dieſer Hausthür, auf den ausgeſcheuerten Sandſteinſtufen des Flurs.

Ich muß hineingehen. Richtig: da hinten die Glasthür mit dem Blick in den ſchwarzen Hof. Und auch jetzt wird dort Wäſche getrocknet.

Es iſt der ewigen Wäſche Hof,
Der Hof der ewigen Wäſche,
Und wer da durch die Wäſche kriecht,
Kriegt von der Wäſcherin Dreſche,

ſang ich damals, und ſelbſt dieſer Vers wird wieder munter wie ein Gaſſenjunge.

Ob die Frau, die eben die Treppe herunterkommt und mich mißtrauiſch muſtert, jene Bertha iſt?

Hinaus, Grauuzer! Und einmal Auge und Ohr inwendig zugemacht.

Stopp! Kuſcht euch, werthe Leichen!

* * *

Mutter Schützen wohnt noch in demſelben Hauſe, im ſelben Stockwerk, auf demſelben Flur, und noch ſteht auf dem großen, grünlackirten Schilde mit weißen, aber nun faſt ganz ſchwarz gewordenen Buchſtaben der alte Name „Gottlieb Schütze, Kgl. Küchenmann“, obwohl das alte Großvaterchen längſt ſeinem Könige gefolgt iſt, der die göttliche Komödie überſetzt und Kartoffelſtückchen geliebt hat.

Wie ich vor dem Schilde ſtehe, überläuft mich dasſelbe bangfrohe Gefühl wie damals immer, wenn ich Sonntags auf Urlaub aus dem Inſtitute zu meinen alten ehemaligen Pflegeeltern kam. Ich wußte, es wird allerlei Gutes zu ſchnabuliren geben, aber auch an geſalzenen Leviten wird's nicht fehlen.

Und nun an der Klingel gezogen. Gott, wie dünne die jetzt klingt, und hinterher raſſelt der Draht, wie der Athem nach den leiſen Worten eines Bruſtkranken.

Niemand öffnet. Noch einmal das Klingelſtimmchen und der Raſſeldraht. So . . . Jetzt Schritte, die richtigen Dresdener Filzlatſchenſchritte.

Ich bin geſpannt, wer aufmachen wird.

Na? Eine Kinderſtimme? Höchſter Flüſterdiskant: „Wer iſt draußen?“

Ich nenne meinen Namen.

„Gleich!“ (faſt geſungen das) und die Schrittchen filzlatſchen zurück.

Lange Pauſe. Thüre auf. Zu. Ein Hüſteln. Andere Schritte kommen. Die Flurthür öffnet ſich. Eine junge Frau ſteht im Dunkeln.

„Die Großmutter ſchläft, aber kommen Sie nur 'rein, Herr Doktor.“

Sie geht voran.

Ja! Wer iſt denn das?

In der Stube klärt ſich's auf. Das iſt nun ſchon die Enkelin der Alten, mein Pathenkind, und die Kleine, die zuerſt gefragt, iſt ihre jüngſte Tochter. Dieſe Generationsperſpektive! Ja, es heirathet ſich was zuſammen auf dieſer Welt.

Großmutter iſt in ihrem Zimmer. Man darf ſie nicht ſchnell wecken.

„Sie kommt aber von ſelber zu ſich, wenn Jemand in der Stube iſt.“

Gut, ſo gehen wir alſo leiſe hinein!

Die Enkelin mit ihrer Tochter voraus, dann ich. Wir dürfen nicht reden. Ganz ſtill ſetz' ich mich auf's Sopha. Die junge Frau führt das Kind an den Stuhl der Alten, wo es ſich ganz artig und leis auf die Hütſche ſetzt. Sie ſelbſt bleibt neben dem Stuhle ſtehen.

Ich muß ſagen: Es ſieht eigentlich unheimlich aus. Mutter Schützen ſchläft, wie ſie immer that, mit offenem Munde, und jetzt, da dieſer Mund bei der über Neunzigjährigen gar keine Zähne mehr hat, auch das Rothe an den Lippen ganz eingezogen und völlig im Mundinnern verſchwunden iſt, giebt das einen Anblick von Mumienhaftigkeit, der nicht gerade anheimelt. Noch toller wird das dadurch, daß auch die Augen, ganz glaſig und faſt weiß, offen ſtehen.

Mir geht es eiskalt durch und durch, und wenn ich mich, ohne mich zu rühren, nur mit umhergewandten Augen im Zimmer umſehe, fürcht' ich ſchon, ein Geräuſch zu machen und all' dieſe alten Gegenſtände von ihren Plätzen zu bewegen, dieſe Porzellanfiguren und Bildchen, dieſe Gardinen und Glasvaſen, dieſe Sträuße aus altem Zittergras und Papier und zumal den alten Mahagoniglasſchrank. Ich ſtreife nur Alles mit den Augen, und es iſt, als ob Schleier über Allem lägen. Und dazu iſt es Dämmerzeit, und dieſes Hinterhauszimmer liegt ganz wie in grauem Aſchenſtaub.

Auch wird es zuſehends dunkler, daß ich bald die lilaen Haubenſchleifen von Mutter Schützen nicht mehr ſehen kann.

Da hebt ſie ihre rechte Hand. Mumienhaft. Ich muß wegſehen. Der Zeigefinger iſt ſtarr auf mich gerichtet.

Und mir iſt, als müßte jetzt auch das eben erwachte Leben ihrer Augen auf mich gerichtet ſein.

Aber es iſt ein Irrthum. Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie hat Niemand um ſich bemerkt. Sie murmelt nur ſo vor ſich hin: „Ueberall — überall die Menſchen bei einander. Ja, ja, Eener wie der Andre, Eener wie der Andre.“

Eine Pauſe. Ich ſehe hin. Jetzt hat ſie die Kleine entdeckt.

„Bertha! Biſt Du da? Na, ſieh' 'mal, Mädchen.“

Und die Kleine faſt ganz leiſe: „Großmutter, der Herr Doktor aus Berlin iſt da!“

Und die junge Frau ſetzt ebenſo leiſe hinzu: „Der Doktor Graunzer!“

„Der Graunzer!? J, ſieh 'mal Eener an! Nee, nee, mei' Pumperchen? Na, Pumperchen! Na, ſo komm doch her, Pumperchen! Wo ſteckt er denn?!“

Das mit ganz veränderter Stimme, ziemlich klar und hell, ob auch ſehr dünn; und alles Gefühl von Tod und Unheimlichkeit ſchwand mir. In dieſer Stimme war noch Wärme.

Ich ging hin zu ihr, und ſie küßte mich mit ihren kalten Lippen; aber dieſer Kuß war nichtsdeſtoweniger

warm, denn es floſſen Thränen über ihn hin, und mir ſelber kam das Schluchzen.

Dazwiſchen die Stimme der Kleinen: „Mutter, warum weint denn der Onkel?“

Und die junge Frau d'rauf: „Komm, Bertha, wir wollen 'nüber gehen.“

Die Beiden gingen.

* * *

Wie wir allein im Zimmer waren, Mutter Schützen und ich, wurde es mir ſo heimlich und ſicher zu Muthe, daß ich mich der Alten zu Füßen auf die Hütſche ſetzte und meine Hände in ihren Schooß legte. Sie liebkoſte mich, wie ſie zu mir als Kind gethan hatte und ſprach ſo lieb und klug und mütterlich zu mir, wie nur je.

Es war eine andere Zeit und eine andere Welt, die zu mir ſprach. Ich hatte nur zu lauſchen und gab mich dieſem eigenen Zauber hin wie ein Kind, das auf Märchen horcht.

Es ward allmählich ganz finſter im Zimmer, erſt Abend, dann Nacht. Mutter Schützen aber hörte nicht auf, mir von mir zu erzählen aus der Zeit, da ſie meine Pflegemutter geweſen war. Wenn meine Seele jetzt auf eine Weile glatt iſt, ſo hat ſie es gethan, ſie hat mir alle Falten und Runzeln herausgeglättet mit leiſen, behutſamen Strichen.

Es war wunderbar ſchön.

Schade, daß die Frauen erſt neunzig Jahre alt werden müſſen, um ſo etwas zu vermögen.

Als ſie ſich aber genug gethan hatte an Erinnerung, machte ſie eine kleine Pauſe, und dann begann ſie mich auszufragen.

Du lieber Gott — nun kam meine Beichte.

Es war ein Bischen peinlich, denn ſie ſagte durchaus kein Wort dazu, und ich mußte nur immer berichten, und wenn ich glaubte, fertig zu ſein, kam immer wieder ihr Wort: „So, ſo, nu erzähle nur weiter.“

Schließlich, als ich völlig fertig war und geſagt hatte: „Das iſt Alles, Mutter Schützen, und nun weiß ich gar nichts mehr,“ kam erſt eine beſonders lange Pauſe und dann das:

„Aber Du erzählſt mir ja gar nichts von Deiner Frau, Pumperchen?!“

Ich: Ich habe keine Frau, Mutter Schützen!

Mutter Schützen: Du haſt keine Frau?

Ich: Nein, Mutter Schützen, ich habe keine.

M. Sch.: Ja, Pumperchen, nu hör' aber, nee, nee, Du: Du biſt nu doch Vierzig? Nich?

Ich: Ja, Mutter Schützen, Vierzig.

M. Sch.: Vierzig! Närr'ſch! Und keene Frau! Hat dich denn gar Keene gewollt?

Ich: Aber, Mutter Schützen, wo denken Sie hin? Ich habe Keine gewollt.

M. Sch.: Putz'ges Kerlchen! Pumperchen! Mir kannſte's doch ſagen!

Ich: Nein, wirklich! Wirklich! Ich hab' nicht heirathen wollen.

M. Sch.: Nu ſag' aber bloß: Warum denn nich'! Ernähren kannſte doch Eene.

Ich: Ja, ja, ſchon, aber, wiſſen Sie, Mutter Schützen, ich mag die Frauensleute nicht.

M. Sch.: Pumperchen: Du biſt verrückt! Gott nee, der Junge!

Ich: Aber, Mutter Schützen, Sie wiſſen doch ſelber, wie heutzutage die Frauensleute ſind!

M. Sch.: Heitzutage oder nich' heitzutage, ob ſe nu ſo ſin oder ob ſe ſo ſin; ganz eegal. Heirathen mußte doch, Pumperchen, närrſches Sticke!

Ich: Aber warum denn, Mutter Schützen?!

M. Sch.: Warum? Nee, ſo e Junge! Warum? Nu ſag' bloß: Warum hat denn Dei Vater geheirath'? Warum heirath'n denn de Leite überall, wie Du ſe ſiehſt? Höre 'mal: Vorhin hatt' ich 'n Troom. Da ſah ich über de ganze Erde weg, ſo groß wie ſe is, und ich ſah alle Menſchen, wie viele 's ſin, unzählige Viele, Keenige und Kaiſer und arme Leite, und Preißen und Sachſen, und ooch Schwarze waren drunter — aber ſe waren ſich Alle gleich, Alle gleich. 's war bei Allen ganz daſſelbe. Erſcht wurden ſe geboren und dann kriegten ſe Kinder und dann ſtarben ſe. Und das ging überall ganz eegal. Und wenn ooch der Eene oder And're nich wollte: es kam doch überall ſo.

Weeßte, Pumperchen, ich bin ene alte Frau, und wenn ich was treime, is es wahr! Der Troom aber hat ooch ſeine Bedeitung, denn warum hab' ich'n gehabt?: Weil Du da warſt. Siehſte: der liebe Gott hat'n mir für Dich geſchickt. Denn ich ſelber: ich hab' das lange gewußt. Ich habe Kinder gehabt, und meine Kinder haben wieder Kinder gehabt, und die haben

wieder Kinder. Wozu ſollen wir denn ſonſt leben? Da drum rum dreht ſich Alles. Ohne das ginge Alles aus'm Leime."

Und nun rückte ich mit meinen Heirathsgedanken heraus. Es war ſtockfinſter, wie ich erzählte, was ich vorhätte, und Mutter Schützen ſchenkte mir nichts, ich mußte haarklein meine Pläne auseinanderlegen.

Als ich geendet hatte, erfolgte keine Entgegnung von Mutter Schützen, ſondern ſie rief (genau in der Tonſteigung, die ich vor dreißig Jahren an ihr kennen gelernt habe): Lina!

Die Thüre öffnete ſich, ein breiter gelber Lichtſtreifen fiel herein, und die junge Frau fragte: Soll ich Licht bringen, Großmutter?

„Nee, kee' Licht, Lina, De weeſt, ich habe genug an der Helligkeet am Tage. In der Nacht kee Licht. Das Duſter is ſo ſcheene, un m'r ſchläft ooch, wenn m'r wach is derbei. (Zu mir): Das ſin ſo Alteweibergrillen, Pumperchen, weeßte! — — Aber Lina, ja, Deine Freindin, Schmidts Mariechen, ſage mal: beſtelle die doch morgen Abend her!"

„Ja, Großmutter!"

Die Thüre zu, der gelbe Lichtſchein weg, Mutter Schützen und ich wieder im Dunkeln.

Mutter Schützen: Weeßte, Pumperchen: Schmidts Mariechen, das wär' ene Frau für Dich! komm' morgen Abend wieder und ſieh ſe Dir an.

Ich: Aber Mutter Schützen, ich . . .

Mutter Schützen: Komm morgen Abend wieder, Pumperchen! Und jetzt laß mich ſchlafen. So! Na,

geh' nu! Komm' gut nach Hauſe! Gute Nacht! Du, Pumperchen! Weeßte noch, wie m'r immer geſagt ha'm? Komm' nich unter de Dampfſchiffe!

Und das alte Weiblein lachte ganz vergnügt.

* * *

Axiom: Nicht einmal mit alten Frauen ſoll man ſich einlaſſen.

Auf dem Heimwege aber dichtete ich nach berühmtem Muſter ein erhebendes Lied:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt Mariechen mit?
Nadel, Faden und Fingerhut,
D'raus flickt ſie zwei Pantoffeln gut,
Damit ſie ihrem Ehemann
Die Hühneraugen wärmen kann.
Das kriegt Mariechen mit,
Spricht Schwiegervater Schmidt.

Periculoſa res eſt deſperatio ſagt ein alter Spruch.

XIII.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt, wie der geneigte Leser schon zu errathen die Güte hatte, von Schmidts Mariechen.

Dresden, im — Mai ....

Das ist der Mai!
Aus Eins wird Zwei,
Aus Zwei wird mehr,
Ein ganzes Heer.
Flieh' aus dem Mai!
Aus Eins wird Zwei ...

Du greifst Dir an den Kopf, Peter? Du schüttelst ihn? Du denkst an losgegangene Schrauben?

Greife, schütt'le und denke, — Du hast Recht.

Aber in der That: der Hollunder blüht und die Staare pfeifen. Es frühlingt hier in einer Weise, daß man sich wundert, selber keine grünen Blätter zu treiben.

Die Welt blüht in Gottseligkeit,
Der Himmel hängt voll Geigen,

Ich ſuch' einen Fiedelbogen,
Daß ich ſie könne ſtreichen.

Jetzt ſchlägſt Du aber mit der Fauſt auf den Tiſch, nicht wahr? Jetzt wird Peter wild?

Aber ich frage Dich: Iſt es nicht beſſer, die Vögel fliegen zu laſſen, als daß ſie Dir im Hauſe Stuhl und Tiſch beklecksen?

So denk' ich mit den Verſen. Purrr! ſind ſie weg, und meine Seele bleibt rein. Sela!

Der Mai iſt und bleibt der eigentliche Kuppelmonat, vielleicht ſchon deshalb, weil er, kalt, naß und windig, einen Kuppelpelz wohl vertragen könnte. Es iſt der Mai *in uns*, der rumort, und wenn er, wie heuer, auch außen ausſchlägt (köſtliches Wort), dann

„Iſt die Wieſe junger Böcklein voll,
Und in zertretenen Blumen wälzt ſich wild
Die nackte Sehnſucht, die in Verſen ſchreit".

Hol' mich Der und Jener! Seit heute morgen verſelt's mich, und der Reimhaber ſticht mich wie einen Obertertianer.

Dieſer verfluchte Frühling! Man *kann* ſeinen Verſtand nicht behalten. Das heiße Fünfgeſpann *muß* durchgeh'n. Denn die Augen werden wild vor eitel Licht und Sonne, und die Naſe (gönne mir das hippiſche Bild) bäumt ſich, da es ſo ſüß in der Luft violt, und das Gehör zittert im Schwalle des jungen Vogelſangs, und die Fingerſpitzen werden ekſtatiſch, da ſie den holden Weidenkätzchenpelz wieder fühlen dürfen. Die Zunge aber ſchualzt das hohe C, denn ſie wird vom Maiwein kareſſirt.

Aus dieſen Gründen und aus ein paar anderen noch, die ich juſt nicht detailliren will, bitt' ich Dich, ein Ange oder auch zwei zuzudrücken über meine maipreislichen Anwandlungen.

Daß mich der Kuppeljunker nicht völlig untergekriegt hat, wirſt Du gleich ſeh'n.

Ein ſchlauer Herr iſt er, das muß man ihm ſchon laſſen. Heut' zeigte er's. Nicht genug, daß er dieſe merkwürdig kühlwarme Frühlingsſonne und all das bekannte Frühlingsrequiſit zur Verfügung hatte, das ſich die Dichter in den Ruckſack ſtecken, wenn ſie den Berg Parnaſſos beſteigen wollen, — er hatte ſich auch noch mit Mutter Schützen verbündet. Durchaus wollte er mich diesmal zum Pantoffel-Unter machen.

Eine ganze Garde angenehmer Genien hatte er gegen mich mobiliſirt: häusliche Behaglichkeit, Ordnung, Beſcheidenheit, Unterthänigkeit, Milde, Nettigkeit und, nicht zu vergeſſen, den guten Geiſt des Suppentopfes, der eine ſtätige Güte des Mittagtiſches gewährleiſtet. Kurz: er hatte es an nichts fehlen laſſen, und der Inbegriff ſeiner holden Gaben hieß Schmidts Mariechen.

— — — — — — — — — — —

Kannſt Du Dir vorſtellen, wie ſich der deutſche Durchſchnittsbackfiſch die deutſche Hausfrau vorſtellt?

Du ſchauderſt.

Nun denn! Glätte Deine Gänſehaut, nimm einen Kognac und einen Stonsdorfer, gürte Deine Lenden mit Leder vom Krokodile und hänge daran den beſten Oliven-Bakel, denn ich will Dich zu dieſer deutſchen Hausfrau führen.

Ich höre Dich ſtammeln, und ich vernehme den klaſſiſchen Ruf Deiner Angſt: Heu, heu et iterum heu et proh dolor! aber, Peter, ich bin hart, und ich ſchleppe Dich hin in das Gehäuſe der ſemmelblonden Vollkommenheit.

Sieh, wie nett ſchon der Fußabſtreicher iſt! Wie ſinnig! Ein Vers ſteht darauf:

Lieber Gaſt, tritt herein,
Streife Dir die Stiefel rein!

Du denkſt Dir „wie ſüß!“, und die erſte Thräne rollt Dir in den Bart. Laß' rollen dahin! Es wird die einzige nicht bleiben.

Gottchen, Gottchen, Gottchen, wie ſchön die gute Stube iſt!

Ein Muſeum von Häkeldecken!

Ein Muſterlager von Stickarbeiten!

Eine ſaubere Stätte beſcheidener Muſen!

Da ſteht das Pianino mit dem Kopfe des jungen Mozart, zu dem der eine Engel auf der Sixtiniſchen das Modell war.

Was iſt aufgeſchlagen?

Ignorant! Die Kloſterglocken ſind's!

Und dort der wohlgenährte Kanarienvogel!

Und an der Wand, ach Gott, wie ſüß, aus blonden Haarzöpfen künſtlich gewunden und unter Glas und Rahmen der Spruch:

An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen!

Weshalb denn auch der Geſangbuchsgoldſchnitt alle Bücher hold überſtrahlt, gerade ſo ſehr abgegriffen,

wie es recht ist, um gleichzeitig Frömmigkeit und vorsichtiges Umgehen mit werthvollen Sachen zu dokumentieren.

Welche Bücher außerdem?

Aus welchen Gefilden trotziger Barbarei bist Du, daß Du fragst?

Es ist das Kochbuch, das sich an den „Beruf der Jungfrau" lehnt, und „Goldelse" schmiegt sich zaghaft an „Blüten, Perlen und Juwelen deutschen Sinn's und Geistes".

Beim gütigen Himmel: es lebe das Kochbuch!

Ich denke: Du bist im Bilde.

Stell' Dir weiter noch vor: einen ausgestopften weißen Pudel mit blauen Glasaugen, einer rothsamtenen Zunge und einem rothseidenen Halsbande; ein Oeldruckbild: „Deutschlands Stolz" (man sieht darauf sämmtliche bis zum Jahre 1893 geborenen kaiserlichen Prinzen); zwei Gipsbüsten (grüngolden broncirt), die, wie es scheint, den Stumpfsinn einmal in einer männlichen und einmal in einer weiblichen Figur personifiziren sollen (das Mädchen sieht besonders stupide aus, was nicht ohne Feinheit ist); einen Vogelbauer mit einem lächerlich gemästeten Kanarienvogel, der in einer unangenehmen Weise asthmatisch schreit und boshafte Augen hat; einen Photographieständer mit unglaublich viel gewöhnlichen Gesichtern, die allesammt insipide lächeln („feixen" sagt der Sachse sehr hübsch), — kurz: stell' Dir eine „gute Stube" in des Wortsinns furchtbarster Fülle vor, und Du hast das Milieu, in das mich heute Mutter Schützen versetzt hat.

Urſprünglich wollte ſie, daß ich die Dame, die in Züchten den verlockenden Namen Schmidts Mariechen trägt, bei ihr ſehen ſollte, gewiſſermaßen vorgeritten von ihr ſelber, aber heute in aller Frühe wurde ich benachrichtigt, daß es beſſer ſei, ich ginge ſelber „zu Schmidts", und zwar einfach zum Mittageſſen. Es wäre Alles in Ordnung. Vater Schmidt und Mutter Schmidtn freuten ſich, Schmidts Mariechen ditto. Punkt zwölf würde gegeſſen. Als Stütze für mich würde Mutter Schützens Enkelin Ida, die ich geſtern kennen gelernt habe, zugegen ſein.

Mutter Schützen war ſtets reſolut, aber das war mir denn doch ein Bischen verwunderlich. Lädt mich einfach bei Leuten ein, die mich abſolut nicht kennen! Und gleich zu Mittag! Ganz ſicherlich hat ſie den unglücklichen Schmidts auch das Menü vorgeſchrieben, dacht' ich mir, und richtig: ich erfuhr, daß ſie mein ſächſiſches Leibgericht, Rindfleiſch mit Roſinenſauce, befohlen hatte.

Ich habe bereits verſucht, Dir das Häkeldeckenheim der würdigen Schmidts in großen Zügen zu ſchildern, wenigſtens ihr Allerheiligſtes, die gute Stube. In dieſe war ich geführt worden, und hier erwartete ich muthvoll und gefaßt des Schickſals Stöße.

Ich hatte neben dem Sopha Poſto gefaßt, deſſen drei nebeneinander gelagerte Bäuche in ihrer fabelhaften Schwellung mir die entſetzliche Phantaſie einflößten, daß im nächſten Augenblick drei junge Sophas geboren werden müßten, ferkelhaft feiſte, und meine Finger verloren ſich rathlos in der kunſtvollen Häkeldecke, die die

Korpulenz dieſes hoffnungsvollen Möbels überdeckte. Da that ſich die Thüre auf, und es erſchien das lebendige zweibeinige Gegenſtück dieſes dreibäuchigen Vierfüßlers, es erſchien der zu dieſem Kanapee gehörige Menſch: Herr Schmidt.

Wieviel Bäuche er ſein Eigen nennt, vermag ich nicht zu ſagen, da er einen blauen geſteppten Schlafrock um die Fülle ſeiner Leiblichkeit geſchwungen hatte. Es mögen aber nicht wenige Bäuche ſein, die unter dem blaugeſteppten wohnen, denn jeder Schritt, den Herr Schmidt that, erzeugte eine Art ſchütternder Wellenbewegung unter dem geſteppten Blau, und nervöſe Leute könnten bei dieſem Anblick ſeekrank werden. An Stelle des Kopfes trug Herr Schmidt eine roſafarbene Maſſe von zahlreichen glänzenden Wülſten, zwiſchen denen man bei genauerem Zuſehen indeß unbezweifelbare, wenn auch auffällig kleine Augen bemerkte. Wenn ich im Stande wäre, die Farbe dieſer Augen mit einem Worte wiederzugeben, würde ich mich für dieſes Wort um ein Patent bewerben. Der ſchüchterne Anſatz zu einer Naſe verſchwand hilflos in dem welligen Fleiſchterrain der Backenmaſſen und der Lippenböſchungen.

Dieſer Herr Schmidt alſo, dieſes Phänomen von Wohlbeleibtheit, rollte ſich auf mich zu (ſchon der Luftdruck, den dieſe Bewegung erzeugte, konnte Beſorgniß erregen), und mein erſter Gedanke vor dieſem Gebilde einer verſchwenderiſch üppigen Natur war der: wenn Herr Schmidt ein Kürbis wäre, würde er auf der Gartenbauausſtellung den erſten Preis kriegen. Schade, daß er bloß ein Rentier iſt.

Aber: was für ein Rentier? Nur drei Möglichkeiten: 1. Bäcker, 2. Fleiſcher, 3. Wirth.

Ich denke: Bäcker. Der Mann hat etwas Teigiges an ſich, was ſemmelmildes, milchbrödiges, — richtig: Da ſind auch die Knethände von ehedem mit den breiten Fingerkuppen. Das klaſſiſche Bein-O der Backſtube verbirgt ſich mir unter dem Wogenſpiele der Bäuche unter der blau geſteppten.

Herr Schmidt alſo rollte ſich keuchend an mich heran, gab mir beide Hände und ſprach, nicht ohne Mühe, aus der Tiefe ſeines Fettes herauf die Worte: Meine Frau wird gleich kommen.

Sprach's und ſetzte ſich auf den Mittelbauch des Kanapees, ſo daß die Seitenbäuche des beklagenswerthen Möbels gequält auffuhren und nun wie zwei feiſte Thronpaladine neben des ſitzenden Bauches Majeſtät aufragten.

Mich hexameterte es und ich ſprach zu meinem lieben Herzen:

Sieh', in das Kanapee ſank der Leib des würdigen Rentners,
Sage mir, Muſe: Wohin ſank doch die Seele dem Mann?

Eine Minute verging, und durch die Thüre trat, nein: ſpießte ſich herein eine unglaublich dürre, ich möchte ſagen: raſchelnd dürre Dame in einem ſchwarzſeidenen Kleide, auf dem Kopfe eine drohende Haube mit violetten Bändern.

Alle Wetter! dacht' ich mir: wenn die Ehe auch im Himmel geſchloſſen worden iſt, wo hat der himm-

liſche Standesbeamte dann das Prinzip des goldenen Schnittes gelaſſen!

Aber ich hatte nicht lange Zeit zu denken, denn von nun ab befand ich mich in einem Brauſebade, und Madame Schmidt war es, die mich douſchte.

Denke Dir ohne Interpunktion zwanzig Sätze nach dem Muſter des folgenden hintereinander im ſchnellſten Tempo, aber mit überaus ſicherer Lungenökonomie geſprochen: „Schön willkommen lieber Herr Doktor das iſt aber ſchön daß Sie gekommen ſind und wir ſind Frau Schützen wirklich ſehr dankbar daß ſie Sie zu uns hergeſchickt hat denn wir freuen uns immer ſo ſehr mit gebildeten Leuten zuſammen zu kommen und da Sie gerade heirathen wollen und unſer Mariechen nun im Auguſt fünfundzwanzig wird und wir keine Herrenbekanntſchaften leiden ach Gott ja und wer käme denn in Betracht wenn man auf Bildung ſieht ach Gott ja es iſt ein rechtes Elend na aber Gott ſei Dank wir haben es nicht nöthig den erſten Beſten.“ Ohne Uebertreibung, Peter: die Kaskade war etwa zwanzig mal ſo lang, als das Bruchſtück von ihr, das ich hier gegeben habe. Glaub's oder glaub's nicht: es iſt ſo. Dieſe alte dürre Dame, gefeſſelt an den nur mühſehlig redenden Fleiſchklos, dem nächſt dem Gehen ſicher das Sprechen das Unangenehmſte iſt, litt offenbar an einer Art von Schleußenbruch. Der Schließmuskel am Kiefer funktionirte nicht, oder was weiß ich.

Kurz und gut: ſie übergoß mich dermaßen mit Worten, daß, wenn ich in derſelben Zeit mit einem mäßig ſtarken Strahle Waſſers wirklich gedouſcht worden

wäre, das Waſſer ſicher längſt die Decke erreicht hätte. Ich wundere mich noch, daß die Wände dieſem Schwalle Stand gehalten haben und nicht geborſten ſind.

Ich meinerſeits verzichtete, nachdem ich das erſte Drittel zu hören verſucht hatte, darauf, dieſes Wortgeſtäuber auf ſeinen Sinn hin anzuhören und ließ es wie ein Elementarereigniß, wie Wolkenbruch mit Schloßen etwa, über mich ergehen und rieb mir nur ab und an die Stirne, wenn der Schleußendruck einen zu dicken Strahl auf mich ließ.

Im Uebrigen behielt ich den Mann zwiſchen den beiden Kanapeebäuchen im Auge und bemerkte, daß ſein Ausdruck immer ergebungsvoller wurde, bis er ſchließlich etwas Fakirhaftes gewann, einen Zug von profundeſter Schnuppigkeit.

Als ſchließlich die unermüdliche Dame aber doch geendigt hatte (ein ſchrilles Gottſeidank war der Schlußſtein, den ſie mit triumphirender Kraft vor mich hinſetzte, als wollte ſie ſagen: ich könnte noch, aber vorderhand mag's genug ſein), da hob ſich aus dem Meere ſeines Fettes die Stimme der Erlöſung: „Nu ja!"

Für mich war die Lage nicht ohne Schwierigkeit. Hätte ich Einſpruch gegen meine Freierſchaft erhoben, ſo würde mich Madame Schmidt unzweifelhaft mit ebenſoviel ſiedenden Worten übergoſſen haben, wie ſie es jetzt mit lauen gethan hatte, und ich wäre in der Blüthe meiner Mannheit zu Hummerröthe verbrüht. Alſo gab ich mich ſchweigend dem preis, was im Reiche Schmidt mit mir geſchehen ſollte.

Hätte ich nicht das himmliſche Untergrundsgefühl

gehabt: „Iterum iterumque demonſtratum: das Weib iſt bitter“, ich wäre in Bänglichkeit vergangen. Denn nach des Vaters koloſſiſch-keuchendem Schweigen und nach der Mutter knochigem Wortegeraſſel, — was ſtand mir von der Tochter bevor?

Ich wagte kaum hinzuſeh'n, wie die Thür aufging. Als meine Augen aber Muth bekamen, da ſahen ſie neben Ida ein Mädchen von recht hübſchen Verhältniſſen, guten Bewegungen, nettem Geſichte, und meine Ohren hörten eine ganz ſympathiſche Stimme.

Sie ſprach weder viel, noch wenig, ſie hielt die richtige Mitte, aber, mein Lieber, —: was ſprach ſie! Ich will mich auf der Stelle mit ihr und mit ihrer Mutter gleichzeitig verheirathen, wenn ein einziges gefühltes, ein einziges gedachtes Wort aus ihrem Munde gekommen iſt.

Nichts, nichts, ſage ich Dir, als die Redensarten, wie ſie den jungen Mädchen beſtimmter Kreiſe, ich weiß nicht von welchem gottverfluchten Katheder der Wohlanſtändigkeit und Schicklichkeit, eingetrichtert werden. Nichts, nichts, nichts als fliegende Streu, kein einzig Körnchen. Züchtiges Geplapper, kein tüchtiges Geſpräch. Und dieſes ewige Augen auf — Augen zu, bald der bekannte Stiefelblick, dann der obligate Deckenwurf, und das Mündchen ſpitz gehalten, und die Finger in der Luft herumgeziert, und ein Getäte und Getate, — Freß mich die Peſt: es iſt unausſtehlich! Ich hätte das Mädchen zuweilen anbrüllen mögen: Natur, zum Donnerwetter, Natur! Wozu haſt Du Deinen ſchön gebauten, geſunden, lebendigen Leib, wenn Du hier

ſitzſt wie ein gedrechſelter Ölgötz mit ein bischen Ziehmechanismus zwiſchen den Beinen. Und: red doch um Himmelswillen, wie der Schnabel Dir gewachſen iſt. Plappre kein ungedachtes, ungefühltes, langweiliges, ausgedroſchenes, gebildet klingendes und doch ſo bumsdummes Zeug, ſondern red' aus Dir ſelber 'raus, aus Deinen Sinnen, aus Deiner Seele, aus Deinem Gehirne. Mag's dumm ſein! Meinetwegen! Aber es wird wenigſtens irgendwas ſein. Das da aber, dieſes Gefiſtel iſt gar nichts, abſolut gar nichts. Froſchquaken und das Gekrächz junger Raben iſt gottlobeſames Gebet dagegen, denn es kommt aus der Natur, — ja, eine quietſchende Thürangel klingt lieblicher und erquicklicher als dieſes, Dein leeres Gehauche. Denn, Mädel, es iſt alles Lüge, was Du von Dir giebſt, unbewußte Lüge wohl, aber darum nicht weniger fatal. Und wenn es wenigſtens ſchöne Lüge wäre! die könnte meinetwegen ſogar gefährlich und laſterhaft ſein, denn das Schöne thut man gut, nicht ethiſch anzuſeh'n. Aber was Du redeſt, ſind ja geſprochene Häkeldecken, und es iſt geradezu ſchauderhaft, zu denken, wie viel ſchöne Jugendzeit Du damit verbracht haſt, dieſes Lügengehäkele Dir anzulernen, das ſo durch und durch unintereſſant und gewöhnlich iſt.

Alles dies hätt' ich wirklich geſagt, wenn ich nur die geringſte Hoffnung hätte haben dürfen, daß es was genutzt hätte. Aber dieſes bedauernswerthe Geſchöpf von Dick und Dünn war unheilbar verſeucht von einem falſchen Ideal, und dieſe Seuche, die bei uns leider

epidemiſch iſt, läßt ſich nie wieder vertreiben, wo ſie einmal feſtſitzt.

Ich fraß alſo meine Medizinmannrede in mich hinunter, warf auch das aufſteigende Mitleid zum Tempel hinaus und betrachtete mir das Trio Dick, Dünn und Verbildet mit der kalten Objektivität, aus der am häufigſten der Humor blüht.

Ich dachte mir: Wir ſind allzumal Witze der Schöpfung. Selbſt die Größten unter uns ſind muthmaßlich nichts als Geſchöpfe der Einbildungskraft von jenen grauſamen Künſtlern, die wir Götter nennen.

Demnach muß es unter den Göttlichen auch einen Stinde geben, der Leute, wie die Familie Schmidt an die Strippe ſeiner Komik hängt.

Urtheilen wir milde: Die Strippe zuckt, und die Hampelmänner und Hampelweibchen tanzen. Denen, die über den Wolken ſind und zur Verdauung hinunter gucken auf das Strampeltheater, denen mag es wohl Spaß machen. Uns, die wir auch an der Strippe hängen, mit pathetiſchem Geſtus vielleicht, ſcheint das Rüpelſpiel zumeiſt doch tragiſch.

Ach, wir armen Hampler! So jammervoll ſind wir, daß wir uns an dieſe Elendsſtrippe noch mit Verzweiflung klammern und uns vor dem Augenblick fürchten, da die einzige Mildherzige des göttlichen Theatermobs, Frau Atropos, kommt, ſie mit der Parzenſcheere zu durchſchneiden.

Ausgehampelt, ausgeampelt!
Pickelhäring liegt im Graſe,
Seine himmelblaue Naſe

Bohrt ſich in das Erdreich ein.
Weh! und Ach! Aus tauſend Schleußen
Fließen Thränen und begeußen
Das geſteifte Hampelpein.
Miſerere! Miſerere!
Pickelhärings letzte Ehre
Iſt der Poſſe wüſter Schluß,
Und die ſatten Göttergäuche
Halten lachend ſich die Bäuche:
Bravo deus ſtindicus!

* * *

Du ſiehſt, lieber Peter, diesmal iſt mir aus der kalten Objektivität kein rechtſchaffener Humor erblüht.

Die Unnatur macht peſſimiſtiſch. Sie iſt die triſteſte aller Erſcheinungen, und man ſollte eher mit dem leibhaftigen Teufel Brüderſchaft trinken, als ihr auch nur mit der Fingerſpitzennath des Handſchuhs zu nahe zu kommen.

Drum floh ich denn auch ſo ſchnell, als es die Schicklichkeit nur irgend geſtattete, aus dem Hauſe Schmidt, und ich will es mir ſchenken, Dir zu erzählen, wie dieſer Beſuch weiter zu ſeinem ſchnellen Ende gediehen iſt.

Als ich aus dem Hauſe der gehäkelten Lebensführung heraustrat, holte ich dreimal tief Athem und pumpte aus mir heraus, was an Schmidtſcher Atmoſphäre noch in mir war. An Stelle dieſes Stickſtoffs aber nahm ich den friſchen Athem der Natur in mich,

den köſtlichen Maiwind, den beſten Seelenausfeger, den ich weiß.

Ahei! ahei!
Nackt iſt der Mai,
Trägt Kleider nicht am Leibe,
Blumen umblühen ſeine Scham,
Sein Mund, der ſingt gottlobeſam:
Treibe, du Leben, treibe!

Dein

Graunzer.

XIV.

Herr Pankrazius Graunzer fährt von Dresden nach Leipzig, steigt in Wurzen aus und berichtet darüber ausführlich in seinem Reisetagebuche.

In der Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig. Nachtfahrt.

Ich habe immer noch die Nase voll odeur de Schmidt. Es ist eine Art penetranter Weichlichkeit, was Muffiges, Thraniges, Ranziges; sitzt in allen Poren. Die Reise wird's ausrütteln.

Die Reise als eine Art Rüttelbad ist überhaupt noch nicht genug gewürdigt.

Setz' Deinen alten Adam in's Coupee, und dieser alte Modertopf kommt rein geschwenkt am Ziele an. Das Aeußerliche vielleicht ein Bischen verbeult und rissig, aber inwendig ist es wieder reine, und Du kannst die besten Gedankensuppen in ihm kochen. Bei einem richtigen Kochtopf kommt's auf's Exterieur nicht an.

* * *

Ich bin nicht allein; das ist unangenehm. Ich bin mit Musterkoffer-Nomaden zusammen; das ist schlimm.

Man soll keinen Stand schlechthin geringschätzen, gewiß. Alle rekrutiren sich aus Menschen, — oh ja. Aber manchmal ist das Rekrutenmaterial doch bedenklich, und mancher Beruf ist schon an sich ein Uebel, das Alles ruinirt, was unter seine Fuchtel kommt. Furchtbar, diese Heimathlosen unter der Glanzlackleinenflagge. Sie sind unserer fahrigen Zeit unerquicklichste Symptome. Halbbildung, Halbeleganz, Halbwitz, Halbgemüthlichkeit. — Alles halb und talmi. Oh, diese infame Zeit! Dieses Commis voyageur-Zeitalter! Wehe, wenn nur eine der Handlungsreisenden-Anekdoten auf die Nachwelt kommt! Wir sind blamirt vor der Ewigkeit.

Gottlob, meine Nachbarn sind nicht in der Gebelaune. Sie gehören wohl feindlichen Waaren-Wigwams an. Aber ich fühle, wie sie mühsam an sich halten, daß sie nicht doch plötzlich herausplatzen: „Sie kennen doch den neuesten . . .“

Ob man dann die Nothleine ziehen darf?

* * *

Schlafen, — das wird das Beste sein. Schlafen... Vielleicht auch träumen? Von Schmidts Mariechen... Oh! Hamlet! Oh!

* * *

Ich habe wirklich geträumt:

Ich war ein grüner Nix und ſchwamm
Im tiefen, tiefen Meere,
Nährte mich von Auſtern lobeſam
Und mancher Hummernſcheere.

Mein Bauch war roth wie der vom Lurch,
Quall-quapplich und geſchwollen,
Quer über ihn ging ein Gefurch
Von Runzeln, warzenvollen.

Ich war ein ſchöner Nix und galt
Sehr viel bei den Kollegen,
Denn mein Talent war mannichfalt,
Ging bis zum Eierlegen.

Mann war und Weib in Einem ich,
Das war ſehr auferbaulich,
Ich fraß vor Liebe ſelber mich
Und brütete beſchaulich.

Donnerwetter, was iſt denn los? Wie riecht denn das hier? Da „dichte“ der Teufel weiter!

Richtig! während ich ſchlief oder während ich meinen Traum verſifizirte, iſt ein Frauenzimmer eingeſtiegen. Dort in der Ecke ſitzt ſie. Zwölf Augen ſeh' ich an ihrem Körper auf- und niederklettern.

Gräßlich, dieſe männliche Augengymnaſtik; ekelhaft. Das arme Thierchen wagt kaum aufzublicken. Die Kerls bekleckern ſie geradezu mit ihren Blicken.

Wahrhaftig: manchmal iſt das männliche Geſchlecht doch noch ekelhafter, als das weibliche.

Wie ihre Lippen ſich wulſten! Dem einen Kerl da beben ſchon die Naſenflügel. Derlei hab' ich nur noch bei der Raubthierfütterung geſehen. Pfui Teufel!

Ich nehm' mir ein Zuſchlagbillet und ſteig' in die erſte Klaſſe.

* * *

Gott ſei Dank! Allein! Manchmal iſt es doch ein ſchwerer Beruf, Mitmenſch zu ſein. Und gar Zeitgenoſſe! Das iſt ſchon der ſchwerſte aller Berufe — zuweilen.

* * *

Wie oft hab' ich dieſe Fahrt als Kind gemacht. Gott, Gott, könnt' ich je wieder ſo fahren wie damals in der vierten Klaſſe, mein Ferienköfferchen unter mir.

Wie ſchön war da die Welt!

Dummheit: wie rein war da mein Auge, wie klar war da mein Herz.

Ich mäkelte nicht. Das war es. Damals regte mich kein Commis voyageur zu ärgerlichen Diatriben auf. Damals nahm ich Alles mit ſtillem und doch ſo ſchnellem Herzen hin.

Alles Sein ging in mich ein durch ein bergkryſtallen helles Auge und fiel in eine Camera, in der kein Staub, kein Fleck, kein Hauch von böſen Dünſten war. Drum gab es Bilder von eitel Helle und Glück.

Jetzt aber! Ich ſehe viel zu ſcharf und hart. Ich zerlege, was ich ſehe, und mein Herz ſcheidet, was in ſeine Kammer fällt. Keine Empfänglichkeit mehr, keine aufnehmende Ruhe mehr, kein Pflanzenglück mehr. Das Nashorn der Moral ſitzt in mir und rennt alles nieder, was in mich will. Ein ewiges, unvertreibliches

Kritteln in mir bringt mich um allen Genuß. Es ist ein infamer Trieb, zu korrigiren, ein rechter Schulmeistertrieb.

Ruhig schauen, alles harmonisch begreifen, nichts betasten: das ist königlich.

Wer kann das heute?

Wir sind allzumal Pöbel.

Wären wir ichstill und ichstolz, erst dann könnten wir sagen, daß es eine Gattung homo sapiens giebt. Vorderhand sind wir bloß decadente Bestien, entgleiste Affen.

* * *

Gut gegraunzt, Graunzer! Laß Dich bei Peter Squenzen engagiren! Schüttel die Hobelspähne, mit denen Du Dich beklebt hast, und glaub', es sei die Mähne des königlichen Löwen!

Puh! Der Graunzer ist ein Ding, das überwunden werden muß.

* * *

Es ist schön, durch die Nacht zu fahren. Dort, vor dem Wäldchen liegt ein Dorf. Acht Lichter zähl' ich in ihm.

Wie das friedlich ist — von Weitem. Es sieht idyllisch aus, und um so idyllischer, je weiter wir uns davon entfernen. Wenn ich die Augen zumache und das Bild in meine Seele projicire, wird's gar ein Gedicht.

Schlußfolgerung: sich die Welt von Weitem ansehen! Nicht überall mit der Nase daraufstoßen! Und vor allem: das Herz dichten lassen!

Von Weitem ſehen ſogar die Weiber erträglich aus. Aber nicht in ihren Dunſtkreis!

Zweihundert Schritt vom Leibe,
Und du ſiehſt Helenen in jedem Weibe.

* * *

Wir nähern uns Wurzen, und vor meinen Augen taucht die Perſonifikation der geblähten Bornirtheit auf, unter der ich Jahre lang leiden mußte: Bimſtein-Paſcha, der Konrektor.

Wie ſchade, daß die Jugend keinen Humor hat. Wie leicht hätt' ich ſonſt dieſen Katheder-heuler ertragen, der ohne Frage eine komiſche Figur war, und deſſen Bakelantengehäſſigkeit ich doch ſo tragiſch empfand.

Dieſes leere Stück Menſch, dieſe Klapperhülſe, in der ein paar fremde Körner ſo lärmhaft raſchelten, hat mich um ein paar der ſchönſten Jugendjahre gebracht. Ich hätte gut Luſt, auszuſteigen und ihm heute noch die Fenſter einzuwerfen, wenn er noch da wäre. Solche Unbill vergißt man nie. Raub an der Jugend iſt ein Kapitalverbrechen. Boshafte Schulmeiſter ſind die gefährlichſten aller Biedermänner.

* * *

Ich bin wirklich in Wurzen ausgeſtiegen, und jetzt ſchreib ich hier im Goldenen Löwen.

Es gab mir einen Ruck, ich mußte heraus. Und ich bereue es nicht. Dieſer Nachtgang durch die Stadt war mir ein Feſt.

Vor einem Hauſe blieb ich wohl eine viertel Stunde ſtehen.

Ida!

Alſo hier wuchs mir der Baum der Erkenntniß.

Oh, ich weiß es noch, als wär' es geſtern geſchehen. Wie ich den ſchmalen Gang hintertappte . . . dann die Lattenthür auf . . . dann die zweite, und nun zum erſtenmale die heißen Wellen über mich.

Schön war es, ſchön! Befreiung und Sieg. Hurrah! Jetzt bin ich erſt ein rechter Kerl! Was? Gewiſſensbiſſe? Oh, Herr Profeſſor! Hat die Sonne Gewiſſensbiſſe, weil ſie ſcheint? Unſinn! Hurrah! Das Leben beginnnt!

Und nun jeden Abend der Gang hinunter, und jeden Abend das heiße Wellenbad. „Oh, wüßtet ihr, wie's wohlig iſt dem Fiſchlein in der Fluth!"

Damals ſtiegen die erſten Raketen aus meinem Herzen, und es waren Verſe, die nicht bloß einen Teufel im Leibe hatten.

Gott, wenn Bimſtein-Paſcha davon eine Ahnung gehabt hätte!

Ich wünſchte wohl, ich könnte Ida wiederſeh'n. Es war ein richtig ſächſiſch Mädel, ſchlank, aber voll und hatte ſo liebe blaue Augen, und die harten Arbeitshände konnten ſo ſchön ſtreicheln. Wie hat ſie mich bemuttert! Und lieb mich gehabt!

* * *

Wurzen, im Goldenen Löwen, früh.

Da ſteht's, ein Lied:

Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte,
Endlich ſeid ihr wiederkommen,
Wiederkommen in der Wolke
Dort.

Seht, ich wußt' es, daß ihr kämet;
Meine Seele ſagte heute
Früh zu mir: Wach auf, Geſelle,
Deine Jugend will Dich grüßen
Hier.

Und ſie nahm von meinen Augen
Alle Schleier meiner Dumpfheit,
Und ſie nahm von meinen Sinnen
Alle Härten, alle Hüllen
Fort.

Darum ſeh' ich, darum fühl' ich
Heut' in jeder hellen Wolke
Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte
Hier und dort.

Nun ſeh' 'mal Einer an! Schimpfte ich nicht geſtern noch in dieſem ſelben Hefte hier auf Bimſtein-Paſcha, meiner Jugend gräulichen Verkürzer? Und heute:

Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte . . .

Das iſt nun aber ſo: Eine Ida macht hundert Bimſtein-Paſchas wett . . . Schade, daß ich nicht mehr für die Idas bin.

Wirklich, es ist schade. Die sogenannte Liebe ist wirklich ein gut Narkoticum. Unter Umständen, wie man sieht, vertreibt sie sogar die Wanzen

„und rufet die Musen, die Musen herbei."

* * *

Wieder im Eisenbahnwagen.

Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum.
Meine Seele ist grade, die Welt ist krumm,
Das ist ein Ding zum Lachen.
Doch als ich ein junger Knabe war,
Da wollt' ich, ach, wie dumm ich war,
Das Krumme g'rade machen.
Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum,
Das ist ein Ding zum Lachen.

Und nun, komm' her, Bimstein-Pascha meiner Seele: hiermit küss' ich den krummen Buckel Deiner Bornirtheit mit dem saftigen Kusse des Humors. Ich will Dich nimmer schelten.

* * *

Auch Schmidt's Mariechen habe ich verziehen. Ich bin in der Absolutionslaune heute.

Absolvo te,
Nun, Schäfchen, geh'
Im Wiesengrund spazieren.
Die Welt ist bunt,
Es lacht mein Mund,
Wohl thut das Absolvieren.

* * *

Uebrigens: es fängt nachgerade an, bedenklich zu werden, wie's wieder bei mir verſelt.

Aber auch mich ſelber will ich heute nicht ſchlecht behandeln, gratia Idae.

Hei, der Verſehaber ſticht,
Leben iſt ein ſchön Gedicht,
Wer's verſteht zu reimen.
Fröhlichkeit, Leidſchleimigkeit,
Läßt mit Verſeſeimigkeit
Sich zuſammenleimen.

Es hält aber nicht immer.

XV.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt vom Stammtisch zum Ring in der Westentasche.

Leipzig, Ende Mai.

Mein Peter!

Kennst Du die alte Bauernregel:

Der Mai ist selten so gut,
Er bringt dem Zaunpfahl noch einen Hut?

Und, wenn Du sie kennst, verstehst Du sie auch, Mann in der steinernen Stadt?

Was für einen Hut bringt der Mai dem Zaunpfahle?

Hier in diesem schauderhaften Rußneste, über dem aber noch immer die Glorie des jungen Goethe schwebt, seh' ich's nicht, aber ich sehe im Geiste meinen lieben Kiebitzhof und den alten Zaun um den Kohlgarten, und da stehen gravitätisch die angemoosten Zaunpfähle, und jeder hat seinen Schneehut auf, diesen Cotillonhut,

den der Winter dem Frühling zum Andenken ſchenkt. Aber die nächſte Morgenſonne kommt und leckt ihn weg.

Nichtsdeſtoweniger fühl' ich mich ein wenig blamirt mit meinem Ahei!-Liede vom nackten Mai. Wenn ich Recht damit hatte, — wie muß der Aermſte jetzt frieren.

Es ſchneit ganz derbe. Zwar, es ſind die großen Matſchflocken, denen es an der richtigen, grimmigen Konzentrationskraft fehlt, ſie haben (jetzt fall' mir nicht um, Philologe) was Schmetterlingliches an ſich, wie ſie ſo breit und behutſam niederwehen, — aber jedennoch: es iſt Schnee.

Indeſſen, die Sachſen ſagen: „Das is doch Ihr Ernſt nich?"

Und: „I nee doche!" antwortet der Alte, greift noch 'mal in den Sack, ſchmeißt noch eine Hampfel rund um ſich herum, und nun trollt er ſich und ſappt ab.

Warum dieſe Einleitung vom Wetter?

Weiß ſelber nicht.

Vielleicht iſt ein bischen Schadenfreude meines unlyriſchen Ichs dabei, das meinem lyriſchen Ich die Hohnrübe ſchabt und grinſt: „Ätſch! Das iſt nun Euer Hochwohlgeboren berühmter Mai. Mich dünkt: es ſchneit. Wollt Ihr nicht ein Gedicht verzapfen?"

Aber das lyriſche Nebenſeelchen ärgert ſich nicht im Geringſten über Bruder Rauhbein, und es zwitſchert:

Schnei', Himmel ſchnei'!
Es iſt doch Mai;
Der Schnee will nichts bedeuten.

Er liegt nur dünn,
Und unter ihm hin.
Hör' ich den Frühling läuten.

Du wirſt Dich wundern, daß ich jetzt ſo ungenirt drauflostanze mit allerhand Versfüßen, und ich muß geſteh'n, daß ich ſelbſt einige Beängſtigung darüber empfinde, aber es iſt nun 'mal ſo, und ich kann's nicht ändern: ſeit einiger Zeit ſkandire ich nicht unbeträchtlich.

Ich habe alles Mögliche dagegen verſucht.

Zuerſt einfache phyſiſche Mittel: Ich kniff mich zornig in's Bein, wenn mich's dichterte. Reſultat: meine ſchwache Seele fühlte ſich Märtyrerin und dichtete gluthvoll weiter.

Dann das Mittel der Ertödtung des Geiſtes nach dem Rezepte der aſketiſchen Heuſchreckeneſſer in der Wüſte: ich haſpelte mechaniſche Wortreihen (z. B.: „der heutige Effektenmarkt zeigte daſſelbe Geſicht wie geſtern, nicht ſauer und nicht ſüß"), wenn's über mich kam; aber es ging mir nicht beſſer, als den guten Aſketen: Die Teufelinne erzeigte ſich nur noch lockender.

Schließlich verfiel mein antilyriſches Ich darauf, das lyriſche zu parodiren. Aber dieſes war charakterlos genug, ſich darüber zu amüſiren und unentwegt weiter zu harfen.

Kurz und gut: es hilft nichts. Nur die Zeit kann hier heilen. Sie wird ihre Schuldigkeit thun. Fieber wollen ausgeſchwitzt ſein. Punktum.

Aber das iſt es eigentlich nicht, wovon ich Dir ſchreiben wollte.

Wovon ich Dir ſchreiben will, das iſt der Stammtiſch zum Ring in der Weſtentaſche.

Unſer guter Stilpe hat mich dieſer Tafelrunde des Gottes Momus zugeführt. Er durfte es umſomehr, als ein gutes Drittel dieſer Tafelrunde Korpsbrüder von uns ſind. Ich bin ihm auch recht dankbar dafür, denn der Ring in der Weſtentaſche hat mich mancherlei gelehrt, was werthvoll zu wiſſen iſt für Einen, der auszog, zu freien, ohne damit ſeine Freiheit verlieren zu wollen.

Ich laſſe alles Unweſentliche weg und gebe Dir nur den Extrakt des Abends an dieſem momiſchen Tiſche.

Stilpe, in ſeiner alten, hyperboliſchen Art, die wir ſchon an ihm beſtaunten, als er ſeine Gabe hauptſächlich an Menſurdetails und Tingeltangeleuſen-Intimitäten übte, gab mir zuvörderſt eine Erklärung dieſes Tiſches.

„Wiſſe," ſprach er, „es iſt gut, daß der Mann zuweilen einen nackten Goldfinger habe. Zu dieſem Behufe beſitzt er eine Weſtentaſche, die nämlich auf der linken Seite über der Uhrtaſche. Niemand hat noch den Zweck dieſer von allen Schneidern der ziviliſirten Welt wie in Folge eines Meiſtereides unfehlbar und ausnahmlos angebrachten Taſche ergründet, bis unſer kleiner Piepgras, der ſchon zur Zeit ſeiner Aktivität ein ſcharfſinniger und problemwälzeriſcher Kopf geweſen iſt, dahinterkam: Dieſe Taſche iſt dazu da, daß man zuweilen den Ehering in ihr verſchwinde laſſe. Kaum, daß er dies dem Gehege ſeiner Zähne (Du weißt, es iſt etwas lattenſchief) entlaſſen hatte, umgrunzte ihn

eine Ovation, in der jedes Wort ein Lorbeerkranz, jedes Ausrufezeichen ein Ehrenſäbel war.“

Ich: Bitte: Wer brachte Piepgraſ'n dieſe Ovation dar?

Stilpe: Na, wir doch! Wir!

Ich: Bitte: Wer wir!?

Stilpe: Na, die geſammte Alte-Herrei, was hier ein Bein hat, und noch ein paar andere Staatsbürger von derſelben Obſervanz. Heißen Doktoren, Magiſter gar! Auch Richter und des Staates Prokuratoren! Kurz und gut: lauter Wohlbeſtallte und Ehrenfeſte, Vielgelehrte und Eingeaichte. Dein Auge wird ſich ſenken vor dem Schimmer ihrer Glatzen, und Deine Naſe wird es ein üppig Bad heißen, ihren Athem zu ſaugen.

Ich: Stilpe! Haſt Du noch immer dieſe Grammatik am Leibe?

Stilpe: Mehr denn je ſpreche ich die Sprache derer, die mit Frucht in den Büchern der Alten geleſen haben, denn es iſt genug, daß ich die ſchwarze Livrée dieſer graugräulichen Zeit am Leibe tragen muß. Proh pudor, daß ich auch mauluniformirt wäre!

Schließlich ſprach er aber doch ernſthaft über dies Alles, und ich brauchte nicht erſt angeſtrengt zu lauſchen, um ein innerliches Unbehagen heraus zu hören: „Gott ja, es hat was Fatales, das Leben ohne Perſpektive nach außen oder nach innen. Wir ackern faſt alle fremdes Land. Da iſt der Würz. Arzt iſt er, aber er paßt dazu wie der Igel zum . . . Du weißt ſchon. Er wäre ein tüchtiger Landwirth. Dann der Burgk-

mayr. Amtsrichter. Du lieber Gott! Was ist ihm Justitia? Er hatte Lust und Zeug zum Offizier. Prellerhahn! Ich bitte Dich: der Mann ist Staatsanwalt! Mit seiner inwendigen Güte, mit seinem auf's Aesthetische gerichteten Sinn! Ein feiner Kunstgelehrter wäre aus ihm geworden. Das sind die Persönlichkeiten, und die sind eigentlich bedauernswerth.

Die Uebrigen . . . na ja: „Prosit, die Blume“ und „Fangen wir einen Lachs!“ Gerade wie damals, als noch der Bierzipfel baumelte.“

Ich: Aber sie sind doch Alle verheirathet?

Stilpe: Das will ich meinen! Gründlich! Voll und ganz! Aber das ist ja eben der Kitt des Stammtisches.

Ich: So, so!? Dann bin ich allerdings gespannt.

Stilpe: Wieso das?

Ich: Weil ich nämlich auch heirathen will.

Stilpe: Mann! Mann!! . . . Lern' schleunigst unser Lied vom Korps Suovia:

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei.

Ich: Ich versteh' Dich nicht.

Stilpe: Du wirst schon.

Und ich habe.

Peter: es war traurig.

Ich will nicht viele Worte machen. Es widersteht mir, die alten Kameraden zu kritisiren. Aber ich kann mir nicht helfen, einen Ausruf muß ich wenigstens von mir geben: Was hat das Leben aus diesen Korpsburschen gemacht! Sie sind so kümmerlich geworden,

ſo, ich weiß nicht, ſo ſtier vor ſich hin, ohne Zuck und Ruck, ſo mit der Naſe nach der Erde, ſo gräßlich anſpruchslos hinſichtlich ihrer ſelbſt.

Vielleicht ſag' ich am kürzeſten: ſo philiſterhaft, ſo ſpießerlich. Und doch war auch ihnen das Leben einmal bunt wie ein Kartenſpiel, und die Mütze ſaß ihnen im Nacken, und ſie ſchlugen mit der Fauſt auf den Tiſch, wenn es hieß: Frei iſt der Burſch! Daß Gott erbarm', wie hat ſich das geändert.

Alt geworden,
Kalt geworden,
Schmeer geworden,
Leer geworden.

Da ſitzen ſie nun allwöchentlich an dieſem Stammtiſche und tragen ihren Ehering in der Weſtentaſche und reißen Zoten, daß ein Unteroffizier erröthen könnte.

Freilich: ſie ſind ſonſt um ſo würdiger und gemeſſener, und der Abend ohne den Ring, das iſt nur ſo das Ventil, das 'mal aufgemacht wird, damit die gefährlichen Dünſte aus dem Keſſel können.

Gewiß, gewiß: Ein Zötlein in Ehren ſoll Niemand wehren. Aber . . . aber . . . Nein! Das iſt eine blamable Art, unanſtändig zu ſein. Und, wenn wenigſtens herzhaftes Vergnügen dabei wäre. Aber Prinz Sauertopf ſitzt auf dem Präſidentſtuhl. Als ſie jung waren, und wir ſangen im Chore:

Auf der Lüneburger Heide ging ich auf und ging ich unter,
Bruder, pump' mir Deine Liebſte, denn die meine iſt nicht munter.
Valleri, vallera,
Schatz, Du weißt es ja.

worauf ich heute bloß „et caetera“ reimen will, da lag Kern und Gesundheit in der lockeren Art. Aber heute, während die „Frau Gemahlin“ sich daheim im staatlich gesegneten Bette dehnt?

Was geht's mich an! Sehe jeder, wie er's treibe!

Aber, nicht wahr, die Frage wird mir doch wohl gestattet sein: wo bleibt der sittigende Einfluß der Frau? Ich hörte, irr' ich nicht, doch immer sagen: „Laßt nur den Most steigen und schäumen! Es wird die Frau kommen und mit dem Schaumlöffel der Weiblichkeit den schmutzigen Gischt wegschöpfen.“ Die guten Damen haben wohl gerührt, statt zu schöpfen.*)

Den Gipfelpunkt erreichte mein Aerger an diesem Abende, als der Stammtisch zum Ring in der Westentasche ganz unvermittelt anfing, moralisch zu werden, wie es denn eine Eigenthümlichkeit der Deutschen überhaupt zu sein scheint, daß unter der Sauglocke gesittepredigt wird, — vermuthlich zur Stärkung der unruhigen Gewissen.

Prellerhahn begann nämlich aus heiterem Himmel von moderner Kunst und Literatur zu reden, und nun erhob sich ein Hin und Her der Meinungen, ein Auseinanderfalten und Ausklopfen alter, uralter ästhetischer Schlafröcke, daß ich förmlich den Moder roch.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem würdigen Stammtische zu sagen: „Früher war't Ihr für dies

*) Peter Kahle bemerkt am Rande zu dieser Stelle: Der gute Graunzer hat wieder einmal die schwarze Brille auf. Ich werde sie ihm ein wenig putzen müssen. Was fällt ihm doch ein, hier so en gros spitzig zu werden. Er ist werth, daß seine Zukünftige den Schaumlöffel zuerst an ihm probirt.

Thema überhaupt nicht zu haben. Das war bös. Jetzt aber bequatscht Ihr es, meine Freunde, — das ist gräßlich. Denkt an das heilige Schweigen Eurer Jugend und redet nicht von Dingen, für die Euch der Sinn fehlt."

Prellerhahn lächelte sein sauerstes Lächeln. „Mein guter Graunzer", sagte er, „wir behandeln dies Thema in dem Style, wie er uns geläufig ist. Wir sind deutsche Patrioten und kennen unsre Pflicht. Es war ein Mann, der lebte in Weimar, hieß Goethe und übte das Geschäft des Dichtens aus. Der hat uns unsern Weg gezeigt:

Wenn Werke sich zeigen,
Erst tödtliches Schweigen;
Dann hämisches Kritteln
Mit üblichen Mitteln;
Dann Nasenrümpfen
Und weiblich schimpfen;
Endlich darf nicht fehlen
Heimlich bestehlen." *)

Sprach's und trank, und an der Tafelrunde war ein Staunen.

Was hatte er denn, der Prellerhahn? Sprach er nicht eben in Versen? Und war er nicht auf dem Umwege über Goethe etwas grob?

Stilpe war es wieder einmal, dem das Wort der Rettung kam. Er erhob sich und sprach: „Mein lieber

*) Anmerkung Peter Kahle's: Der Vers ist dem Sinne und den Redewendungen nach allerdings von Goethe. In Verse hat die böse Sentenz aber Wilhelm Weigand gebracht, — was ein Bibliothekar a. D. wissen sollte.

Bruder z. R. i. W.! Ein guter Freund von uns hat es ſoeben gewagt, unſer heiligſtes Recht anzutaſten, das Recht auf's Quatſchen. (Wahr! Wahr! Leider!) Ein Genoſſe unſres engeren Kreiſes und, was den Fall noch kraſſer macht, ein Staatsanwalt ſogar, hat dieſe Rechtsbeleidigung geradezu ſanktionirt, indem er ſich unqualifizirbarer Verſäußerungen eines Mannes bedient hat, der durch ſeinen lockeren Lebenswandel ebenſo hiſtoriſch geworden iſt, wie durch ſeine nicht viel würdigere Poeſie. Dies Unterfangen, das des Freundes und das des Bruders, iſt einfach unmoraliſch. Machtmittel dagegen haben wir nicht, aber wir haben ein Mittel, den üblen Eindruck dieſes Attentates wegzuſchwemmen durch den Geiſt des R. i. W.! Auf, meine Brüder, laßt uns ſingen das Lied vom Korps Suovia!

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei!

Und feierlich brauſte der Jubelgeſang . . .

* * *

Ich ging mit Prellerhahn und Stilpe zuſammen nach Hauſe. „Gott ja", ſagte Stilpe, wenn man einen Stein in einen Sumpf wirft, giebt's bloß kleine Ringe."

„Und um den Stein iſt's dabei ſchade", meinte Prellerhahn dazu.

* * *

Als ich am nächſten Morgen aufwachte, hatt' ich ſeit vielen Jahren zum erſten Mal wieder moraliſchen Katzenjammer für andere Leute.

Heute noch reiſ' ich weiter. Nach Altenburg. Find' ich dort keine Frau, ſo bin ich doch ſicher, den beſten Ziegenkäſe der Welt zu eſſen.

Dein

Pankrazius.

XVI.

Herr Pankrazius Graunzer macht eine Reiſe in's Altenburgſche, wo er nach dem Prinzip der Zuchtwahlausleſe eine mit beſonders ſchätzbaren Vererbungsfaktoren ausgeſtattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren iſt, meldet er ſeinem Freund, dem Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn, in verſchiedentlichen Briefen.

Erſter Brief an Dagobert.

Altenburg, im Juni.

Staatsanwalt meiner Seele!

Lebſt Du noch, oder hat Dich der Ring in der Weſtentaſche in die Pleiße geworfen für Deine Frivolität, in Goethiſchen Zungen zu reden?

Armer, lieber Dagobert! Warum hängſt Du nicht den Talar des Staatsanwaltes an den Nagel und wirſt ein Anwalt des deutſchen Geiſtes?

Staatsanwälte, ſo will es mir ſcheinen, haben wir ausreichend, Geiſtesanwälte viel zu wenig, wenn ſich auch jeder Leitartikelauswalzer dafür hält. Und dabei wird der deutſche Geiſt in dieſen Zeiten beleidigt, beſudelt und verunſtaltet, daß es ein Jammer iſt.

Du hätteſt das Zeug dazu, die Sünder wider dieſen heiligen Geiſt mores zu lehren. Aber ſtatt daß Du ihnen, die gewürdet und gewappelt und die lauteſten Mäuler im Tempel der herrſchenden Gottheit ſind, den Prozeß machſt, mußt Du allerhand kleinen armen Teufeln das Fell lauſen und mußt ein wichtig Geſichte noch gratis dazu machen. Bei der klappernden Waage der Gerechtigkeit:

Wunderlich am hohen Himmel
Durch der Sternchauſſee Gewimmel
Lenkt das Fatum ſein Karriol . . .

Fatum fatalitatum! Im Grunde ſind wir Alle bloß Steineklopfer am Straßenrande, und die Karroſſen des ſchaffenden Lebens raſen an uns vorbei.

Sollen wir mit unſeren Steinen nach ihnen werfen?

Das iſt bedenklich, und uns Heutige dilettirt's juſt nicht, den Vorhang der Revolution aufzuziehen.

So ſollen wir alſo krummrückig und mit klammer Hand die Straße flicken?

Das wollen wir eben nun auch nicht. Dazu ſind

wir nun doch zu wähleriſch geworden, wir hinauf=gekommenen Mittelſtändler.

Revolution ſowohl wie Frohnde überlaſſen wir dem Bruder Proletarier, dem wir übrigens bloß im Geiſte die Hand drücken.

Offen geſtanden: die Situation iſt nicht ſehr edel, und zu unſerer Entſchuldigung haben wir das Wort Dekadence erfunden. Lieber krank, als verkommen. Das iſt der Reſt unſres Ehrgefühls.

Was mich perſönlich betrifft, ſo hab' ich auch in dieſem Punkte das Vergnügen, zwei Seelen zu beſitzen, die ſich nicht ohne Leidenſchaft in den Haaren liegen. Manchmal begehrt die Eine auf und ſchreit nach Barrikaden, aber die Andere dreht ſich müde um im warmen Bette und brummelt: „Laß' mir mei' Ruh'! I mag net!"

„Vorwärts!" ſchreit die Eine. — „Quieta non movere!" bismarckt die Andere. Worauf die Eine ſich folgenden Vers gemacht hat:

Was ruhig filzt, das ſtöre nicht,
Laß' ruhig weiter filzen,
Es iſt durchaus nicht förderlich
Die Reinlichkeit den Pilzen.

Und jede von Beiden führt gewichtige Gründe in's Feld, zwiſchen denen zu entſcheiden keine leichte Aufgabe meines innerſten Ich's iſt, von dem ich durch=aus nicht genau weiß, wo ſeine Sympathien liegen. Faſt glaub' ich, es iſt mehr für den konſervativen Part, denn ſchließlich: Barrikaden hab' ich noch keine gebaut,

aber dafür wirft mein Quietismus Bollwerk nach Bollwerk auf, sich abzuschließen vom Lärm des Werdens.

Möglich, daß hinter ihnen der Streit in mir erst recht entbrennen wird, und so viel ist sicher: ich bilde mir wenigstens ein, daß ich ein inwendiger Evolutionist bin:

Tragt Stein auf Stein zum Bau der Zeit:
Ich bau' mich;
Thürmt Thürme für die Ewigkeit:
Ich bau' mich;
Schleift spiegelblank die Menschheit glatt:
Ich bau' mich;
Ich bin der blauen Pläne satt:
Ich bau' mich.

Was für ein Bau das wird? Wozu sind die Götter da! Ich glaube kaum, daß ich selber den Thurm daraufsetzen werde. Vielleicht gelingt das dem, dem ich jetzt die Mutter suche.

Du kennst ja den Zweck meines kombinirten Rundreisebillets, und, wie Du darüber nicht lachst, wirst Du auch nicht über den Spezialgrund dieses altenburgischen Abstechers lachen.

Höre: eine Stunde südlich von der Stadt Altenburg hat mir der zuweilen gütige Himmel einen Freund beschieden, der ein veritabler Baron ist. Denke!

Dieser Freund und Baron nun weiß gleichfalls von meinem Plane, und seine Freundschaft hat beschlossen, mir bei seiner Vollführung behilflich zu sein. Er schrieb mir nach Leipzig in einem Briefe Folgendes:

„Vielleicht, daß ich das mir Angenehme mit dem Dir Nützlichen verbinden kann, wenn ich Dich

einlade, mich hier zu beſuchen. Nicht nur, daß ich Dir wahrſcheinlich einige landwirthſchaftliche Rathſchläge werde geben können, deren Du ſicherlich bedarfſt (denn man ſattelt nicht ſo leicht vom Schreibtiſchſeſſel auf den Ackergaul um), ſondern ich hoffe auch, Dir vielleicht dazu verhelfen zu können, wonach Du augenblicklich aus biſt. In meiner Nachbarſchaft nämlich iſt eine Frau von Z. anſäſſig, die eine Tochter von jetzt fünfundzwanzig Jahren hat, von der man ſich in den Kreiſen meiner Bekanntſchaft nur Gutes zu erzählen weiß, ſo daß ich mich wundere, daß ſie noch nicht unter der Haube iſt. Der Grund liegt vielleicht darin, daß ihr verſtorbener Vater aus einem beſtimmten Grunde, den ich Dir perſönlich mittheilen werde, ſehr unbeliebt war. So was bleibt manchmal lange hängen. Hierzu kommt, daß beide Damen durchaus zurückgezogen leben. Ich ſelbſt habe auch keinen eigentlichen Verkehr mit ihnen, aber ich könnte es leicht arrangiren, daß wir einmal bei ihnen einfielen.

„Jedenfalls: Komm! Ich bilde mir ganz beſtimmt ein, daß ich mir hier den Kuppelpelz verdienen werde. Komm!“

Du wirſt den Gedanken vermuthlich etwas phantaſtiſch finden und meinen guten Baron für eine Art altenburgiſchen Don Quixote halten. Ich muß geſtehen, daß mir die Sache ſelber ein Bischen nebulos vorkommt. Aber dieſe merkwürdige Beſtimmtheit ſeiner Zuverſicht frappirt mich, und dann iſt mir dieſe ganze Idee überhaupt ſehr ſympathiſch.

Und nun kommt der Punkt, bei deſſen Traktirung ich mich Deines Ernſtes verſichern möchte, weshalb ich denn vorhin ſchon meine Zuverſicht ausſprach, daß Du nicht darüber lachen wirſt.

Nämlich: der Gedanke, eine Adelige zu heirathen, beſticht mich.

Es iſt heraus! Wenn mir morgen früh um die Zeit Deiner Morgenpoſt die Ohren klingen, weiß ich, woran ich bin, und Dein Gelächter hat Dich um meine Freundſchaft gebracht,

Das glaubſt Du nun freilich nicht. Aber höre! Ich kalkulire ſo: Es iſt, was auch die Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit-Leute dagegen ſagen mögen, kein ſchlechtes Ding um die gute Abſtammung. Gewiß, es läuft manch' zweibeiniges Argument gegen dieſe Behauptung herum, und es fehlt unter Leuten von unzweifelhaft guter Abſtammung und tadelloſer Kinderſtube nicht an unzweifelhaften Hundsföttern und Schafsköpfen. Aber im Ganzen wäre es ſinnlos, zu leugnen, daß die Vortheile einer beſſeren Ausleſe doch beim Adel ſind. Mag auch hie und da ein Kutſcher oder ſonſt was lendenſtramm Unterthäniges mit eingeſtreut ſein in die Ahnenreihe: das andauernd gute Milieu, die höhere Freiheit, das gewiſſe Maß von Herrſchaftsbefugniß, die Uebung der Waffen, dann auch das engere Zuſammengehörigkeitsgefühl mit einem Stück eigener Erde, das höhere Bauerngefühl alſo, — all' das muß, ſo mein' ich, wenn nicht überwiegende Gegenmächte, wie das Bedientenleben bei Hofe, das Klettern an der ſchlüpfrigen Protektionsſtange, die Einbreiung in den

Bureaukratismus, die allzu große Verleitung zum Aeußerlichen und zu leerer Dünkelhaftigkeit, schädigend eingewirkt haben, doch einen gewissen Fond guter Gaben in einem adeligen Geschlechte ansammeln.

Auch der Geist darf im Ganzen als wenigstens nicht unter pari fundirt angesehen werden, denn wenn auch der heutige Adel im Allgemeinen mehr die Waden, als das Gehirn kultivirt, so war das doch nicht immer so, und wir haben Zeiten gehabt, in denen die Aristokratie wenigstens im zweiten Treffen der geistigen Kämpfer stand.

Gut also. Dies angenommen (und ich muß nochmals sagen: mir scheint diese Annahme durchaus berechtigt zu sein, so schwer es uns auch fällt, uns aus dem Banne der sozialdemokratischen Lyrik: „Alle Menschen, gleich geboren, sind ein adelig Geschlecht" loszumachen), also: dies angenommen, wirst Du mir Recht geben, wenn ich sage: versuchen wir's wenigstens 'mal mit dem Von. Führt's zu nichts, schadt's auch nichts. Sehen wir uns das Burgfräulein 'mal an!

Und in diesem Sinne bin ich denn hierhergefahren.

Zunächst in die Haupt- und Residenzstadt, die ich schon von früher her kenne und die mir sehr wohl gefällt. Es steckt Historie d'rin, und Reichthum ist um sie herum, und es fehlt auch nicht an Schönheit der Natur, wenn es auch mehr eine nahrhafte Schönheit ist, will sagen eine solche, die den Hauptton auf das Futtertüchtige legt und eigentlich malerische Extravaganzen verschmäht.

Vorderhand seh' ich mir die Stadt von allen

Seiten, am liebſten aber von oben, vom Schloßberg, an und warte nur auf meinen Baron, der mich im Wagen hier abholen wird.

Ich werde Dir weiter berichten, was mir im Lande Altenburg geſchieht.

Heilige Felicitas bitt' für mich!

Dein

Pankraz.

Erſtes Zwiſchenſtück, aus welchem der Leſer Einiges von dem erfährt, was der Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn über Herrn Pankrazens zuchtwähleriſche Pläne denkt.

Leipzig, den 6. Juni.

Meinen beſten Dank, lieber Pankraz, für Deine gute Meinung, aber Deine ſchmeichelhaften Bemerkungen können mich nicht davon abhalten, Dir zuzurufen: Pankraz, Du biſt im Begriff, auf einen Leim zu kriechen, der zwar parfümirt, aber darum nicht weniger aus alten Knochen gemacht iſt, wie jeder andere.

Auf das Sumpfgefrorene Deiner Vererbungstheorie will ich Dir nicht folgen.

Ich ſage Dir bloß das Eine: entweder iſt das altenburgiſche Fräulein aus der Mélange, d. h. aus dem Adel, der aus irgend welchen Gründen ſchon theilweiſe verbürgerlicht iſt, und dann iſt es ſchon beſſer, Du ſuchſt Dir eine richtig Bürgerliche, oder aber: ſie iſt aus dem ſtarren Adel, und dann rath' ich Dir: nimm die Beine unter'n Arm und flieh.

Mit dieſen Leuten ſich verſchwägern, heißt auswandern. Das iſt eine andere Welt. Andere Gefühle, andere Sprache, ander Blut. Sie können ſich noch ſo ſehr anſtellen, als wären ſie unſersgleichen, aber es iſt nur Maske. Die Einbildung der Kaſte iſt der Kern ihres Weſens, um den wir ſie nicht beneiden wollen, der aber ihr Stolz iſt und bleibt.

Ohne ihn wären ſie auch nichts, oder wenigſtens nicht viel, mit ihm ſind ſie was, — aber das Was iſt unſer Feind.

Geh' mir doch mit ſolchen Plänen! Das iſt ataviſtiſches Zeug und, nimm mir's nicht übel, auf dem Miſthaufen gewachſen. In der Stadt fliegt Einem derlei kaum mehr an, und das iſt ein Vortheil der Stadt. Wir haben die Herren hier aus der Nähe kennen gelernt und geſehen, daß ihre Adelsſchilde heutzutage von eitel Pappe ſind. Und die Geſcheidteren unter ihnen wiſſen das und ſtellten das Pappenwerk in die Ecke.

Dein

Dagobert.

Der zweite Brief an Dagobert.

Birkicht im Altenburgſchen,
am 8. Juni.

Aber Dagobert!

Was iſt Dir in die Bürgerkrone gefahren?

Ein Staatsanwalt, der wider den chriſtlichen Adel deutſcher Nation den flammenden Federhalter zückt —: ecce miraculum.

Jetzt glaub' ich wirklich an Zeichen und Wunder.

Aber Recht haſt Du trotzdem nicht.

Ich will Dir nicht langſchürig erzählen, warum Du nicht Recht haſt, denn da Du von Berufswegen an Repliken gewöhnt biſt, würden wir nie fertig werden. Ich ſage nur ſoviel: was auf dem Miſte, d. h. auf dem Lande, wächſt, iſt beſſer, als was auf den Steinen, d. h. in der Stadt, wächſt, — das Miſtwachſene iſt mir lieber, als das Mißwachſene. Und: wenn der Adel, wie nicht geleugnet werden ſoll, zum ſehr großen Theile nicht mehr die Blüthe am Baume der Menſchheit darſtellt, ſo iſt juſt der Umſtand ſchuld daran, daß er vielfach entbauert, d. h. entwurzelt iſt. Die Leute, von denen Du ſprichſt und über die ich nicht viel anders denke, wie Du, das ſind die Parallelerſcheinungen zu dem Ackerknecht, der in die Stadt zieht und Dienſtmann wird. Draußen ein freier, herrlicher Schlag, drinnen verkümmertes Zeug.

Hier mein Baron Birkicht, das iſt ein Edelmann nach meinem Sinne. Landjunker, amtlos, frei und herrlich — ein adeliger Menſch.

Mit Mutter Kunſt ſteht er auf demſelben guten Fuße, wie mit Mutter Erde. Sie geben ihm beide das Beſte, was ſie haben. Sein Korn iſt ſo gut, wie ſeine Thoma's, und ſeine Bibliothek kann ſich gerade ſo ſehen laſſen, wie ſein Kuhſtall.

Sein Leib lebt nach der alten brav probaten Landadelregel:

Säe Körner Aegidi,
Haber, Gerſte Benedikti;
Säe Flachs und Hanf Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani,
Viti Kraut,
Erbſen Gregori,
Linſen Philippi Jakobi;
Grab' Rüben Vincula Petri;
Schneid' Kraut Simonis und Judä;
Fang' Wachteln Bartholomäi;
Bleib' Stuben Kalixti;
Trag' Sperber Sixti;
Heiz warm Natali domini;
Iß Lammsbraten Blaſii;
Guten Häring Oculi mei;
Heb' an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

Daneben aber hat er auch einen Kalender für ſeine kunſtfröhliche Seele, und Sanctus Apollo Muſagetes hat bei ihm verſchiedene Altäre, — nur daß er, Gottlob, nicht ſelber in ſchlechten Verſen oder üblen Bildern opfert.

Wirſt Du glauben, daß dieſer Junker alljährlich

nach München fährt, Bilder zu kaufen, und daß er allvierteljährlich große Buchhändlerrechnungen zu begleichen hat?

Du machst schon den Mund auf zur Replik. Mach' ihn nur wieder zu. Laß' mir meine Freude an dieser einen Schwalbe, wenn sie auch noch keinen Sommer macht.

Morgen fahren wir nach Praxhausen zu den Z.'schen Damen.

Dein

Graunzer.

Zweites Zwischenstück, in dem der merkwürdige Staatsanwalt Prellerhahn wiederum am Adel kein gutes Haar läßt.

Leipzig, am 9. Juni.

Jetzt wird mir's zu bunt, Krazi! Also auch in diese Schlinge gehst Du? Der Adel, der sich für Kunst „interessirt"! Na, ich danke!

Weißt Du, Deinen altenburg'schen Junker will ich Dir nicht nehmen, ich will mich nicht lächerlich machen und bestreiten, daß auch hier Ausnahmen möglich sind.

Im Allgemeinen aber sage ich Dir das: Der deutsche Adel heutiger Zeit hat zur Kunst überhaupt kein Verhältniß, höchstens das minervaverfluchte des Dilettanten.

Möglich ist nur das Eine, daß er wieder 'mal eine Rolle spielen will auf Kosten der Kunst. Er kann nichts weiter, als begönnern, aber auch das nur in einem schwächlichen Sinne. Auch ist seine Gunst nichts mehr werth, denn er hat keine Macht. Und das ist gut. Denn eine adelbegönnerte Kunst, eine von diesem Adel begönnerte Kunst, wäre eine Kunst für höhere Hausknechte, eine Kunst zwischen Trennseilen, eine flügelbeschnittene Kunst für den Salonkäfig.

Weißt Du, wie der Kammerherr von Seckendorff am 12. April 1776 über die Weimarer Dichter an seinen Bruder schrieb, damals, als unsere große Literatur im Werden war? „Ces messieurs paraissent s'augmenter chaque jour" — „Diese Herren", — darin liegt's: Die da, die Eindringlinge!

Ach, geh' mir mit dem Interesse unserer Adeligen für Kunst. Das hätte nur Werth, wenn unsere Adeligen Potenzen wären. Es ist, wenn es einmal in die Erscheinung tritt, nur die angeborene Dreistigkeit, überall mitthun zu wollen. Vielleicht langweilt's den Einen oder Andern einmal, Rekruten zu kommandiren, und so wollen sie's mit Dichtern, Künstlern versuchen. Ich finde das impertinent, denn dieses Unterfangen steht zu den Fähigkeiten dieser Leute in einem zu großen Gegensatze.

Ja, wenn sie bescheiden wären, wie es sich für sie gebührt, wenn sie sagten: Seht, wir können zwar nichts, aber wir haben Geld, Namen, Ansehn und wollen damit der Kunst dienen, ohne ihr befehlen zu wollen, — à la bonheur! Dann seien sie willkommen,

wie jeder Kunſtfreund, auch wenn er bloß Lehmann heißt; aber mit ihren unverſchämten Aſpirationen ſoll man ſie zum Tempel hinausjagen auf ihre Exerzirplätze, in ihre Landrathsſtuben, wo ihrer Aufgaben harren, denen ſie gewachſen ſind.

So, da haſt Du meine Meinung über Deinen kunſtfördernden Adel, vor dem alle neun Muſen unſre Kunſt in Gnaden ſchützen mögen.

Ich bin Dein

Dagobert.

Der dritte Brief an Dagobert.

Birkicht, den 10. Juni.

Mein lieber Dagobert!

Nun höre, mein Freund, die Geſchichte,
Wie ich ſie Dir treulich berichte,
Die Mär' vom Beſuche bei Frau v. Z.
Und was für ein End' er genommen hätt'.

Alſo . . . aber nein: Zuerſt ein Hymnus auf Birkichts Frühſtückstiſch. Freilich, ich kann nur lallen:

Göttlicher Kaffee himmliſcher Sahne
Selig gepaart,
Goldener Honig auf blond-weicher Semmel,
Schmelzend und zart,

und nun, weil die Verſe 'mal laufen, gleich weiter im Text:

Leis in der Linde
Harfen die Winde,

Über die Gräſer ſtreichelt ein Weh'n,
Waldvogelrufe,
Scharrende Hufe,
Heute, mein Herz, will ich freien gehn!

Nimm das als Ouverture. Ich hätt' es auch in Proſa ſagen können, aber wenn mir die Dinge gar ſo liebenswürdig um den Bart gehen, wie geſtern früh (ſolche Sahne giebt's überhaupt nur im Altenburg'ſchen!), dann kann ich mir nicht helfen, dann muß ich mit geprägten Worten zahlen. Es iſt mein Pech, wenn die Prägung zu wünſchen übrig läßt.

Du meinſt, es wär' Dein's, weil ich Dir das Geprägte in die Hand drücke?

I, ſo ſchmeiß' es doch weg, aber ſchimpf' nicht!

Aber nun ungeprägt und ruhig im Trabe auf Schuſter's proſaiſchen Rappen: wirklich himmliſch war die Fahrt durch Birkicht's Reich. Der wachſende Segen rechts und links machte uns fröhlich, und wir ſangen ſogar, — ein ſchönes Lied:

Huhjahuh!
Die Pferde laufen immerzu,
Huhjahuh!
Sie laufen immerzu.
Der Gottlieb auf dem Bocke
Bläht ſich in ſeinem Rocke,
Der Rock, der iſt ihm viel zu groß,
Im Winde flappt der rechte Schooß.
Huhjahuh,
Er flattert immerzu.

Gottlieb fühlte ſich etwas genirt durch dieſen anzüglichen Geſang in ſeinem Rücken, aber richtig

war's doch: Sein rechter Rockschooß flog im Winde, und da er roth gefüttert war, nahmen wir das als ein gutes Omen.

„Du wirst seh'n, Pankazi, ich bringe Dich heute unter die Haube. An einem solchen Tage gelingt so was immer", sagte Birkicht.

„Nee, nee, Du, ich finde, das Wetter ist zu schön für so 'was. Da liegt kein Styl d'rin. Es müßte Packstrippen regnen, dann hätt' ich Mum dazu. Aber so: das ist die reine Suggestion von oben: Gehet hin und mehret Euch. Es fehlte bloß, daß heute der Tag der heiligen Felicitas wäre."

„Was für 'ne Dame ist denn das wieder?"

„Das ist die heilige Fürbitterin für Leute, die einen Sohn haben wollen. Also meine eigentlichste Patronin."

„Heute brauchst Du sie nicht. Heute geht's auch so."

„Nee, nee. Aber na ja: Wenn's heute sein soll: gut! Sag' 'mal, Du kennst also Fräulein von Zurwenken nicht persönlich?"

„Paar 'mal gesehen. Ich sage Dir ja: Zwei Einsiedelweiber. Ihr Gut ist ihre Welt."

„Hm. Also wohl so'n bischen sehr duster? Du verstehst mich: nicht gerade übermäßig gescheidt?"

„Was fällt Dir ein! Beste Erziehung! Damenstift. Da fehlt nichts! Auch nicht etwa ungesellig, unangenehm! Gar nicht! Bloß . . . na, ich will Dir's erzählen."

„Das ist wohl was Grausliches?"

„I, nein doch! Also: der alte Zurwenken hat es,

ein richtiges Original, wie er war, verſtanden, ſich mit aller Welt in Unfrieden zu ſetzen. War ein wunderlicher Kauz, Prozeßhengſt, laudator temporis acti. Die Welt war ihm nicht mehr recht, die Nachbarn erſt recht nicht. Und furchtbar adelſtolz war er. „Nur nicht das Blut verdünnen!“ war ſein Wort.“

„Und in ſo 'ne Familie führſt Du einen pp. Graunzer als Freiersmann? Ich bin ja die Verdünnung in Perſon.“

„Du ſollſt ja auch nicht den ſeligen Herrn Vater heirathen. Dem hätteſt Du allerdings nicht genügt, ſelbſt wenn Du mit einem tadelloſen Von behaftet wärſt. Für ihn gab es nur etwa drei Familien im Altenburg'ſchen, die er für zweifelsohne hielt. In allen übrigen war nach ſeiner Meinung, die er leider auch ausſprach, „Verdünnung von unten“. Und das iſt der Grund geweſen, weshalb er ſich mit aller Welt verfeindete.

Der gute Gneomar — Gneomar hieß er! — wußte nämlich von jedem Hauſe was. Dort war im ſiebzehnten Jahrhundert mal was mit einem Kutſcher geweſen, da hatte um die Mitte des ſechzehnten ein Stallknecht verdünnend gewirkt, und wieder wo anders war ein Komödiant nachweisbar als derjenige welcher“.

„Na: hatte Gneomar denn Recht?“

„Hie und da wohl, aber meiſtens waren es doch bloß alte, unbeweisbare Geſchichten.

Es war geradezu ſein Sport, ſolche zu ſammeln. Und hatte er eine, ſo ſorgte er ſchleunigſt dafür, daß man ſie erfuhr. Und zwar auf draſtiſche Weiſe“.

„Schieß los!“

„Z. B.: Er trifft einen Herrn von X. Zufällig. In der Reſidenz vielleicht. Auf dem Markte.

Fünf Schritte vor ihm bleibt er in ſeiner ganzen Länge ſtehen, zieht ſein Stiellorgnon, hebt's langſam an die Augen, nimmt's wieder ab, ſchüttelt den Kopf und ſagt nichts als: Merk—würdig!

Der andere natürlich auf ihn los. „Was iſt merkwürdig!“

Gneomar nimmt wieder die Stielbrille hoch, ſieht ſich den Mann wieder an, ſchüttelt wieder den Kopf und ſagt wiederum: Merk—würdig!

Nun der andere, ſchon ſehr wütend, nochmals: „Was, wenn's beliebt! Was!?“

D'rauf Gneomar: Die Hände! Dieſe Hände! Oh! Oh! Sind das adelige Hände?

Nun der X. wieder: „Was unterſtehen Sie ſich! Wollen Sie wohl belieben, deutlicher zu ſein?“

Und nun Gneomar auf's Gelaſſenſte! „Das ſind Kutſcherhände, mein Herr, rothe, dicke, ungeſchlachte Kutſcherhände in der fünften Generation“.

„Sie ſind verrückt!“

„Nein, ich bin unterrichtet!“

„Zum Teufel, wovon ſind Sie unterrichtet!“

„Daß Ihr Urgroßvater ein Kutſcher war und Leberecht Lampe hieß“.

„Gottvoll! Gottvoll!“ Ich mußte lachen.

„Jawohl, gottvoll, aber das Ende war natürlich ein Hin- und Hergeſchieße und ſpäter die völlige In-die-Acht-Erklärung Gneomars. Mein Vater war zuletzt

der Einzige, der noch mit ihm verkehrte, und auch der that es nur, weil er den Alten für übergeschnappt hielt."

„Und so ging's bis an's Ende Gneomars?"

„Bis an's Ende. Und bis über sein Ende hinaus. Denn auch die Wittwe und die Tochter sind wie in Gesellschaftsacht. Der Alte hat zu Viele beleidigt".

„Hm. Und Du meinst nun aber, daß Frau und Fräulein v. Z. nicht denken, wie der Alte gedacht hat?"

„Ja, das mein' ich. Und ich meine weiter noch, daß sie sehr froh sein werden, wenn ein Freier kommt. Eben, weil keine Hoffnung besteht, daß von hier einer kommt".

„Danke bestens. Pankraz als faute de mieux. Du bist doch ein Baron!"

„Du!! Aber Du verstehst mich ja doch! Du sollst ja auch nur mal hineinseh'n. Kein Mensch zwingt Dich, auch nur einen Ton von Deinen Plänen zu reden. Ich denke einfach: so ein Mädchen aus alter Grundbesitzersfamilie müßte nicht übel als Frau für Einen sein, der ein Bischen zu wenig Bauernblut in sich hat und der doch ein Bauer werden will".

„Du hast Recht. Das bestärkt mich ja in dem Plane, und es wäre mir sogar ganz recht, wenn das Fräulein ein Bischen die Siebenzinkige fühlte. Ich verlange gar nicht allzuviel Annäherungstrieb. Du weißt schon. Wir wollen getrennt Hof halten. Und gerade auch das wird eine Adelige eher verstehen, denn das ist ja ein Vorzug der Aristokraten, daß sie weniger

an Sentimentalität, am Bedürfniß nach Gefühlen leiden, als wir von der Bourgeoisie, die wir just darum sowohl gegen oben, wie gegen unten im Nachtheil sind. Die gewisse Gefühlsbreiigkeit, die das deutsche Bürgerthum auszeichnet, das ist seine Hauptschwäche".

„Du möchtest einen Leitartikel reden, Alter, aber es wird Dir nicht gelingen. Dort, das alte Dach mit der Moosdecke, da, hinter den schönen Buchen, das ist das Zurwenken'sche Haus. Wir werden gleich am Parkthor sein".

* * *

Ich habe meiner alten Gewohnheit, zu tagebücheln, ein Bischen arg gefröhnt, indem ich Dir das ganze Gespräch hier wiedergegeben habe; ich that es, weil ich Dir damit am besten auf Deinen Brief zu antworten glaubte, und weil es mir als eine sehr heilsame Manier erscheint, sich den hinabgerollten Tag noch einmal im Worte fest zu halten. Ob ich's in einem Brief thue oder in einem Tagebuche, das bleibt sich gleich. Das Bild steigt noch mal auf, Du überblickst es ruhig und kritisch (was Du der Wirklichkeit gegenüber fast nie kannst) und nun weht es langsam fort von Dir, wird kleiner und kleiner, jetzt in den Konturen verwaschen, dann auch in der Farbe schleirig, und nun ist es weg.

Ich werde meinem Sohn das Tagebücheln angewöhnen. Es ist eine Haus- und Kammerkunst, feiner und werthvoller als Laubsägen und Holzbrandmalerei — sogar dem Klavierspielen ist es vorzuziehen.

* * *

Und nun zu unſerem eigentlichen Beſuche im Hauſe der beiden Damen von Zurwenken.

Das Parkthor (ein altes ſchönes ſchmiedeeiſernes Thor mit einem ſehr feinen Lilienornamente, hoch, vornehm, reich) war verſchloſſen. Der Glockenzug war abgeriſſen. Gottlieb klatſchte daher gebieteriſch mit der Peitſche.

Nach einer guten Weile erſt kam ein alter Diener in ſehr abgetragener, ganz altfränkiſcher Livree und in Kanonenſtiefeln (!) den Buchengang herunter auf das Thor zu, blieb zehn Schritt vor dem Thor ſtehen und rief unwirſch aus: Wer iſt da? Wer will hier was?

Gottlieb antwortete darauf mit Würde: Der Herr Baron von Birkicht iſt da mit dem Herrn Dr. Graunzer aus Berlin!

Darauf der Alte in den Kanonenſtiefeln kehrt und langſam den Buchengang hinauf. Langſam!

Wir ſahen uns an und lachten. Gottlieb huſtete vor Empörung und murmelte was vor ſich hin.

Nach wieder einer guten Weile kamen die Kanonenſtiefel das zweite mal auf das Thor zu. Diesmal kamen ſie bis an das Thor heran, und der kleine Alte, den ſie, ſo ſchien es, vermöge eines ſinnreichen Mechanismus vorwärts bewegten, zielte mit einem alten großen Schlüſſel auf das Schlüſſelloch.

Kein leichtes Ding das, hat man den Tatterich! Und der Alte hatte ihn.

Fünfmal zielte er vergeblich, das ſechſtemal traf er in's Loch. Aber, wenn damit die Partie gewonnen geweſen wäre! Nun galt es den Schlüſſel zu drehen.

Der Altfränkiſche gab ſich redliche Mühe. Erſt mit der rechten Hand allein, dann unter Zuhilfenahme der linken, ſchließlich hing er ſeine ganze Leiblichkeit, inkluſive der Kanonenſtiefel, an den Schlüſſel. Vergeblich.

„Gottlieb, hilf!“ ſagte Baron Birkicht, und Gottlieb kletterte vom Bock. Nachdem es gelungen war, den Schlüſſel wieder herauszuziehen, galt es, ihn herauszureichen. Pech! Sein Bart war zu dick, das Gitter zu eng. Der Altfränkiſche mußte ihn über's Thor werfen. O ja, das iſt leicht geſagt, aber, mein Lieber, das Ding war ſchwer, und das Thor war hoch. Der unſelige Lakai ſprang und ſchwang und nahm Anlauf, was weiß ich, kurz, es gelang nicht.

Da, eine ſchrille Stimme aus dem Hintergrunde: Leberecht!“

„Gottegotte, Gotte nee!“ keuchte der Alte, „die Gnädige ruft! I der verfluchte Schlüſſel! I das verdammte Thor! I Du Luder, Du!“

„Leberecht!“

Es war, als gäbe dieſe Stimme dem Alten übernatürliche Kräfte. Er ſchwang zweimal den rechten Arm, der Schlüſſel flog hoch und richtig: er blieb oben an der oberſten Lilie hängen.

„Gottegottegottegotte“ jammerte der Alte, machte Kehrt und ließ ſich von ſeinen wild gewordenen Kanonenſtiefeln den Gang hinauftragen.

Da aber riß unſerm Gottlieb der durchgeſcheuerte Faden der Geduld. Er fluchte, grunzte, zog ſeinen

Rothgefütterten aus, ſpuckte in die Hand und begann, an den ſchmiedeeiſernen Lilien emporzukletttern.

Es wirkte beluſtigend und ſymboliſch auf mich. So kletterte, ein philologiſcher Lakai, unſer Konrektor einſt am hohen Gebäude einer ſophokleiſchen Tragödie empor.

Er, nämlich Gottlieb, war juſt oben angelangt, da rauſchte was Seidenes den Gang herunter, und es erſchien eine lange dürre Dame in einem geblümten Seidenkleide. Spitz den Zeigefinger auf Gottlieb gerichtet, die Augen aber auf Birkicht, rief ſie: Was macht der Lümmel da?!

Birkicht entſchuldigte ſich, Gottlieb erreichte glücklich das Schlüſſelmonſtrum, aber nun war auch ſeine Contenance zum Teufel, er ließ ſich los und rutſchte mit ſeiner ganzen Vorderſeite (ein ſchmerzlicher Anblick) die ſchmiedeeiſernen Lilien herunter. Ein Glück, daß nur ein paar Knöpfe platzten, es hätte auch ſeine Naſe draufgehen können. Indeſſen: den Schlüſſel hatte er, und nun war etwas immerhin gewonnen.

Gottlieb ſchloß auf, wir ſchritten durchs Thor.

Frau von Zurwenken (denn das war die Seidene) zeigte ſich gnädiger, als wir nach ihrem Entrée erwartet hatten.

Dem Baron gab ſie ſogar die Hand.

Der erzählte nun eine Geſchichte, daß ich über ſeine Erfindungsgabe ſtaunte. Ich hörte mit Verwunderung, daß ich ein berühmter Hiſtoriker ſei, der augenblicklich Altenburg bereiſte, um Spezialforſchungen anzuſtellen und er, Birkicht, hätte mich hier einführen

wollen, weil im Familienarchiv derer von Zurwenken wichtige Dokumente auch von allgemeinem Interesse sein möchten.

Die Gnädige schüttelt das Haupt: „Unsere Dokumente, lieber Baron, können nicht eingesehen werden. Die Geschichte unserer Familie ist die Geschichte unserer Familie, und nur unsre Familie soll diese Geschichte lesen!“

Alberne Schachtel! dachte ich, und ich sah in Birkichts Augen, daß er dasselbe dachte.

In Worten aber drückte sich dieser Gedanke bei ihm so aus: „Oh, oh, wie schade, gnädigste Frau. Aber natürlich: die Anschauungen Ihrer Familie gehen vor. Ich bitte vielmals um Verzeihung, daß wir so viel Störung verursacht haben, wir wollen . . . .“

„Aber, lieber Baron, ich bitte sehr! Sie stehen auf unserm Grund und Boden! So schnell dürfen Sie nicht fort, Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar. Nein! Nein! Wenn wir auch leider nicht in der Lage sind, Ihrem gelehrten Freunde unser Archiv zu öffnen, so wollen wir doch nicht ermangeln, Sie und ihn freundlichst in unserm Hause zu bewillkommnen“.

Ist denn keine Versenkung hier, dachte ich bei mir selber; ist denn keine Flucht möglich? Soll ich bei lebendigem Leibe aufgeredet werden?

Und Birkicht dachte dasselbe, aber er sprach wie folgt: „Zu gnädig, gnädigste Frau, wir fürchten indessen, lästig . . . .“

„Nicht doch, nicht doch. Sie wissen, meine Tochter

und ich ſind ſtets erfreut und werden ſtets erfreut ſein, wenn Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar, unſer Haus beſuchen, und mit Ihnen jeder, der ſich Ihrer Freundſchaft erfreut und dadurch auch unſerer freundlichen Geſinnungen ſtets ſicher ſein kann.

Leberecht!"

Die Kanonenſtiefel galoppirten herbei.

„Geh' dem da zur Hand!"

„Der da" war Gottlieb.

„Clothilde wird ſich herzlich freuen, lieber Baron, wenn ſie ſieht, wen ich bringe. Sie malt eben."

Es war, wie wenn eine eiſerne Hand plötzlich aus den Rieſenwipfeln herabführe und mir eine ſchallende Ohrfeige verſetzte.

Sie malt! Clothilde malt! Hörſt Du Birkicht! Clothilde malt! Und in dieſen Abgrund haſt Du mich gelockt! An dieſem herrlichen Tage! Pfui! ſchäme Dich, Birkicht!

Schließlich ſchlägt ſie noch die Harfe und ſingt dazu Hausmacherballaden!

Oooh!

Birkicht mußte mir meine Verzweiflung anſehen, denn er beeilte ſich, mir zu zeigen, wie völlig unbekannt er mit dieſer künſtleriſchen Neigung Clothildens ſei, indem er im Tone des größten Erſtaunens ſprach: „Wie, ſie malt? Mir völlig neu! Oh, ich bin geſpannt."

Ich auch! grunzte meine Seele.

Na mein Lieber, wir ſahen, was ſie malte!

Die Gnädige führte uns geradenwegs in das

jungfräuliche Atelier, und wir hatten die Ehre und das Vergnügen, Fräulein Clothilde zu erblicken, noch ehe sie selbst unserer Gegenwart gewahr worden war.

Wir sahen also zuvörderst eine lange (sehr lange), schmale (sehr schmale) Rückseite eines weiblichen Wesens, das in verschossen blauen Sammet gekleidet war und sich eines lang hinabwallenden Haupthaares erfreute, wie weiland Absalon, der Königssohn.

Aber während jener Prinz, schätz' ich, hebräisch-schwarzhaarig gewesen ist, war Fräulein Clothilde eine von jenen Blondinen, für deren Haarfarbe man das Prädikat ‚impertinent-blond' geprägt hat.

Weißt Du, so ein rostiges Roth, das man sich fürchtet anzugreifen, weil man baugt, es könnte elektrische Schläge austheilen.

Ich will nichts gegen dieses Roth sagen. Es kann eine schöne Sache sein. Unzweifelhaft. Aber auf dem verschossenen blauen Samut sah es himmelschreiend aus. Wie eine Milchstraße von Sommersprossen auf einem blaugesottenen Aal. Und dabei schaute es her, wie wenn es vom Theaterfriseur bezogen wäre.

Es führte mir sogleich die Assoziation zu: Clothilde hat auch vorn Sommersprossen. Und richtig! Wie sie sich umwendete, war das Erste, was ich sah, daß ihre Haare gewissermaßen durchgefärbt hatten, durch den ganzen Kopf durch, bis vorn auf Stirn und Backen.

Sie wandte sich also um. Die Gnädige hatte die Glasthür, durch die wir das Farbenduell Verschossen-blau contra Rostroth gesehen hatten, aufgeklinkt, und dieser Ton hatte Fräulein Clothilde einen Ruck gegeben.

Alle Wetter, was machte das Malmädchen für ein paar wüthende Augen. Ich wollte gewettet haben, daß sie was Unliebenswürdiges sagen wollte, aber, wie sie neben der Gnädigen uns Zwei sah, versüßte sich das gesprenkelte Antlitz, und es flossen die allerholdesten Worte von den Lippen, die eben noch das Sprungbrett für ärgerliche Töne sein sollten.

Daß ich es nun mit einem Worte sage, welchen Eindruck Fräulein Clothilde auf uns machte: Sauer.

Wäre ihr Wappen nicht alt genug, ich gäbe ihr einen Holzapfel hinein. Vielleicht einen kandirten Holzapfel, denn sie geberdete sich süß genug. Aber man merkte zu schnell, daß das bloß Ueberzug, Zuckerbäckerarbeit, nicht Natur war.

Uebrigens; schlechte Zuckerbäckerarbeit war auch ihre Malerei. Alle guten Geister! Eine Ritterdame mit einem Falken hatte sie hingestrichelt, daß man hätte um Gnade flehen mögen.

Siehst Du, Alter, wie ich das sah, da sagte ich mir: das gute Dresdener Gänschen mit ihren Häkelgreulichkeiten und dieses federnarme Wappenpfauweibchen mit seinen Pinselgreueln, das ist im Grunde dieselbe unvornehme Spezies moderner Weiblichkeit; oder: Beide sind gleichwerthige Nuancen auf dem fatalen Bilde dessen, was man heute Weib nennt.

All' das Gemächte, was sie hervorbringen, hat den gemeinsamen Zug des absolut Gewöhnlichen. Dort der Sumpf der Gemüthlichkeit, hier ein Gänsegeschnatter in Farben.

Und mit ſo was ſoll ich das glorreiche Geſchlecht der Graunzer fortzeugen?

Eher Eunuch!

Jetzt wirſt Du wohl befriedigt ſein, Staatsanwalt mit dem Bürgerſtolze.

Aber es war wirklich keine Gefahr vorhanden, daß die Häuſer Graunzer und Zurwenken ſich vereinigten. Denn ſobald Dame Clothilde vernommen hatte, daß ich vonlos war, ward ich für ſie weſenlos.

Es war, als wenn jede einzelne ihrer Sommerſproſſen mir entgegenflammte: Geh' Er in die Geſindeſtube!

Nicht ſo, daß man mich unartig behandelt hätte, — gewiß nicht. Aber im Tone der Worte, im Lächeln der Lippen, in den Bewegungen des Kopfes war mir gegenüber ein gewiſſes Etwas von Abſchätzigkeit, das nur ein Dickhäuter nicht hätte fühlen können.

Dem guten Birkicht war das ſichtlich fatal, denn er hatte wohl eine Weile die Empfindung, ich möchte mich darüber ärgern, aber ſchließlich genoß er wie ich nur den Humor davon.

Freilich! es giebt beſſere Humore. Dieſer da war halt auch — ſauer, und das ſoll der Humor nicht ſein. Es war ihm zu viel Mitleid beigemengt.

Mein Gott, dacht' ich mir, Eſſig ſtatt Blut in den Adern zu haben, muß doch recht unangenehm ſein, und ſei es immerhin — blauer Eſſig.

Aergerlich war mir nur, daß wir den ſchönen Frühlingstag ſo ſchnöde verloren hatten.

Als wir heimfuhren, ſangen wir nicht mehr Hu — ja — juh, ſondern redeten tiefſinnig und nicht ohne Melancholie von dem Thema Adelsmenſch.

Als ich aber einmal geſagt hatte „Das Adelsmenſch“, da bat ich den herrlichen Baron doch um Verzeihung und machte mir ſelber Vorwürfe darüber, daß, wie ich nun merkte, wirklich der Bürgerliche in mir ſich hatte beleidigt fühlen können, während ich doch anſtändiger Weiſe immer bloß Menſch hätte bleiben und als ſolcher lächeln und verzeihen ſollen.

Die armen Zweie!

Es hat mich maulhenkoliſch gemacht.

Dein

Graunzer.

Uebrigens! Du biſt ja der leibhaftige Feuerſpeier wider den chriſtlichen Adel deutſcher Nation. Dir muß 'mal ein ganz infamer Burſche mit einem Pappewappen über den Weg gelaufen ſein, denn, weißt Du, ſehr objektiv klingt Dein Gezeter nicht. Da grollt irgend ein böſes Erlebniß heraus, das noch nicht in Humor marinirt iſt.

Staatsanwalt! Menſch! Philoſoph! Wie kann man ſo ungerecht ſein! So kleinlich ungerecht! Geh, laß den Burſchen laufen, der Dich geärgert hat. Lach' hinter ihm her und ſchimpf' nicht auf Alle, die ſeines Standes ſind.

Ich hab' 'mal einen „Rath an einen Rieſen“ geleſen, der hieß ſo:

Sie machen die Luft Dir dumpf und ſchwer,
Die zeternden Zwerge?
Lach' ihnen Abſchied! Fahr' über das Meer,
Steig' über die Berge!
Doch ehe Du gehſt, nimm einen am Ohr
Und ſchüttel' ihn leiſe.
Weh, Rieſe, der den Humor verlor!
Glück auf die Reiſe!

Beutel den, der Dich ärgert, aber ſei gerecht!

P. G.

XVII.

Ein Stück aus Herrn Graunzers Reisetagebuche, wunderlich überschrieben: Pas de deux getanzt von meinen verehrlichen beiden Seelen.

Die Eine: Unser guter Graunzer macht ein übel Gesicht die letzte Zeit her. Was fehlt ihm wohl?

Die Andere: Aeh, — Du machst ihm Kopfweh!

Die Eine: Also ich! Sehr schön! Ich! Wäre der Mann nicht so unklar, ich würd' ihn fragen, wer von uns beiden ihm beschwerlicher fällt: ich, die Wünscherin, oder Du, der Sandsack, Du, der Geist der Schwere, Du mit dem ewigen Leierliede: Lassen wir's beim Alten!

Die Andere: Sagten Sie was? Bitte: Schimpfen Sie ruhig weiter! Ich weiß, was ich weiß; ich weiß, was ich soll; ich weiß, was ich will; ich thu', was ich muß!

Die Eine: Und das wäre?

Die Andere: Ich weiß, daß Graunzer ein Sitzfleischmensch ist; ich weiß, daß ich ihn am Herumgehupf hindern soll, wozu Sie ihn gerne verleiten möchten: ich weiß, daß ich deshalb seinen höchstehrenwerthen Trieb nach dem Kanapee kräftigen will; ich thu', was mir dies Wissen, Sollen und Wollen gebietet.

Die Eine: Und ich werde mein Möglichstes thun, Euch entgegenzuwirken, Verehrteste, und wenn ich Raketen abbrennen sollte unter dem pp. Graunzerischen Sitzfleisch. Springen soll er wie ein blutlustiger Floh, der Brave, und seien Sie sicher, ich werde für Stecknadeln in dem Kanapee sorgen, auf das er sich etwa niederlassen sollte. Ich!

Die Andere: Hähä! Mir gehört er, der Pankraz! Und wenn er erst eine Frau hat, wird er noch mehr mir gehören.

Die Eine: Aber er wird keine Frau haben!

Die Andere: Wetten?

Die Eine: Ich wette bloß mit anständigen Leuten.

Die Andere: Das nehmen Sie zurück!

Die Eine: Fällt mir nicht ein!

Die Andere: Sie sind ein . . .

Die Eine: Was bin ich?

(Sie gerathen sich in die Haare und walken einander. Aus dem Unterbewußtsein dröhnt ein gewaltiges Quos ego! Pankrazius begiebt sich in eine Weinstube und ertränkt seine beiden Seelen in drei Flaschen Burgunder Nuits.)

* * *

Regiebemerkung zu dieſem Ballet: So darf nicht weiter getanzt werden! Bei dieſer Kampelei geht Alles in die Brüche. Man muß eine neue Prima Ballerina anſtellen. Das Weibsvolk hat keine Zucht mehr.

* * *

Nein, auch ohne Bild geſprochen: ſo geht's nicht weiter! Dieſe unſelige Idee mit dem Heirathen hat mich aus Rand und Band gebracht.

Das Beſte wäre, ich geb' ihr den Abſchied. Es iſt ja ein Unſinn! Ich finde ja doch nicht, was ich ſuche.

Und, zum Teufel, braucht man zu einem Sohne denn eine kopulirte Frau? Thut's nicht auch eine andere?

Pfui, Graunzer! Du biſt doch ein Gutsbeſitzer! Wie kann man ſo wenig Stilgefühl haben! Eine wilde Ehe, ein bloßes Multiplicamuniverhältniß, das geht in der Stadt, bei Literaten, Künſtlern und andern Anarchiſten, aber auf dem Lande, nein da geht's nicht, — wenigſtens doch nicht ſo offiziell coram Hansjörg und Chriſtiane! Abgelehnt! Wir bleiben bei der Stange der Moral.

Ha, wie das wohlthut! Ja ja, gute Thaten wirken belebend, wie Magenbitter!

Alſo nun weiter herumgefahren in der Welt und eine Frau geſucht?

Scheußlich! Scheußlich!

In was für ſchmierige Töpfe werd' ich noch greifen müſſen!

— — — — — — — — — — —

Wie wär's, wenn ich bloß führe und nicht ſuchte?

Vielleicht fänd' ich gerade dann?

Sehr ſchön geſagt, Pankrazi! Sehr ſchön geſagt und leidlich paradox!

Alle Achtung!

Aber es bleibt bei der neuen Prima Ballerina?

Es bleibt dabei . . .

Hol's der Teufel!

XVIII.

Herr Pankrazius Graunzer reist nach Nürnberg, badet sich in Deutschthum, lernt eine seelenfeste Wittwe kennen und berichtet über all dies seinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen.

Der erste Brief aus Nürnberg.

Mein vielgeliebter Peter!

Du bist schwarz-weiß-roth, und ich bin schwarz-weiß-roth, und wenn uns Beide Jemand Reichsfeind nennt, so bismarcken wir ihm eins, daß er sich's künftig überlegt, einem teutonischen Teufel auf den Schwanz zu treten.

Denn, nicht wahr, wir waren Beide fünfzehn Jahre alt, wie der große Rummel losging, zu dem der glorreiche Junker die Pauke schlug, und wir haben es als Fühlende

miterlebt, wie der Sturm die deutſchen Völker zuſammenfegte, und ſo was bleibt in der Seele ſitzen.

Alſo: wir lieben das Reich, und wir wollen nicht von ihm laſſen.

Aber, wenn wir uns recht auf Herz und Nieren prüfen, ich glaube, wir müſſen uns dann geſtehen, daß ein recht dicker Bodenſatz von Nichtbehagen am Grunde dieſer Liebe liegt.

Du lieber Gott, bei feſtlichen Gelegenheiten, wenn die Flaggen wimpeln, da ſieht es ja recht luſtig aus, das Reichsgebäude, aber, wenn die Fahnen eingezogen ſind, hol' mich der Teufel: wie nüchtern und riſſig dann die Faſſade herſchaut.. Schießſcharten ſind ihr hauptſächlicher Schmuck, und die Bedeutung des Bajonetts als Ornament wird uns recht blitzend ad oculos demonſtrirt. Aber eigentlich deutſch ſieht mir das nicht aus.

Ich möchte wiſſen, was Goethe ſagen würde, ſähe er dieſe Unteroffiziersarchitektur. Und wenn er gar hinter die Faſſade ſähe . . .

Gott behüte mich vor Nörgelei, aber mein Deutſchgefühl kommt nicht ganz auf ſeine Koſten in dieſem deutſchen Reiche.

Mir kommt das Alles ſo ohne deutſche Seele vor, es iſt Alles ſo über einen Leiſten geſchlagen, Alles ſo abgerichtet und nach der Paradelinie gezogen, ich ſehe zu wenig perſönliche Kanten, zu viele Uniformen und zu wenig Menſchen.

Sieh Dir 'mal, bitte, Berlin an. Ein Allerweltsneſt, aber keine Hauptſtadt des Deutſchthums.

Und unſre Kunſt, zumal die angewandte, die Kunſt im Leben, und unſere Literatur (ich fürchte mich, Dichtung zu ſagen), ſoweit ſie in irgend einem Grade populär iſt, unſer Theater, — Gott ſteh' mir bei: iſt das nicht Alles eine Karrikatur der deutſchen Art?

Nein, wer heute Deutſchthum genießen will, muß aus der Gegenwart und möglichſt weit von Berlin weg fliehen.

In alten Städten, wo deutſches Weſen einmal reich lebendig geweſen iſt, ſehen wir mit Staunen, was für Kerls unſere Vorfahren geweſen ſind, und was für einen Abrutſch wir gemacht haben, wir, die wir mehr als die Deutſchen irgend einer anderen Zeit das Wort deutſch im Munde führen. Mauldeutſch ſind wir, nicht herzdeutſch.

Nirgends aber wird uns der nationale Abrutſch ſo deutlich, wie in Nürnberg, nirgends anderswo weitet ſich ſo Dein Herz im Stolzgefühle, einer großen Nation, wenn auch nur als verkrüppelter Enkel, anzugehören, wie hier. Aber die Scham iſt der Schatten, den dieſer Stolz wirft, und ein Schubiak wäre, wer in dieſem Schatten ruhen wollte.

Darum hat ein Aufenthalt in dieſer alten, herrlichen Burgſtadt deutſcher Großart etwas Aufpeitſchendes, ſo angenehm er uns auch mit Träumen umgiebt, und ſo wohl er es uns in dieſem Träumen ſein läßt.

Wir müſſen wieder auf eine ſolche Volkshöhe, wie es die war, auf der eine ſolche Kunſt, ein ſolches Leben, eine ſolche Stärke, Echtheit und Klarheit gedieh.

Das war deutſche Kultur, das war Wohnen in deutſchem Geiſte, das war deutſches Leben.

Dieſe Leute, die das hinterlaſſen haben, waren nicht ſchneidig, die waren mannhaft, aber fein dabei, ganze, freie, ſchaffende Menſchen, ihrer ſelbſt bewußt, Herren aus eigener Art, Herren auf eigenen Wegen, Kerls mit Geſichtern, nicht Puppen mit Larven.

Jeder Erkerſäulenknauf hier ſpricht, wo im Neudeutſchen ganze Straßen nur eine geſchwollene Phraſe ſind.

Ich glaube, jeder Schuſter, auch wenn er nicht Hans Sachs hieß, fühlte zu jener Zeit hier mehr deutſche Kunſt, als heute ein, ſagen wir 'mal, um uns nicht zu vergaloppiren, Geheimrath.

Wird's beſſer? Es giebt gläubige Seelen, die's behaupten, und ich habe von ferne allerlei Kunden vernommen, als rege es ſich in der jüngeren Generation, nachdem ſie durch mancherlei Sümpfe, deren Namen immer auf -ismus endigen, geſchritten iſt, wieder zu einem ſchaffenden Leben im heiligen Geiſte der alten deutſchen Kunſtkraft, die die Welt verſtand, aber ſich ſelbſt nie vergaß.

Wenn dem ſo iſt, dann Heil dieſen Jungen!

Es wäre herrlich, wenn unſern alten Tagen eine neue Wiedergeburt, eine deutſche Renaiſſance modernen Gepräges beſchieden wäre.

* * *

So. Da hätt' ich mein alt' Steckenpferd wieder 'mal galoppen laſſen.

Sei mir nicht böſe d'rum!

Zuweilen muß ich mir Luft machen, und wenn ich Dürer ſehe, möcht' ich am liebſten ſchreien und vor Freuden um mich ſchlagen.

Schreiben aber wollt' ich Dir eigentlich von was Anderem. Nämlich . . .

Ja, nämlich!

Höre!

Ich glaube, ich habe ſie!

Du fragſt doch hoffentlich nicht: Wen?

Es wäre über die Maßen ſcheußlich von Dir, wenn Du ſo zu fragen vermöchteſt.

Wenn ich „ſie" ſage, ſo meine ich jetzt ſtets meine Zukünftige, genauer geſagt, die Mutter meiner zukünftigen Kinder. (Gott, Du, wenn das mütterlicherſeits Nürnberger, quaſi Dürerſche Kinder wären, — es wäre herrlich! Ein Bischen krank' ich doch noch am Glauben an die Vererbungstheorie, die mich in die Nähe der roſtroth Säuerlichen geführt hat, von der ich Dir kurz berichtet habe.)

* * *

Ich war natürlich nicht nach Nürnberg gefahren, um hier eine Frau zu ſuchen.

Im Gegentheil, ich wollte mich auf ein paar Tage von dieſer ſchrecklichen fixen Idee befreien, die mich furchtbarer Weiſe in Klau' und Krallen hat.

Und ich dachte auch richtig an nichts Schlimmes die ganze Zeit, war vielmehr rechtſchaffen glücklich im Anſchauen dieſer altjungen deutſchen Herrlichkeiten, die ſich um ſo köſtlicher ausnehmen, da der Frühling ſie umwoben und in grünen Banden hat.

Mit jungem Grün ſchmückt ſich der Mai;
Das blickt ſo zag
In den hellen Tag,
Als ob es fremd auf dieſer Erde ſei.

Nun iſt es freilich ſchon Juni, aber wenn es mir recht frühlinglich zu Muthe iſt, mai't mich's. Das muß ein lyriſcher Atavismus ſein, und ich empfehle es ſtrebſamen jungen Literarhiſtorikern als ergiebiges Thema, nachzuforſchen, worauf ſich die Mai-Wuth der deutſchen Dichter und Lyrikdilettanten zurückführt.

Uebrigens hinderte mich mein Maigefühl nicht, mit beſonderer Freude zu beobachten, wie aus einem Fenſter der alten Kaiſerburg ein ſalva venia Nachttopf in den Wallgraben entleert wurde, mich muthete dieſer ſonnenbeſtrahlte Guß vielmehr angenehm charakteriſtiſch, mittelalterlich ungenirt an, gerade ſo, wie es mir ein kräftiges Bild der Vergangenheit gab, als ich auf einem Theile der alten Burgmauer die königlich bayriſchen Artilleriepferde das Gras abrupfen ſah, das aus den alten Mauerritzen herausgrünt. Die guten bayriſchen Jungen in ihren Drillichjacken ſahen zwar weder wie Ritter, noch wie Knappen aus, aber doch gut deutſch derbe, und, je nun, ich that dazu, was fehlte, und freute mich des Bildchens.

Das ist überhaupt so köstlich hier, daß das Leben schöne Bilder giebt.

Wie wunderbar sich der alte Thurmwächter auf der Burg machte, der, seine Pfeife schief im Mundwinkel, durch seine Luke herunterſah auf die giebelige Stadt.

Er winkte mir.

Ich soll hinauf und auch mit auf die Dächer gucken? Aber natürlich! Warum denn nicht?

Und nun eine halbe Stunde oben durch die Luken geschaut.

Wie das Alles schön ist, da unten. Das Roth der Giebel, das Grün des Frühlings, die schönen Formen der reicheren unter den alten Gebäuden, das Thurmwerk da und dort, dann ein Blick in die wimmelnden Gassen, — nah und ferne schönes Bild an schönem Bilde.

Nur eins störte mich: auf einem Giebel eine wunderlich unschöne, schwarz berußte Statue. Also auch unsere Altvorderen waren nicht ganz frei von jenem ruppigen Naturalismus, der es nicht versteht zusammenzufügen, der bloß zu kopiren, nicht zu schaffen weiß ... Wie ich näher hinsah, war's ein lebendiger Essenkehrer, der nur eben stille stand. Mir fiel, wie ich diesen Irrthum gewahrte und mich freute, daß der Kerl lebendig und kein schlechtes Stück Kunst war, einiges über Naturalismus ein, diese Stimmwechselperiode der Kunst, die mit den Rüpeljahren zusammenfällt. Meine Gedanken verdichteten sich in einen kleinen Spruch, dessen Mittheilung ich in Hulden hinzunehmen bitte:

Ein jeder Mann hat ſeine Rüpeljahr';
Der wird kein ganzer Kerl, der nie ein Rüpel war.
Nur freilich, daß es geht, ſo wie man's treibt:
Mancher ſein Lebtag bloß ein Rüpel bleibt.

Wie ich den Thurm wieder hinunter und dann hinab in die Stadt ging, hatt' ich mich ſo in die Einbildung des alten Nürnberg hineingelebt, daß ich mich ſchier wunderte, einen Spazierſtock und nicht einen Spieß in der Hand zu tragen:

Mit meinen Speeren
Will ich Dich ehren,
Mit meinen Schwerten
Will ich Dich werthen,
Mit Stechen und Hauen
Will ich Dir trauen,
Herr Feind!

Ein guter Zufall wollt' es, daß ich in der Senſenſchmiedgaſſe an einem kleinen alten Hauſe vorüberkam, in deſſen Erdgeſchoßſtube ſich zwei junge Jongleure übten. Sie hatten abgeſchabte Trikots an und machten erſtaunlich ernſte Geſichter, während ſie ſich die Meſſingkugeln zuwarfen.

Da hatt' ich nun auch fahrende Leute zu meinem Bilde.

Ich wurde unglaublich vergnügt, ich fühlte mich ſo herzhaft fröhlich deutſch, und ich ging in's Bratwurſtglöckle und trank mit Dürer und Hans Sachs Brüderſchaft.

Was wunderbar Heimliches hat die Schenke, die ſich an die Kirche anſchmiegt. Sie klebt an dem großen

Gebäu, wie die Balgtreterſtube an der Orgel, und wenn ich das Glas an den Mund ſetzte, that ich's mit Bälgetreterwichtigkeit.

* * *

Hm, ja: Mit dem Glauben fängt's an windig zu werden im Reiche, aber der Durſt iſt der alte geblieben.

Stimme aus dem Kruge: Das macht, weil ihn kein Geiſtlicher reformiren hat woll'n.

Hm, ja: Wenn mit dem Glauben nur nicht auch die Kunſt flöten gegangen wäre!

Stimme aus dem Kruge: Hat eine Religion die andere mitgehen heißen.

Hm, ja: Vielleicht müſſen wir auf's Neue glauben, um auf's Neue eine richtige Kunſt aus dem Grunde wieder zu bekommen?

Stimme aus dem Kruge: Mathematik thut's freilich nicht.

Hm, ja: Ob es dazumal, als das deutſche Weſen blühte, in Deutſchland wohl auch das gab, was man heute vergeblich ſucht: Weiber, die wirklich Weiber ſind, Weiber aus dem Grunde, bloß Weiber und ganz und gar nichts anderes als Weiber?

Stimme aus dem Kruge: Man möcht's wohl glauben, wenn man „Das Große Glück" des großen Albrecht ſieht. Aber ſicher iſt: es gab Männer dazumal, wirkliche Männer.

Hm, ja: So ſind denn alſo auch wir in der Décadence, wir Deutſchen . . .?

Stimme aus dem Kruge: Mumpitz! Neurasthenisch seid Ihr, aber Pfarrer Kneipps Gießkanne wird Euch wieder auf den Damm bringen, sie und ein Bischen Willensstämmigkeit. Die Décadence ist bloß ein literarischer Tric. Uebrigens keiner von den unamüsanten. Er mußte kommen, nachdem Euch der Naturalismus abgelaust hatte.

Hm, ja: Ich dächte, wir gingen hinüber in's Posthörnlein, zum Wein?

Stimme aus dem Kruge: Das woll'n wir! Hoho! Auf und an! Willensstämmig!

* * *

Ja, mein lieber Peter, das sind so Balgtreterstubengespräche.

Ich hätte sie im Posthörnlein, dieser uralten und urgemüthlichen Weinstube, sicherlich fortgesetzt, maßen der Rapport zwischen mir und dem Mann im Kruge ganz außergewöhnlich gut war, aber ich traf dort, ganz wider Erwarten, meinen alten Institutskameraden Paul Posser, der in dieser schönen Stadt das schöne Gewerbe eines Pinseldilettanten betreibt, und mit diesem mir sehr lieben Manne hatt' ich zu viel zu erzählen und zu berichten, als daß ich fürder mit dem Krügler hätte Zwiesprach pflegen können.

Da das Gespräch mit Posser für meine augenblicklichen Pläne ganz besonders wichtig geworden ist, möcht' ich Dir gerne sogleich darüber berichten, zumal, da Du wahrscheinlich begierig bist, den Kommentar zu

meinem „Ich glaube, ich habe sie“ zu erfahren; aber dieser Brief ist bereits so über alle Maßen in die Breite gegangen, daß ich ihn billig schließen muß, denn meine Finger sehnen sich vom Federhalter weg

Zum Kruge, dem blanken,
Dem Bauch voll Gedanken.

Und was für eine schöne Nacht heut' über dem alten Nürnberg liegt! Ich muß zur Burg hinauf, mir anzusehen, was der Mond zu Nürnberg sagt, und dann in's Posthörnlein wiederum hinab, zu lauschen, was der im Kruge zu meinen letzten Erlebnissen meint.

Ueber diese selbst morgen.

Ich bin Dein fröhlicher

Kraz.

Der zweite Brief aus Nürnberg.

Also nun, mein lieber Peter, das Eigentliche! Du mußt mir die lange Einleitung dazu im vorigen Briefe schon nachsehen. Wer käme hier nicht in's Schwärmen!

Heute will ich aber nach Möglichkeit an mich halten und bloß zur Sache, will sagen: zur Frau verwittweten Matthäi, geborenen Frankebeil reden.

Das ist nämlich sie.

Ah, eine Wittwe! Ich sehe Dich grinsen, mein Bester, aber laß nur, es ist nichts Grinserliches an dieser Wittib.

Mein guter Freund Posser also hat das Verdienst,

mich auf dieſe vortreffliche Wittfrau aufmerkſam gemacht zu machen.

Ich hatte ihm natürlich erzählt, aus welchem Grunde ich augenblicklich die Welt befahre, und ſo kam es, daß er plötzlich mit der flachen Hand auf den Tiſch ſchlug, mich mit den bekannten Augen, die was offenbaren wollen, anſah und dann ſchier feierlich ſagte: „Mannmenſch, den Pelz verdien' ich mir!“

„Was für einen Pelz, wenn ich bitten darf?“ erwiderte ich.

„Den Kuppelpelz“, ſagte er.

Darauf wiederum ich: „Paul, die Sache iſt penetrant ernſthaft! Es könnte ſein, daß ich ſehr grob würde, wenn Du in dieſer Angelegenheit ein Späßchen mit mir machen wollteſt.“

Nun aber Poſſer ganz feierlich: „Menſch und Mann, ich ſchwöre Dir, ich bin ernſter als ein Marabu in dieſem Augenblicke. Ich habe wirklich was am Bändel, das ich Dir an den Bettpfoſten binden kann.“ (Mein guter Paul hat eine etwas wunderliche Redeweiſe, wie Du ſiehſt. Ich fühle mich aber nicht berechtigt, ſeine Art, ſich auszudrücken, zu korrigiren. Ich liebe die Querſchnäbel.)

Du kannſt Dir denken, wie ich ihm nun auf's Fell rückte.

Er ließ ſich auch keineswegs lange bitten, ſondern erzählte mir ſogleich ausführlich wer, wie und wo.

Alſo eine Wittwe. Dreißig Jahre alt. Keine Kinder. Etwas Vermögen. Etwas „Bildung“. Haupteigenſchaft: gute Hausfrau.

Alles in Allem alſo wohl: eine Biederfrau.

Das war nach der Schilderung mein erſter Gedanke.

Aber: „erſt 'mal ſeh'n!“

Das war nicht ſchwer, denn Wittib Matthäi iſt die Beſitzerin des Hauſes, in dem Poſſer wohnt. Außer ihm und ihr wohnt Niemand weiter dort. Sie hat das Erdgeſchoß und den erſten Stock, er den zweiten inne.

Es iſt ein hübſches altes Haus hinter der Stadtmauer. Oder beſſer: Häuschen. Recht ſchmal und, ich möchte ſagen, eingemiedert wie eine dünne Dame ſteht es da, rechts und links flankirt von robuſteren Nachbarshäuſern.

Aber es iſt entzückend ſchön, wenn man eintritt. Alles blitzeblank, trotz des Alters. Man fühlt ſich gleich heimiſch. Ein Bischen winkelig, ja; aber es iſt kein Schmutz in den Winkeln, und für Luft wird wohl geſorgt. Nichts Muffiges.

Ich ſchloß ſofort auf die Wittib und ſagte ſtill für mich: ſie iſt geſund und hat helle Augen, ſie ſchlurft nicht auf Pantoffeln, ſondern hat einen guten, hurtigen, geſtiefelten Gang.

Da hörten wir ſie auch ſchon. Klapp-klapp-klapp, — ein gutes Tempo. Und dann die Stimme: „Chriſtel! Dem Herrn Poſſer den Kaffee!“

Chriſtel kam. Sauber, rothbackig, den Kopf hoch, die Augen lebendig. Natürlich ſchloß ich wieder auf die Wittib, und jetzt kriegte ſie was Streng-Mildes, und ich dachte mir: gut Regiment!

Poſſer ließ uns anmelden. Er ſtellt ihr alle ſeine Gäſte vor. Alſo hatte es nichts Auffälliges.

Wir ſtiegen hinunter.

Angeklopft; drin ein reſolutes „Herein“; Thüre auf — ah: Famos! Die richtige deutſche Frau; mittelgroß, mittelſtark, ſchlicht geſcheiteltes, blondes Haar; eine gerade Naſe; zwei helle, blaue Augen; geſundfarbenes volles Geſicht; die Kleidung einfach, aber ſo, daß der Gedanke an Aermlichkeit nicht aufkommen kann.

Sie kam uns freundlich entgegen, ſicher im Auftreten, ohne viel Gick und Gack und Geknix. Alles gut bürgerlich mit einem unausgeſprochenen Selbſtbewußtſein: wie ich gewachſen bin, ſo bin ich; ich hab' mich nicht gemacht, aber ich bin zufrieden, wie ich gemacht bin.

Natürlich zuvörderſt die üblichen Verlegenheitsgeſpräche: ob's dem Herrn in Nürnberg gefällt, woran ſich dann das übliche Lob der Stadt knüpfte.

Aber all' das hatte doch einen mehr perſönlichen Ton, als er ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten aufgewandt wird. Und je mehr wir in's Geſpräch kamen, umſo friſcher und bewegter ward die Atmoſphäre.

Sie konnte gut erzählen und hatte eine hübſche Art, von ihrer Vaterſtadt zu reden. Man fühlte Heimathston heraus, und der klingt immer gut.

Alſo: ſie iſt ein richtiges Nürnberger Kind. Ihre Familie iſt nürnbergiſch, ſoweit man von ihr weiß. Alles was Nürnberg heißt, iſt ihr innerlich bekannt. Nur das Modernwerden an der Stadt iſt ihr was Fremdes. Sie nennt es — Preußiſchwerden.

Das gefiel mir nun eigentlich beſonders gut, denn es beweiſt Inſtinkt.

Kurz: als wir gingen, ſagte ich mir: Dieſe Wittib iſt nicht ungeeignet.

Beſonders angenehm war mir dabei, daß ich abſolut kühl blieb und daß auch nicht ein Spur von eigentlichem Gefühl dabei flackerte.

Das könnte eine wirkliche Verſtandsheirath werden! Alles, was nach „Liebe“ ausſieht, hübſch beiſeit', aber Reſpekt und Wohlgefallen.

Das Erſte, was Poſſer ſagte, als wir oben bei ihm wieder angekommen waren, war: „Na?!“ Du weißt, dieſes „Na?!“ der großen Sicherheit, die ſich in die Bruſt wirft und den Dankeshändedruck in würdiger Stellung erwartet.

Das Komplement dazu pflegt ein ausdrucksvolles „Hm!“ zu ſein, ein „Hm!“, das ſagen will: „Jawohl, jawohl, Du biſt ein Teufelskerl und haſt wieder 'mal den Nagel auf den Kopf getroffen, aber, daß ich eine Hymne ſingen ſoll, erwarteſt Du wohl gefälligſt ſelber nicht!“

Dieſes vielſagenden Hms bediente auch ich mich, und das genügte vollkommen, Poſſern in ein Gefühl behaglicher Zufriedenheit zu verſetzen.

Von nun an war er aber auch ganz Befliſſenheit und Kuppler.

Ich wollte, ſein Pinſel könnte ſo malen, wie es ſeine Worte thaten. Er wurde ſo eifrig in der Beſingung der Wittib, daß ich einen Augenblick ſchier glaubte, eigentlich ſei er ſelber maßlos in ſie verliebt, aber als ich eine Bemerkung in dieſer Richtung fallen ließ, wurde er grob.

Ob ich ihn für einen Debaucheur hielte?

Ob ich glaubte, er ſein ein Viech?

Wenn er verliebt wäre, ſo würde er doch nicht bei der Wittib wohnen?!

Er ſei doch, wenigſtens in dieſem Punkte, ein anſtändiger Menſch!

Ich aber ſei ein Berliner, ganz einfach: ein Berliner! und leide an moral inſanity, wie alle Einwohner dieſer infamen Stadt.

Hier aber, in Nürnberg, herrſchten, Gottlob! noch die alten deutſchen Sitten! . . .

Er war ſo wüthend, daß er „teutſch“ ſagte, und ich hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder gut zu machen.

„Nein“, ſagte er beſänftigt, „ich denke an ſo 'was nicht. Ich habe das hinter mir. Ich — male jetzt.“

„Wie? Du biſt alſo gewiſſermaßen ein Pinſelcoelibatair, dem die Malerei die ‚Liebe‘ erſetzt?“

„Sehr richtig bemerkt. Ich habe in der Liebe meinen Knacks weg und benutze die Kunſtliebhaberei als Surrogat.“

Eigentlich ſchämt' ich mich. Der Mann war doch weiter als ich.

„Aber die Nachkommenſchaft?

„Es iſt mir ganz ſchnuppe, wer meine Bilder erbt.“

„Und Du haſt gar keinen Trieb, Kinder zu kriegen.“

„Komiſch! Ein Mann kriegt nie Kinder.“

„Dummheiten! Sagen wir: zeugen.“

Da grinſte er: „Das Zeugen iſt ein Gebiet für ſich, und auf dem kann man wildern.“

„Ah, das ſind alſo Deine teutſchen Sitten, mein biederer Paul? Pfui! Schlecht und modern, Sardanapal!“

Darauf er: „Ich will Dir was ſagen, mein Junge: Der Deutſche iſt kein Mönch, ſondern vielmehr ein Mann. Die Liebe zwar, die richtige, die einweibige, die mit dem Ring am Finger, die iſt ihm heilig, — aber wenn er die nicht haben kann, dann geht er noch lange nicht hin zum Bader und ſucht ſich das Meſſer, welches am ſchärfſten iſt, ſondern vielmehr, er geht zu einem gefälligen Fräulein und macht vor der Natur ſeine Verbeugung.“

— — — — — — — — — — —

„Werde mir Einer aus den Deutſchen klug!“ hat der Herrgott geſagt, als er ſich einmal eingehender mit ihnen beſchäftigte. „Selbſt der Teufel kann aus dieſen Burſchen nicht klug werden. Sie ſind halt — ausbündig“.

Aber zurück zu unſerer Wittib.

Da Du meine Meinung über das Weibthum kennſt, da Du weißt, daß ich im Ganzen mehr Geſchick dazu habe, an einer Frau das Unangenehme zu ſeh'n, als jene Eigenſchaften zu entdecken, mit deren profeſſioneller Verzimmtung das Gros der Lyriker ſeine Tage ausfüllt, ſo kannſt Du Dir ohne Weiteres vorſtellen, daß Wittwe Matthäi kein ganz gewöhnliches Weib ſein kann, wie ſie augenblicklich gang und gäbe ſind.

Nein: ſie hat wirklich was Düreriſches an ſich, was Unzeitgemäßes, was —, ich bin um's richtige, um's eigentliche Prädikat verlegen. Es iſt das, was die Frauenlobſeriche „echt weiblich“ nennen, aber ich kann mich mit dem beſten Willen nicht dazu entſchließen, dieſe Melodie mitzuſingen, denn die Weiber zeigen

das, was dieſe glorreiche Wittwe auszeichnet, juſt am wenigſten. Das iſt freilich richtig: um das Prädikat zu verdienen, nach dem ich ſuche, muß man ein Weib ſein — aber ein Weib, das den übrigen möglichſt wenig ähnlich iſt.

Doch gleichviel, wie ich's nennen ſoll: es iſt was Treffliches, Tüchtiges.

Nun denn alſo, daß ich es Dir bekenne: ich habe mich entſchloſſen, hier das Wagniß zu begeh'n.

Poſſer iſt Feuer und Flamme und unerſchöpflich darin, mir auszumalen, wie wundervoll ſich Alles entwickeln wird.

Ich habe natürlich meine Einwände.

Ad 1 beſtehe ich ſelbſtverſtändlich auf der abſoluten Reinheit von jeglicher Liebesſentimentalität und konſtatire damit:

Ad 2 die Schwierigkeit, die Wittwe geneigt zu machen.

Denn, ſo fürchte ich: wenn Wittwe Matthäi auch ein Weib iſt, für die es im Lexikon der Weiblichkeit an dem richtigen Prädikate gebricht, ſo wird ſie doch nicht gänzlich frei ſein von dem weiblichen Untergrundsverlangen nach Schnäbelei in Worten und Werken, worauf ich mich durchaus nicht einlaſſen kann.

Sie wird um ſo weniger frei davon ſein, als dieſes Verlangen in ihrer erſten Ehe unbefriedigt geblieben iſt.

Dieſe erſte Ehe nämlich iſt ein mehr als kaltes Kontraktverhältniß geweſen. Der Mann, viel älter

als ſie, ihr in ſehr jungen Jahren durch die Eltern aufgenöthigt, kränklich, grämlich, dabei aufbrauſend eiferſüchtig und argwöhniſch. Und nach zwei Jahren dieſer kinderlos gebliebenen Ehe die Wittwenſchaft. In ihr, ſo ſcheint es, hat ſie ſich erſt zu dem entwickelt, was ſie jetzt iſt. Sie hat ſich ſelbſt gebaut, ſie iſt in harten Erfahrungen das geworden, was ſie iſt, das ausgeglichene, ruhige, bewußte Weſen.

Vielleicht kann ich gerade darum hoffen, daß ſie auch in puncto puncti reif geworden iſt und nun jenſeits jenes Verlangens ſteht, das meinen Plänen hinderlich ſein müßte.

Ihre großen blauen Augen, die mich ſo unintereſſirt anſahen, deuten darauf hin. Dieſe Augen, das ſah ich, gehörten nicht zu den wollenden, ſondern zu den beim weiblichen Geſchlechte überaus ſeltenen, die unbegehrlich ſchauen.

Aber, du lieber Gott, was liegt nicht Alles hinter Weiberaugen. Wer darauf traut, kann mit derſelben Sicherheit auf Sumpfwieſen reiten wollen.

Dieſe Ungewißheit iſt gräßlich. Und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis ich Klarheit habe. Wir müſſen uns an unſer Ziel heranſchleichen, wie Indianer. Ich ſelbſt würde ja einen richtigen Artillerieangriff vorziehen, aber Poſſer, der die Wittwe kennt, räth durchaus davon ab.

Es iſt eine infame Situation, und heute Nacht hatt' ich glücklich den Traum wieder, den ich immer habe, wenn meine innerſte Seele ängſtlich iſt.

Ein gräßlicher Traum! Ich ſitze dann wieder

auf der engen Gymnasiumsbank, bin schlecht präparirt und zittere vor den Kalbsaugen des Konrektors, der mich plötzlich anbrüllt: Höh, mein Lübber, welche Verba regiern den Genitiv? Und ich erhebe mich in entsetztem Schreck und sehe mich flehentlich um, ob mir's niemand einblasen wird, aber ich sehe nichts als schadenfrohe Gesichter, kleine Bübchen mit dicken Köpfen und großen Brillen, die Alle, Alle wissen, welche Verba den Genetiv regieren, während ich allein, ich, der alte Graunzer mit dem Dickbauche und den vierzig Jahren, jammervoll dastehe und kein Wort hervorzubringen vermag. Und der Konrektor bläht sich in pädagogischem Triumphe ochsenfroschartig, daß er mich wieder erwischt und als phänomenalen Dummkopf öffentlich nachgewiesen hat, und er streicht sich den Schnurrbart, daß die Haare krachen, und er glotzt mich höhnisch an, bis die Augen, zwei wasserblaue, gräßliche Kugeln, aus den Höhlen treten und langsam, scheußlich langsam auf mich zurollen, immer größer werdend, immer größer, zwei gräuliche, feuchte Monde. In Schweiß gebadet wach' ich auf...

Daß ich diesen furchtbaren Traum wieder geträumt habe, beweist mir, wie verängstigt ich innerlich bin.

Hab' Mitleid, Peter, mit

Deinem

Pankrazio.

Der dritte Brief aus Nürnberg.

Mein lieber Peter, die Sache macht ſich.

Poſſer iſt ein unglaublich geſchickter Kundſchafter auf dem Kriegspfade wider die Wittib.

Wir ſind ſchon gute Freunde, ſie und ich.

Teufel nein: ich und ſie; denn ſoweit ſind wir denn doch noch nicht, daß ich die galante Alfanzerei mitmachte und irgend ein Weib mir voranſetzte. Mit dieſen verdammten Höflichkeiten haben wir die Weiberherrſchaft bisher ungebührlich gefördert. In ſo gefährlichen Dingen muß man auch auf Kleinigkeiten achten.

Aber wirklich: die Wittib iſt ein tüchtiger Kerl. Das iſt eigentlich ein Wort, daß nur Männern zukommt, aber dieſe geborene Frankebeil verdient es, daß man ſie mit einem Männernamen ehrt.

Wir trinken jetzt jeden Nachmittag den Kaffee bei ihr.

Als Vorwand dient ihre Eigenſchaft als eingeborene Nürnbergerin, als welche ſie mir, ſo will's unſere Kriegsliſt, allerlei Intereſſantes aus dem Nürnberger Bürgerleben erzählen ſoll, denn ich bin ihr gegenüber als — Kulturhiſtoriker hier anweſend.

Auf dieſe Weiſe nähern wir uns wirklich ganz nett. Sie erzählt gerne von Nürnberg, und ich höre ihr gerne zu. Freilich: dem eigentlichen Ziele nähern wir uns nicht eben, und es wird mir ſchließlich doch blos die große Kanonade übrig bleiben. Aber C'eſt

le premier coup de feu qui coute. Aufgeprotzt hab' ich ſchon ein paar Mal, aber zum Schießen komm' ich nicht.

Kanonenfieber?

Man möcht's faſt glauben. Mir iſt zu Muthe, wie vor der erſten Menſur. Sehr muthige Geberden, aber unter ihnen eine gewiſſe Bänglichkeit.

Es iſt eigentlich ſehr blamabel. Nicht?

Ich halt's auch nicht mehr lange aus ſo. Poſſer räth unausgeſetzt zum Schleichkriege, aber ich werde doch nächſtens die Taktik ändern.

Denn: ſchließlich verlieb' ich mich noch, und dann iſt es natürlich zu allen guten Dingen zu ſpät.

Was ſchrieb ich eben? „Verlieb' ich mich?" Ich flehe Dich an, Peter, nimm das für einen Witz! Und für einen ſehr ſchlechten! Es wäre beleidigend, wollteſt Du es anders nehmen.

Nein: davon kann gar keine Rede ſein. Ich bin zwar ängſtlich, wie ein liebesfeiger Verliebter, aber meine Angſt hat keine Hitze, ſondern ſie iſt ganz kalt, — ſchlotterkalt.

Morgen, wenn ſchönes Wetter iſt, wollen wir Drei einen — Ausflug machen. Nach Schmauſenbuck. Der Name hat was angenehm Kompaktes und wenn der Ort halbwegs ſo tüchtig wie der Name iſt, ſo werd' ich der Wittib wohl endlich krupp'ſch kommen.

Schmauſenbuck — das Wort iſt ſelber eine Kanonenkugel.

Dein P.

Der vierte und letzte Brief aus Nürnberg.

Nun denn! . . . .
Hopp! . . . .
Will Er wohl? . . . .
Na?! . . . .
Also los! . . . .

* * *

Dieſe Zurufe, mein Vielgeliebter, die Dich ein wenig erſtaunen werden, richten ſich nicht an Dich, ſondern an mich.

Ich hatte ſie nöthig, denn es fiel mir nicht leicht, dieſen Brief zu beginnen, und die Götter wiſſen, ob es mir leicht werden wird, ihn zu beendigen.

Nämlich . . . .

Aber nein, ich will den „Kelch“ nicht umſtürzen, ſondern ihn Dir langſam zutrinken, bis auf die Nagelprobe leer, und wenn ich früher bei ſothanen feſtlichen Thaten eine dunkelrothe Mütze aufhatte, ſo habe ich diesmal einen dunkelrothen Kopf auf, ich . . .

Du merkſt, daß ich etwas übler Laune bin?

Ei freilich, Du merkſt recht, mein Guter. Sehr fidel bin ich nicht gerade.

Du weißt doch noch, was die Füchſe für Geſichter machten, wenn ſie auf der Menſur „umgedreht“ wurden?

Viel fröhlicher ſeh ich nicht aus, augenblicklich.

— — — — — — — — — —

Ich werde wohl von vorne anfangen müſſen, oder, um im Bilde von vorhin zu bleiben: zuerſt vom Ganzen, den ich Dir trinke, kommt die Blume. Die ſchmeckt ſo übel nicht.

Denn es war geſtern ein herrlicher Tag, als wir losfuhren, wir Drei.

Nach Mögeldorf ging die Fahrt.

Gott, was war der Junitag ſchön! Ich war in gottlobeſamſter Stimmung und ließ in mir Wort und Weiſe von des alten Hans Haſſler, des Kaiſers Rudolfs des Zweiten Kapellenmeiſters, ſchönem Liede ſummen:

Nun fanget an ein guts liedlein zu ſingen,
laſt inſtrument und lauten auch erklingen.
Lieblich zu muſiciren
will ſich jetzund gebüren.
Drum ſchlaget und ſingt
das alles erklingt,
helft unſer feſt auch zieren.

Der Himmel hing wirklich voller Geigen und Baſſettl'n, und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, die Frau verwittwete Matthäi, geborene Frankebeil, auf ein paar roſige Hinterpausbacken von unzweifelhaft echten Thoma-Engelsbübchen aufmerkſam zu machen, die, offenbar von Frankfurt her, auf einer Wolke ritten, juſt über einem zartgrünen Birkenhain, der gegen den blauen Himmel ſtand wie ein leibhaftig Bild des ſproſſenden Lebens.

Die Wittib war ſehr frühlinglich und hübſch angethan mit einem hellen, ſchönfaltigen Kleide und trug

einen breiten, weißen Strohhut von der Art, die wir in unsrer Jugend Florentiner Schwinger nannten.

Eigentlich gehören zu solchen Hüten lange, hinten hinunter hängende Bänder aus schwarzem Sammt, aber die Wittib meinte, solch' Flottirwerk zieme der schnellfüßigen Jugend, aber nicht ihr, die sie, was die Beine anlange, mehr für ein gesetztes Tempo sei.

Es muß auch gesagt werden, daß sie, en plein air betrachtet und nicht mehr im Schleier des deckenden Interieurlichtes, entschieden nicht den Eindruck eines jungen Mädchens machte.

Diesen Satz bitt' ich aber nicht mißzuverstehn. Ich will mit ihm nicht gesagt haben, daß die Wittwe mir häßlicher erschienen wäre. Nein. Gar nicht. Ich betrachtete sie vielmehr mit einem Wohlgefallen, das die Grenzen der Objektivität stark überschritt.

Ich fand: ein Bischen reif zwar, aber — allerliebst. Rubens und Jordaens hätten ihre Freude darangehabt.

Und: wie nett sie sprach! Kein albernes „ach wie reizend", „Gott wie süß", keine Naturbeleidigung durch abgegriffene Phrasen, sondern ein ruhiges, vielleicht ein Bischen zu ruhiges Aussprechen der Freude über die Schönheit, wo sie eine empfand.

Bloß: sie bädekerte ein Bischen zu viel. Das kam aber daher, daß sie glaubte, sie müsse auch im Freien fortfahren, den „Kulturhistoriker" in mir zu kultiviren.

Ich ließ mir das ruhig gefallen, denn ich hatte

mir vorgenommen, plötzlich und mit einem großen Flankenangriff dieſes Geplänkel aufzuheben.

Nur: wann, wo und bei welcher Gelegenheit?

So plötzlich Ziethen aus dem Buſch ſpielen, das läßt ſich ja recht hübſch anhören, aber man muß es ſich nicht vornehmen. Es macht ſonſt elend nervös, wenn man immer wieder auf's Neue lauern muß.

Dieſe Nervoſität, in die ich nach und nach trotz der Schönheit des Junitags gerieth, will ich Dir nicht ausmalen. Ich bin nicht für das Nervöſe in der Malerei. Auch könnte es anſtecken. Ich beſaß leider gar nicht den Nervenhumor, dieſen modernſten und ſeltenſten aller Humore, mich darüber hinwegzuſetzen.

Kein Wunder, daß unſere Schmauſenbuckpartie dadurch, wenigſtens für mich, aber auch für Poſſer, einen etwas fatalen Anſtrich kriegte.

Der arme Poſſer, das merkte ich bald, litt geradezu unter meinem Kanonenfieber, und als wir in die Nähe des großen Ausſichtsthurmes gelangt waren, duldete ihn die Angſt nicht mehr in unſerer Nähe, und er entfernte ſich unter dem Vorwande, daß er eine Skizze im Walde machen wollte.

Nun ſagte ich mir, daß es die höchſte Zeit ſei.

Stieß er wieder zu uns, bevor ich losgeſchoſſen hatte, ſo war ich grenzenlos blamirt.

Alſo: hurtig!

Meine Gedanken rannten Wette nach dem Ziele, daß ſie einen Anfang für meine Kanonade fänden.

Und alſo ſprach meine Angſt, die ſich als Muth geberdete: „Der gute Poſſer hat ſich entfernt wie die

Duenna im ſpaniſchen Luſtſpiel. Wär' ich der Don Amoroſo, ſo müßt' ich jetzt in die Kniee ſinken und ſagen: Donna, ich liebe Euch.

Die Wittib: Oh, dabei platzen die Trikots zu leicht. Gottlob, daß Sie kein Don Amoroſo ſind, Herr Doktor.

Ich: Gottlob? Meinen Sie das wegen der imaginären Trikots, Frau Matthäi, oder — wie meinen Sie das?

Die Wittib: Aber Herr Doktor! Wir zwei Leute aus dem Mittelalter! Wir und amoroſe Ironieen!

Ich: Warum nicht? Wenn nur die Ironie dichte genug iſt. Sie wiſſen doch, die Ironie iſt die Stiefſchweſter des Humors, und Alles, was mit dieſem braven Burſchen verwandt iſt, iſt von guten Eltern.

Die Wittib: Nur, daß er unmodern iſt, der Humor.

Ich: Um ſo beſſer paßt er für uns Leute aus dem Mittelalter. Alſo, geſetzt: ich riskirte meine Trikots. Was würden Sie ſagen?

Die Wittib: Ich? Gott, ich würde ſagen, daß ich nicht ſpaniſch verſtehe.

Ich: Wenn ich aber dann deutſch redete?

Die Wittib: Das wäre grob!

Ich: Was? Von Liebe? Grob?

Die Wittib: Laſſen wir den Humor, Doktor!

(Pauſe).

Ich: Hm, Frau Matthäi; — wenn ich nun in die Kniee fiele, ohne von Liebe zu reden?

Die Wittib: Das verſteh' ich nicht.

Ich: Ich meine ſo: wenn ich nun ſagte: Keine Angſt, Donna, ich liebe Euch nicht, ganz gewiß nicht, aber — Ihr gefallt mir. Wie wär's, wenn wir uns heiratheten?

Die Wittib: Sie haben wunderliche Einfälle. Sie ſollten Operettentexte ſchreiben.

(Pauſe).

Ich: Frau Matthäi, —: ich falle wirklich in die Kniee.

Die Wittib (etwas unſicher): Aber Herr Doktor: was iſt denn los mit Ihnen? Ein Kulturhiſtoriker, wie Sie!

Ich: Ach was, Kulturhiſtoriker! Ich bin gar kein Kulturhiſtoriker. Ich bin ein Gutsbeſitzer, der eine Frau ſucht.

Die Wittib (erſt ſprachlos): Ich weiß wirklich nicht ... Ich glaube, Sie ... Wo bleibt nur Herr Poſſer.

Ich: Wir brauchen Herrn Poſſer nicht. Er iſt tief im Walde und macht Studien. Uebrigens iſt er ganz eingeweiht. (Ich wurde wirklich muthig). All' das war bloß Komödie, ja, das war wirklich Operette. Aber jetzt kommt der Ernſt, die Wirklichkeit. Ich ſtelle wirklich die Frage an Sie ...

Die Wittib: Alle Heiligen! Doktor! Nein, dieſer Poſſer! Und Sie! Offen geſtanden ...

Ich: Nur nicht böſe werden, Frau Matthäi. Hören Sie mich ruhig an ...

— — — — — — — — — — —

Wie ich so weit war, waren wir am Aussichtsthurm angelangt.

Wir nahmen uns Karten und fingen an, die Wendeltreppe hinaufzusteigen. Das war eine ganz günstige Situation für mich, auch die heiklen Punkte meines Antrags vorzutragen. Denn es war etwas dunkel im Thurme, und ich stieg voran. Ich ließ das Heikle von der Spule. Hinter mir klang es von allerlei Interjektionen; vornehmlich registrirte ich sehr lange „Ahhs“ auch einmal etwas wie „Unglaublich!“

Als wir oben angelangt waren, hätt' ich mich, offen gestanden, am liebsten den Thurm hinabgestürzt, denn es war mir gar unbehaglich zu Muthe. Ich traute mich kaum, die Wittib anzuseh'n.

Die aber, hochroth von der Anstrengung des Steigens, hatte sich auf eine Bank gesetzt, den Schwinger abgenommen und sah mich ganz ruhig mit ihren klaren Augen an.

Dann sagte sie: Lassen Sie mich erst ausschnaufen, Doktor, dann will ich Ihnen die Umgegend zeigen.

Und richtig: wie wenn sie ein Fremdenführer wäre, führte sie mich im Kreise herum und erklärte mir das ganze Gebiet der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg, das wir unter uns in aller Frühlingspracht liegen sahen. Sie vergaß sogar die verschiedenen ehemaligen Papiermühlen und ihre Wasserzeichen nicht.

Diese Ruhe machte mich wild.

Wollte das Weib mich zum Narren haben? Mich? Was führt sie mich da im Kreise und redet historische Reden! Zum Teufel! Antwort will ich!

Und ich ſprach, ſehr dezidiv: Rührend, was Sie Alles wiſſen, Frau Matthäi! Aber was ich wiſſen möchte, iſt, ob Sie eine Antwort auf meinen Antrag haben?

Die Wittib: Gewiß! Freilich, Herr Doktor!

Ich: Und?

Die Wittib: Ich denke gar nicht daran, Ihren Antrag anzunehmen! Nicht im Entfernteſten denk' ich daran!

Ich: So! So! Das iſt klar geredet. Hm! Köſtlich! Ein Korb! Aber Frau Matthäi, warum?

Die Wittib: Weil Sie mir leid thun, Herr Doktor. Und heirathen ſoll man nicht aus Mitleid, ſondern aus Liebe.

Ich: Ah, ah, da haben wir's! Die mit Recht ſo beliebte Liebe! Frau Matthäi, — das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet! Ich hatte geglaubt, Sie wären...

Die Wittib: Bitte, ſagen Sie das lieber nicht, wofür Sie mich zu halten geneigt waren. Es war nichts Gutes.

Ich: Im Gegentheil, das Allerbeſte, ich . . .

Die Wittib: Nein, wirklich: ich mag's nicht hören. Ich möchte gerne ganz einfach für eine normale Frau gehalten werden und nicht für 'was Konſtruirtes. Und, ſehen Sie, was eine normale Frau iſt, die ſpintiſirt ſich nicht in die Ehe, ſondern die fällt entweder aus Dummheit und Unerfahrenheit, wie ich damals, oder aber aus Liebe hinein. Ob ſie hart oder weich fällt, das iſt ihr Glück oder ihr Unglück, aber daß ſie bloß aus den genannten Gründen hineinfällt und nicht

etwa mit jämmerlichem Bedachte hineinſteigt, das iſt ihre Ehre.

Ich machte vor Wuth und Bedeppertheit eine Verbeugung und wollte etwas erwidern, aber die Wittib fuhr fort: „Das müſſen Sie nun aber nicht für große Worte halten, und Sie müſſen nicht glauben, daß ich etwa beleidigt und ärgerlich bin. Nein, nein. Ein Bischen verſtehe ich Ihre Konſtruktion, und, wie geſagt, Sie thun mir leid deshalb. Herrgott, zu was für merkwürdigen Dingen ein Menſch kommen kann, wenn er anfängt, ſich unnatürlichen Empfindungen hinzugeben. Guter Herr Doktor, ich rathe Ihnen: Probiren Sie es doch lieber mit der Liebe. Halten Sie ſich mehr an die jungen Mädels! Da wird ſchon Eine ſein, die Ihnen das dumme Zeug wegthaut. Aus lauter Dankbarkeit werden Sie ſie ſchließlich ſogar glücklich machen, — ſo unwahrſcheinlich das auch ausſieht.“

Gott ſei dank, in dieſem Augenblick tauchte Poſſers Kopf in der Wendeltreppenwindung auf.

„Na?!“ ſagte er „gut unterhalten?“

„Sehr gut“, ſagte die Wittib.

Den Reſt des Tages füllten wir wieder mit Kulturhiſtorie aus.

Morgen fahr' ich nach München.

Die Abfuhr genügte aber, — nicht wahr?

Oh ja, Schmauſenbuck iſt ein Kanonenkugelwort.

Dein rumgedrehter

Pankratius.

XIX.

Einige Seiten aus Herrn Pankrazius Graunzers Reisetagebuch, aus denen hervorgeht, daß er philosophische und andere Anwandlungen wunderlichsten Charakters hat.

Von † † † Nürnberg nach München.

Wenn wir ganz verkatert waren, wir in den dunkelroten Mützen dazumal, dann sangen wir das schöne Lied:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelschwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, Du bist ein Engel.

Mancherlei, mancherlei
Dreht sich hier im Kreise,
Manches geht auch gradeaus,
Sprach der alte Weise.

Dieser alte Weise war
Klüger, als man dachte;
Dachte sein Gehirn zu schnell,
Sprach er sachte! sachte!

Litt der alte Weiſe an
Welthämorrhoiden
Sucht und fand bei Hannchen er
Seinen Seelenfrieden.

Hannchen, das war ein Juwel,
Und der alte Weiſe
Kniff ſie, wo ſie dicke war,
Und er ſummte leiſe:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelſchwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, Du biſt ein Engel!

Ja ja, dieſe Philoſophen! Es iſt keine Frage, daß ſie's hinter den Ohren haben. Sein Hannchen hat ein Jeder, und er weiß wohl, wo ſie am kniffigſten iſt.

Ob aber ein Jeder dieſer Weltweiſen (das iſt eine Doktorfrage) mit ſeinem Hannchen verheirathet iſt?

Pfui, Pankraz, wer wird ſolche Fragen ſtellen?

Was hat die Weltweisheit mit dem Standesamt zu thun?

Das Hannchen in jenem Liede iſt ein Symbol, mein Freund, und honny ſoit, qui mal y penſe! Oder . . .? . . . Ach! Was gehen mich die Hannchens der Weltweisheit an! Wie komm' ich überhaupt d'rauf?

Ach ſo: der Katzenjammer, das Katzenjammerlied:

Katerblas, Katerblas, Du mein Vergnügen,
Katerblas, Katerblas, Du meine Luſt,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kein Vergnügen,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kahaine Luſt!

Das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben, der Teufel Oberſtem. Und das Rezept iſt nicht ſo ſchlecht, als man's macht.

Welches beſſere Mittel giebt's gegen das Leben, als ſich todtzuſchießen? Und: Was hilft beſſer gegen den Wurm des inneren Aergers, als die ſanfte Pille philoſophiſchen Stumpfſinns?

Ich kannte einen Mathematiker, der, wenn ihn ſeine Frau recht ehegeſpönſtiſch beliebfraut hatte, ſich hinſetzte und mit allen Regeln dieſer greulichen Kunſt ausrechnete, daß zwei mal zwei ſechsundzwanzigundeinhalb ſei. Sobald er mit der Rechnung fertig war, war er auch von jeglichem Bodenſatz des Aergers frei.

Schade, daß ich kein Mathematiker bin. Mir bleibt nichts Anderes übrig, als Verſe zu machen oder zu philoſophiren.

Halt, da hab' ich mich: ich bin alſo ärgerlich?

Wundervoll!

Ad 1. Was iſt Aerger?

Aerger iſt die Seekrankheit der Seele, Ungleichgewicht, Mangel an feſtem Boden, Schaukelweh.

Ad 2. Auf welchem Meere hat meine Seele das Gleichgewicht verloren?

Bitte: es war kein Meer, es war ein Tümpel.

Schön, — aber, mein Beſter, das iſt eine blamable Seele, die auf einem Tümpel ſeekrank wird.

Ja, aber es war ein beſonders gefährlicher Tümpel.

Alle Wetter: ein gefährlicher Tümpel! Das iſt ein Wort! Deine Seele ſaß vermuthlich auch in einem

höchſt gefährlichen Kaſten von Schiffe, wie? Und, mein Gott! vielleicht fiel eine Gans in's Waſſer, und es gab Wellen auf dem Tümpel!

— — — — — — — — — — —

Laſſen wir das Tümpelthema!

* * *

Wenn ich mir's recht überlege: die Wittib hat vielleicht ganz Recht gehabt.

Nicht freilich ſo, wie ſie's meinte!

Das mit der Liebe, Du lieber Gott, — den Speck kennen wir Mäuſe! Die Jungen, die Schleckrigen, die mögen dran lecken und immerhin dann zwiſchen den Drähten piepen, daß es von Weitem wie Hallelujah klingt. Wir alten, klugen, ſchon etwas angegrauten Mäuſeriche aber, wir nicht mehr Speckerigen und Schleckerigen, die wir von dieſer ausgezeichneten Welt keineswegs mehr das ſogenannte Glück, dieſe glänzende aber ſehr problematiſche Schwarte, verlangen, wir, die wir vielmehr mit dem hausbackenen, harten Brod der Ruhe zufrieden ſind, wir, weder Glücks- noch Liebesritter, ſondern ganz einfach Lebenswanderer oder Lebensbummler, oder, wenn wir den Tik des Feierlichen haben, Lebenspilger, —: wir ziehen nicht 'mal die Naſe mehr hoch, wenn wir die Düfte dieſes Lockbratens riechen. Die kluge Wittib an der Falle freilich erklärt, nur durch den Speck gelange man zum Heil. Je nun, ſeien wir gelaſſen und verzichten wir auf dieſes Heil.

Laſſen wir die Idee mit der Ehe ſchwimmen, Pankraz.

Poſſer, das iſt der Held! Der hat die Wahrheit intus. Wie wohl fühlt er ſich in ſeiner Ehe mit der Palette!

Wir werden ſchon auch ſo ein Behelfchen finden.

Wie wär's, Pankrazi, wenn wir uns auf's Dichten verlegten? Wir kommen zwar nicht in die beſte Geſellſchaft dadurch, aber beſſer als die einer Frau iſt ſie immer noch. Und wenn die Leute auch über die Kinder lachen, die wir mit Frau Lyrik zeugen, ſo wird das unſern Vaterfreuden ebenſowenig Abbruch thun, wie es den eheväterlichen Freuden Abbruch thut, wenn die Welt die p. p. Kinderchens nicht ganz ſo entzückend findet, wie der Herr Papa.

Alſo, topp: Schlagen wir die Leyer!

Unmöglich, Pankrazi, unmöglich! Zu altmodiſch und auf die Dauer degoutant. Die Reimwieſe iſt zu abgegraſt, und die blaue Blume hat jeder Kommis im Knopfloch. Es muß was Exkluſiveres ſein.

Irgend was ſammeln?

Radirungen, Briefmarken, Zeitungsausſchnitte, Zigarrenabfälle, Ex-libris, Korkſtöpſel, Autogramme, Porzellan, Käfer, japaniſche Buntdrucke, pariſer Plakate, alte Theaterzettel, Münzen, Medaillen, Bücher, Petrefakten? — Alles zu gewöhnlich.

Man müßte was Abominables finden: Korſetts berühmter Kokotten etwa; aber das paßt ſich wieder nicht für mich.

Alle erſte Hefte von Zeitſchriften, die nach dem erſten Heft eingegangen ſind; — zu umfangreiches Gebiet, unmöglich ohne Staatshilfe.

Wie wär's mit einem Regiſter aller Schlagworte, politiſcher, künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher?

Dazu müßte man einen Verein von Gelehrten gründen.

Wie wär's mit einem Sport? Rollſchuhlaufen oder Spiritismus etwa?

Der letztere wäre nicht ohne, wenn er nicht ſo verteufelt feminini generis wäre.

Halt: die Politik! Reichstagskandidat! Auf den Tiſch hauen, die Lungen vollpumpen, die Backen blähen, die Stirn runzeln, die Augen rollen, und nun los: Meine Herren!

Unzweifelhaft: dieſe Emotion erſetzt vollkommen jede Zimmergymnaſtik.

Aber auf die Dauer?

Und auch hier: die Geſellſchaft, in die man geräth . . .!

Schließlich würde man Anarchiſt aus äſthetiſcher Oppoſition und käme in Ungelegenheiten mit der Polizei.

Das iſt dann auch nicht viel angenehmer als verheirathet ſein.

Ich bin wirklich in einer üblen Lage.

Wenn das die Tante wüßte!

* * *

Oh ich unglaubliches Schreibethier. Da ſitz' ich hier und ſchmiere unter Rattern und Ruckeln mein Notizbuch voll, und draußen ſauſt der Frühſommer vorbei in allen ſeinen Prächten.

Da: Gärten mit nickenden Roſenbäumen; die Häuſer

dahinter umklettert von Grün, und der Himmel drüber hoch aufgewölbt in tiefer, ſatter, ſeliger Bläue.

Es dreht ſich die Schönheit um mich wie ein Reigen von Göttern, und ich ſitze im Mittelpunkte des Kreiſes und kreiſche mich an und bewerfe mich mit Ironien und beſpicke meine Seele mit Selbſtinvektiven.

Warum leb' ich nicht einfach? Warum mach' ich nicht einfach meine Augen auf, weit auf meine Augen und alle meine Sinne und laſſe in mich einſtrömen Gerechtes und Ungerechtes, Alles, was da lebt und webt, Alles, ohne Kritik, ohne Geſperr und Gezerr!?

Warum ſag' ich immer und immer: nein! Warum hab' ich's ewig mit dem Gehirn und nie mit den Sinnen?

Warum verzwittere ich mein bischen Daſein zu einem Monſtrum, das weder giebt noch nimmt?

Zum Teufel mit dem Spintiſiren und Nörgeln! 'mal losgelebt! Keinen Zweck aufgerichtet! Keine Zukunft aufgepflanzt! Augenblick gefügt an Augenblick und ruhig hineinwachſen in Zeit und Welt!

Da ſtehen Blumen. — Nimm ſie!

Da glänzt ein Licht auf dem ſchießenden Grün des Stroms. — Nimm's, es iſt Dein!

Da harft der Wind durch die Telegraphendrähte. — Horch Dir ſeinen Ton in die Seele, wenn er Dir gefällt!

Was Dir aber nicht gefällt, laß es ruhig ſein und ſchimpf' es nicht!

Was geht Dich Deines Nachbars ſchiefe Naſe an? Und der Wittib ſpitzige Bemerkungen, — was haben ſie mit Dir zu thun? Und all' das Weibsvolk, das

Dir ſo lange fatal war, — was haſt Du mit ihm zu ſchaffen?

Freund, ſapere aude! Geh', wenn Du nach München kommſt, in's Hofbräuhaus, oder, wenn jetzt der Auguſtiner beſſer iſt, in den Auguſtinerkeller.

Geh' aber nicht hin, um eine Frau zu ſuchen, mein Lieber!

Denn das iſt die Hauptſache: Bau' Dir keinen Zweck auf! Die Zweckmeſſerei iſt ebenſo dumm wie die Bekmeſſerei.

Was ſagt' ich? Sapere aude! Nicht doch! Vivere aude!

Los! Leben, hurrah!

* * *

Sobald ich im Hôtel ſein werde, werde ich der Wittib folgenden Brief ſchreiben:

Gnädige Frau, Sie haben Recht! Die Liebe iſt die Hauptſache. Aber nicht bloß für's Heirathen, ſondern überhaupt.

Denn die Liebe iſt das Gedankenloſe.

Meinen verbindlichſten Dank, daß Sie mich das gelehrt haben. Ich hätte es eigentlich ſchon wiſſen ſollen aus dem Worte: Dem Gerechten ſchenkt's der Herr im Schlafe.

Ich will mit wachen Augen ſchlafen. Ob mir dabei was geſchenkt wird oder nicht, ſoll mir gleich ſein.

Dankbarſt der Ihrige

Pankrazius Graunzer,

weder Kulturhiſtoriker noch Freiersmann.

XX.

Herr Pankrazius Graunzer trinkt in München Bier, ſieht ſich Bilder an, fühlt ſich wohl und berichtet über all' dies ſeinem Freunde Poſſer in Nürnberg.

„So Du nach München kommſt, Mann aus Berlin, ziehe Deine Stiefel aus und wirf ſie hinter Dich, denn ſiehe: hier iſt gelobtes Land.

Thu' von Dir was berliniſch iſt, Mann, und ſorge dafür, daß Deine Seele blau-weiß werde, das iſt: fröhlich.

Du ſollſt nicht auf den Straßen rennen und Deine Nachbarn anſtoßen mit ſpitzigen Ellenbogen, ſondern ſollſt fein behäbig Deines Weges wandern und keine Eile haben.

Sollſt auch nicht ſchnarren mit Deiner Stimme und Quetſchlaute laſſen aus Deinem Munde, wie die jungen Lieutenants thun, die von der Garde ſind, ſondern ſollſt reden wie ein Menſch, und zwar nicht in der Fiſtel und nicht zu laut und nicht zu viel. Denn ſo Du ſprichſt, kannſt Du nicht trinken.

Denn alſo ſpricht das Münchner Kindl: Mei Ruah mecht' i!"

Das Heil iſt eingekehrt beim Auguſtiner, mi Poſſere! Kein Zweifel: das beſte Bier trinkt man heuer im Auguſtinerkeller.

Ich würde das nicht mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten, wenn ich nicht die Meinung ganz Münchens auf meiner Seite hätte. In dieſem Punkte darf man ſich auf das Urtheil der Menge verlaſſen. Beſonders hier, wo in punkto Bier durch Generationen ein Urtheil gezüchtet worden iſt.

Dieſes Bier iſt werth, beſungen zu werden. Es hat richtigen Schmelz. Nur die beſten Verſe Goethes laſſen ſich damit vergleichen. Es giebt keine beſſere Syntheſe von Kraft und Geiſt, als ſie der Auguſtiner-Bräumeiſter hier geleiſtet hat. Reſpekt!

Ich ſitze jeden Abend im buſchigen Auguſtinerkeller und unterhalte mich mit dem Maßkruge. Erſchöpfendere Diskuſſionen ſind nie abgehalten worden. Der Geſchlagene bin aber immer ich. Wenn ich auch Anfangs ein Bischen aufmucke, am Ende neige ich mich doch ſtets dem erleuchteteren Geiſte, der aus Malz und Hopfen iſt.

Es iſt der Münchner Geiſt, der daraus ſpricht, der Geiſt der Lebfriſche, der Sinnentüchtigkeit, der Geiſt, der hier ſogar die Philiſter erträglich macht.

Aus dieſen Maßkrügen kann man was lernen, und wenn ich das nöthige Geld dazu hätte, ich gründete Ferienkolonien für die Berliner und ließe einen jeden der wackeren Reichshauptſtadtbürger, vom Thiergartenviertel bis zur äußerſten Müllerſtraße, einen Maßkrugkurſus hier durchmachen. An Schneidigkeit und Schnodrigkeit (ominöſe Allitteration!) würden ſie freilich einbüßen, aber ſie würden an Liebenswürdigkeit und Lebenskunſt zunehmen.

Lebenskunſt, — das iſt's. Wie für alle Künſte, ſo iſt auch für ſie eine gewiſſe innerliche Naivität, ein gewiſſes Naturburſchenthum, das aber recht wohl kultivirt ſein kann, die Vorausſetzung. Man muß ſich vor Allem ſeiner Natur nicht ſchämen. Man muß den Muth ſeiner ſelbſt und die Luſt an ſich ſelber haben. „So bin ich; ich kann nicht anders; ich werde mir ſchon ſelber helfen! Amen!“

Lebenskünſtler von dieſem etwas groben Schrot und Korn findet man hier mehr als anderswo, und deshalb findet man hier mehr als anderswo Lebensfreude und Lebenskraft. Das iſt der Grund, weshalb es den Fremden hier ſo wohl gefällt. Sogar die Durchſchnittsreiſeengländer bekommen hier etwas Menſchenähnliches.

Dabei iſt es doch nicht eigentlich das ſpezifiſch deutſche Weſen, das Einem hier ſo lippenroth entgegenlacht. Davon iſt nur ein Theil hier zu finden. Es iſt ſchon was Südlicheres hier lebendig, was Romaniſches. Aber Romanenthum ohne Gezappel, wie es andererſeits Germanenthum ohne zuviel innere Schwerfälligkeit iſt. Eine gute Miſchung.

Es iſt ein wahres Glück, daß das die Hauptſtadt der deutſchen Kunſt iſt, — zum Mindeſten iſt es ſehr gut, daß Berlin das nicht iſt. Es ſteckt hier ſowohl an Natur wie an Kultur mehr als dort. Selbſt Menzel, wie famos er auch iſt, hat doch was preußiſch Verkrüppeltes, während hier ſelbſt der kleinſte Pinſelmann und das kleinſte Pinſelmädchen was Friſches, gerade Gewachſenes hat. Nur das Intime, die Kunſt des

Lauschens fehlt. Das ist mehr die Sache des Mitteldeutschen und des deutschen Nordrandländers.

Franz Stuck, das ist der Typus dieser münchnerischen, dieser romanisch-germanischen Kunst. Italienischer Geschmack und deutsche Tatzigkeit, Sinn für's Dekorative, aber doch ab und an 'mal eine Prise von Idee, — nur Innerlichkeit sucht man vergebens, jenes Inwendige der Kunst, das ihr Tiefstes und Höchstes ist. Der viel deutschere Uhde hat das, dieser unmünchnerischste aller Münchner Künstler, dieser wunderbare Meister des Schlichten, der ohne Illuminationseffekte und ohne stilistische Ateliergymnastik groß ist, aber noch größer wäre, wenn ihn die sächsische Unruhigkeit nicht am Kragen hätte.

Ich komme in's Kunstgeschreibe und verleugne die gute Erziehung, die mir der Maßkrug im Augustinerkeller gegeben hat. Er wird mich heut' Abend schön anfahren dafür, aber ich kann mir nicht helfen.

Ich will, wenn ich von Kunst rede, ja auch nicht nörgeln und will keine Proklamationen erlassen. Mir ist die Kunst nur Auslöserin von Empfindungen und Gedanken, wie es alles Gute, Kräftige ist. Ich erhebe nicht den Anspruch, daß meine Gedanken die richtigen, daß meine Empfindungen die allein wahren sind, aber ich finde, daß ich meinen Dank der Kunst gegenüber nicht besser zum Ausdruck bringen kann, als indem ich das von mir gebe, was sie in mir aufgedeckt hat. Ein sehr spärlicher Dank, — gewiß, aber ein armer Teufel hat bloß sein „Vergelt's Gott!" Und ein Schelm ist bekanntlich, wer mehr giebt, als er hat. Es giebt

aber ziemlich viel ſolcher Schelme, zumal unter den Kunſtſchreibern.

Der Haupteindruck, den ich hier von der zeitgenöſſiſchen Kunſt habe, iſt der: es wird wieder mal was, „es regt ſich was im Odenwald.“

Die bildenden Künſtler haben in außerordentlich kurzer Zeit einen außerordentlich weiten Weg zurückgelegt. Erſtens haben ſie die Kunſt des perſönlichen Sehens wieder gewonnen, dann die Kunſt des perſönlichen Ausdrucks, und jetzt ſind ſie drauf und dran, unter die Dichter zu gehen, dorthin alſo, wohin jeder wirkliche Künſtler gehört, der nicht bloß Fingerfex iſt.

Und welch' ein Reichthum in dieſer Welt der neuen Kunſt, — von Liebermann bis Klinger, von Uhde bis Boecklin . . .

Freund, wär' ich ein Künſtler, ich ſpräche heute mit dem alten Hutten: Die Geiſter werden wach, es iſt eine Luſt zu leben. Ja, ich ſpreche ſogar ſo, obwohl ich kein Künſtler bin. Ich armer, lahmer Schlachtenbummler auf der Wahlſtatt der Kunſt freue mich doch unbändig, wie luſtig hier gefochten wird und wie ſich die Siegeszeichen thürmen. Auch für uns Nichtkombattanten fällt Vieles und Köſtliches ab. Auch unſer Leben gewinnt an Licht und verklärter Bedeutung durch das, was hier gewonnen wird. Auch wir werden, wenn auch nur anſchauend, aus dem Alltag erhoben, denn uns erhebt die Mitfreude, daß Geſchöpfe unſerer Art im Stande ſind, noch einmal Leben, noch einmal Natur zu ſchaffen, ein neues Leben, eine neue Natur, diejenige, in der Menſchen die Herrgötter ſind.

Du ſiehſt, ich bin nicht faul, mir überallher Material zu holen, aus dem ich mir ein Kapellchen der Lebensfreude bauen kann.

Dies aber ſei Dir geſagt: eine Prieſterin, die darin zu celebriren hätte, ſuche ich nicht mehr! Ich finde: es iſt hübſcher ſo, mit ſeinen Göttern alleine zu ſein. Es heißt: Taceat mulier in eccleſia. Da es aber den Weibern ſchwer fällt, ſtille zu ſein, laſſen wir ſie lieber draußen.

Grüß' mir die Wittib!

Ich bin Dein

Pankrazius.

XXI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von idyllischen Plänen.

Dießen am Ammersee,
im Rosenmond.

Lieber Peter!

München ist eine herrliche Stadt, aber es wird zu viel Kunstsimpelei dort getrieben. Das Kunstschaffen ist ein köstlich Ding, aber das Kunstschwatzen ist ein greulicher Unfug.

Schlimm ist es, wenn dieser Unfug von Künstlern begangen wird, schlimmer, wenn ihn die Philister treiben, am schlimmsten, wenn ihm Kunstgelehrte obliegen.

Denn, wie sagt doch schon der göttliche Sterne in Tristram Shandys Drittem Teile? Dort steht im zwölften Kapitel also geschrieben: „Von allem Geschwätze, das in dieser geschwätzigen Welt geschwatzt

wird, ist das Kennerkunstrichtergeschwätz das Unausstehlichste.“ Sei mir gepriesen, Mann aus Clonmel!

Ich hatte das Unglück, mit einem besonders degoutanten Exemplar dieser Spezies hier in Berührung zu kommen, mit einem vom jungen Nachwuchs, daß Gott erbarm'! Ein langer, dürrer Kerl mit sauren Lippen und Augen wie aus ranzigem Oel. Sprach von nichts als von Kunst, aber in einem Tone, als beklagte er sich, daß es ihm vom Schicksal beschieden sei, über derlei Zeug zu reden.

Ich hätt' ihn immer an den Schultern packen, schütteln und ihm in's Gesicht schreien mögen: Mensch, warum handeln Sie nicht lieber mit Perleberger Glanzwichse, wenn Ihnen die Sache doch so schnuppe ist?

Thoma war ihm bäurisch, — und das sagte er wegwerfend. Uhde „machte ihm zu viel mit Empfindung“, und „bei Boecklin muß man den Fabulisten vom Maler trennen“.

Kein Bild, das er nicht beschleimte, kein Maler, den er nicht mit Vergleichen beklecherte, — die ganze Kunst war ihm bloß eine Gelegenheit, um prätentiöse Fadheiten zu sagen. Nur kein Enthusiasmus! Nur keine Hingabe! Nur nicht das Land der Schönheit mit der Seele suchen!

Haupterforderniß für einen derartigen Kunstgelehrten ist, und daran kannst Du ihn erkennen: stets mit halb zugekniffenen Augen ein Bild betrachten und dabei die Mundwinkel fallen lassen. Nur die geübteren wagen dazu ein unausdeutbares „Hm“.

Der meine war einer von den Vorgeschrittenen.

Er operirte mit einem Rieſenapparat von Atelierredensarten, — ich möchte ihn einen Maulmaler nennen.

Apage monſtrum! Der Kerl hat mir die Luſt an München vergällt, ich nahm meinen Rucksack und ſchob ab.

Nach dem Ammerſee.

Du! Der iſt ſchön! Schöner als der Starnberger, fand ich. Der iſt ſchon ein Bischen Baſſin geworden, „umkränzt von Villen“. Ich danke für dieſen Kranz.

Der Ammerſee dagegen hat noch viel Natur. Item: es gefällt mir hier.

Ich habe mich in Dießen eingeniſtet. Vorerſt im Kloſter oben, das jetzt ein Gaſthaus iſt. Aber ich bin auf der Suche nach einem Bauernhaus, in dem ich wohnen könnte. Mich gelüſtet's nach Idylle. Ich möchte 'mal ein Bischen Unkultur koſten, 'mal bloß naturbeſchaulich leben, ohne Wollen, ohne Ziel.

Ob's geht?

Retournons a la nature, d. h. auf Deutſch: ſehen wir uns 'mal in uns ſelber um.

Dazu kommt man in der Kultur nicht. Die beſteht aus lauter Verhältniſſen und läßt Keinen ſich ſelber haben. Da wird man nur gehabt. Es iſt eine ewige ſeeliſche Proſtitution, und das Beſte, was die Kultur hervorbringt, die Kunſt, iſt aller Proſtitutionen tragiſchſte. Gott Lob, daß ich kein Künſtler bin. Es muß etwas Gräßliches ſein, ſich von aller Welt befingern und kennerhaft abtaſten laſſen zu müſſen.

— — — — — — — — — — —

Wie ich hier lebe? Ganz ſchäferlich. Wandre hin, wandre her und weide meine Schafe.

Ich bin Herr von einer großen Heerde,
Und die ganze Welt iſt meine Weide,
Meine Schafe weiden ſelbſt im Himmel.

Es iſt doch kein Kritiker in der Nähe? Wie würde der witzig den Bleiſtift ſpitzen, wenn er läſe, daß ich meine Gedanken und Gefühle Schafe nenne.

Man wird ſo angenehm müde bei dieſer Beſchäftigung, ſo ruhig, ſo abwartend, ſo haßlos. Das Vegetieren iſt die geſundeſte Beſchäftigung.

Nerven? Was iſt das für ein Wort?

Aerger? Wo hab' ich doch dieſes Subſtantivum 'mal gehört?

Die größte Aktualität ſind mir jetzt Roſen.

Wunderbare giebt es davon hier.

Und dann das Bauernblumenzeug, das in den Gärten blüht. Welch eine Pracht!

„Bäuriſch!" würde das wandelnde Pergament ſagen. Fahr' ab, Greuel!

Du ſollteſt einmal hier zu meinem Fenſter hinausblicken können. Grün ringsum, aber in der Weite vorn der blaue See und drüber her der Himmel mit weißen Flaumwolken.

Auch die Menſchen gefallen mir hier im Ganzen. Es iſt eine gute Miſchung: Schwabbayern. Beſonders gut gefällt mir die Sprache, dieſes mit Schwäbiſchem durchſetzte Altbayriſch.

Beim Gingalawirth,
Beim Gangalawirth,

Da kehra d' Schwabe ei'
Und trinken 's Gläsle Branntewei'
Und schiewe 's Gläsle ei'.

Schwaben und Oberbayern stoßen hier hart aneinander, und es ist, obwohl sie eigentlich ineinandergeflossen sind, immer noch mancher Rest von früherer Gegnerschaft vorhanden, jetzt nur in Redensarten und leichten Spöttereien.

Man könnte fast versucht sein, „Studien" zu machen. Aber da sei Gott vor! Ich fang mir nur hier und da ein alt Liedel ein und freu' mich d'rüber.

Was sagst Du zu diesem schwäbischen Schnapphahnlied:

I bin Dei un Dei,
Un Du bischt mei un mei,
I geh in's Schtädla nei
Und Du in Tenna,
I schtiehl a Schtrimpfla mehr
Un Du a Henna.

Ist das nicht wunderhübsch?
Solcher Lieder fliegen hier viele durch die Luft.

Weiß der Himmel, welcher Brandsohlenläufer sie einmal erfunden hat, aber wenn ich die Wahl hätte, wem ich den Kranz geben soll: ihm oder einem der reputirlichen Reimfriseure von heute, ich würde mich nicht lange besinnen.

Verliebt ist aber das Volk hier, — es ist zum Hinwerden! Ich würde Dir noch eine ganze Reihe von Liedern aufschreiben, wenn sie nicht ausschließlich von

der Perſon eingegeben wären, die Fiſchart „Das federlinde Töchterlin“ nennt.

Hans und Grethe,
Grethe und Hans,
Ueberall derſelbe Tanz.
Immerfort derſelbe Kreis.
Von Adam her im Paradeis
Zielt Alles auf denſelben Strich, —
Das Ding iſt unabänderlich.

Dein

Pankraz.

XXII.

Herrn Pankrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt ſeinem Tagebuche eine Hirtengeſchichte.

Ich bin Herr von einer großen Heerde,
Und die ganze Welt iſt meine Weide,
Meine Schafe weiden ſelbſt im Himmel.

Iſt da eins, ein Bock, ein ſchwarzer, großer,
Mit gewundenen Hörnern, zottelhaarig,
Seine Augen ſind nicht liebenswürdig,
Und er rennt mit ſeinem dicken Schädel
Gern an jeden Baum und jede Mauer.

Dieſer Bock nun, heute, da der Himmel
Voller Geigen hing und Schäfchenwolken,
Sprach zu mir: „Ich möchte oben weiden".

„Bitte!" ſprach ich, „thu', was Dir genehm iſt,
Schwarzer Bock, doch ſei nicht unmanirlich,
Wenn Du oben etwa jenen Alten
Treffen ſollteſt, den Du gerne leugneſt."

„Wen denn?" ſprach der Bock. „Du wirſt ſchon ſehen",
Sprach ich, und der Schwarze ſagte „Mäh!" und
Hopſte fort.

Nach einer langen Weile,
Während ich die weißen meiner Lämmer
Ueber grüne Wieſen trieb zum Klange
Meiner gelben Schilfrohrflöte, kam er
Wieder.

„Nun, mein ſehr verehrter Schwarzer,
Was iſt Dir begegnet oben, ſage!?“

„Unerhört! Der Alte iſt kein Märchen!
Leibhaft hab' ich ihn geſeh'n und ſelber
Zwieſprach habe ich mit ihm gehalten.
Wundergütig iſt er und gelaſſen,
Selbſt mich ſchwarzen Bock, der ihn geleugnet,
Hat er väterlich und gut behandelt.
Nimmermehr, ſo lang ich meine Hörner,
Die gewundenen, trage auf dem Kopfe,
Kommt mir's wieder bei, daß ich ihn leugne.“

„Donnerwetter, Schwarzer meiner Seele“,
Sprach ich, „biſt Du etwa fromm geworden?
Einmal nur an Himmelsgänſeblumen
Hat Dein Maul gerupft, und apoſtatiſch
Biſt Du ſchon? Das iſt ſehr ſchnell gegangen.
Alle meine weißen Lämmer werden
Sehr vergnügt ſein, wenn ſie das erfahren,
Und in Mäh-Chorälen werden laut ſie
Preiſen, daß ein Wunder ſich ereignet.“

„Laß mir“, ſprach der Schwarze, „bitte, Deine
Weißen Lämmer gütigſt aus dem Spiele.
Ihretwegen bloß hab' ich bis heute
Ihn geleugnet, den in Mißkredit ſie
Mit den vielen Mäh-Chorälen bringen.
Nein, ein Lämmerhirte iſt der Alte
Nicht; obwohl er milde und gelaſſen.
Er iſt größer. Oh, er iſt gewaltig.
Schafe ſind und Böcke ſeinem Auge

Gleich, er iſt kein böſer Stallverwalter,
Der dem Einen Stroh giebt, Jenem Hafer.
Liebe kennt er nicht und Haß nicht, Alles
Lebende hat Theil an ihm, in meinem
Schwarzen Auge iſt er und im weißen
Wollhaar Deiner mähvergnügten Lämmer."

„Weiter weißt Du nichts mir zu berichten?
Dieſer Pantheismus, gutes Böckchen,
Iſt ein angejahrter Wein. Ich kenn' ihn."

„Nenn' es, wie Du Luſt haſt, und datir' es
Meinetwegen bis zu Olims Zeiten,
Aber richtig iſt es doch nicht minder.
Daß ich es erkannt, deß' bin ich fröhlich,
Und ich will von nun ab darnach leben,
Daß ich es erkannt."

Er hob die Hörner,
Straffte ſeine Beine noch um etwas
Steifer als gewöhnlich und ſtolzirte
Feierlich von dannen.

Lachen mußt' ich
Meines ſchwarzen Pantheiſten. Selig
Mähten meine dicken weißen Lämmer.

XXIII.

Einige Stücke aus Herrn Pankrazius Graunzers Gerſchle-Pepi-Buch. Man wird erfahren, was dies für ein Buch iſt.

25. Juni.

Gott verläßt keinen Junggeſellen: ich habe mein Bauernhaus gefunden.

Hier ſitze ich auf meiner Altane zwiſchen hellen Weinblattwänden und blicke über Wieſe und Buſch weg zum See.

Geſegnet ſeiſt Du, o Gerſchle-Peppi, die Du zwar nicht ſchön biſt unter den Jungfrauen, aber Du haſt mir gegeben, was ich geſucht habe, und dafür preiſt Dich meine Dankbarkeit. Dir zum Ruhme ſei dies Buch genannt, in das ich meine einſamen Freuden eintragen will.

Ich fange an, zuzunehmen an jener Weisheit, die zugleich eine Kunſt iſt. Lebensweisheit: Lebenskunſt.

Das iſt die Weisheit, an Gott zu glauben, und die Kunſt, ſich wohl zu fühlen.

In ein Kompendium kann man sie nicht fassen, und auf Akademien läßt sie sich nicht lehren. Zu ihr wie zu allen Weisheiten und Künsten muß man Talent haben. Auch schenkt sie sich uns erst in einem gewissen Alter, denn sie liebt die Strudelköpfe nicht. Es ist Alte-Leut-Weisheit und Alte-Leut-Kunst. Drum machen sich die Jungen bös lustig über sie.

Ach, die armen jungen Schnäbel! So lange man noch küssen will, ist man dumm; die Weisheit wohnt nicht bei Frau Venus. Daher sind die Lyriker ihr Leibgesinde, — nämlich der Frau Venus.

Man braucht übrigens deswegen kein Weiberfeind zu sein. Man muß nur das Weib nicht mehr wollen. Das ist das Kunststück.

Ich hab's bisher verkehrt angefangen. Ich hab' mich über das Volk geärgert und bin doch drauf angewiesen, mich mit ihm einzulassen. Das war die letzte Lockung. Sie wollten mich mit meiner Abneigung ködern, und ich hab' wirklich ein paarmal zugebissen.

Aber jetzt bin ich sicher. Ich hasse sie nicht mehr, also sind sie mir nicht mehr gefährlich.

Ein schönes Gefühl das, — es hat 'was von Frömmigkeit.

Du bist wieder eine Sünde los, Pankrazi!

* * *

26. Juni.

Wundervoll: ich bin jetzt so frei vom Weibe, daß ich sogar eine Freude an ihm haben kann.

Es ist also wahr: Frömmigkeit hat ihren Lohn.

Früher, wenn ich eine hübſche Larve ſah, war mein nächſter Gedanke: Hüte dich! Laß dich nicht fangen! Das Bischen Schönheit iſt bloß der Speck für Mäuſe, und dahinter lauert der Reinfall.

Und ich machte ein ſchief Geſicht, wie der † † † Kunſtgelehrte vor einem ſchönen Bilde.

Wie anders jetzt! Sah ich da heute ein hübſches Kind im Vorübergehen da unten, — richtig: ich kann das Haus von hier aus ſehen, dort war's, hinter den Nußbäumen! — ſah es und — freute mich! Sagte ſogar Grüß Gott! Sie aber wurde roth und ſchoß in's Dunkel der Hausflur zurück.

Ein reizendes Ding! Augen, wie, — ja, wie denn? Gleichviel: ſchöne Augen! Und Bewegungen wie eine Eidechſe, ſo, ſo — kurzum: ſchöne Bewegungen!

Beinah' wär' ich umgekehrt, ſie noch einmal zu ſehen. Es war eine Art onkelhaftes Intereſſe. Aber ich ließ es doch bleiben.

Man muß ſeine Freiheit nicht mißbrauchen, und auch ſeine Frömmigkeit nicht.

* * *

27. Juni.

Die Kleine iſt wirklich allerliebſt. Ich habe ſie durch Zufall wieder geſehen. Im Kloſter oben.

Es war da ſo eine Art Tonleiterkletterübung von einem Geſangsverein. Und während die wackeren Mannen baßgründig und tenorverwegen zum Himmel riefen:

„Heil Dir, o König, Heil!
Heil, Heil, Heil, Heil, Heil, Heil!"

(mehr iſt mir von dem Texte nicht geblieben), ſtand ſie auf einmal ſchräg vor mir neben einem Fliederbuſch.

Guter Himmel: wie reizend ſah ſie aus!

Ja, ja: Jugend!

Und irgend ein Reim-Flügelbübchen mit roſarothen Hinterbäckchen ließ ſich von der blühenden Akazie herab auf meine Schulter und ſkandirte mir in's Ohr:

Ein Mädel gedrechſelt fein wie ein Figürchen
Auf Rokokotiſchen galanter Marquiſen ...

Nun ſag' mir aber eins: wie kommt ſo was Feines hierher?

Eine Städterin iſt ſie nicht. Geſtern ſah ich ſie ja, wie ſie mit der Wäſche hantirte.

Aber ſchon da fiel es mir auf, wie ihre ganze Art im Gegenſatze war zu ihrer Hantirung.

Und wieder das Reimgottchen:

Prinzeſſin halb, halb Zoſe,
Ein reizend Wunderchen ...

Wenn ich ſie nur einmal reden hören könnte. Das Schwäbeln muß ... aber ich will ſchon wieder „allerliebſt" ſchreiben.

Wenn ich jetzt nicht ſo gewiß wüßte, daß ich frei bin, würd' ich denken, ich wäre verliebt.

* * *

28. Juni.

Es regnet.

Wundervoll, dieſes naſſe Geſpinſt vom Himmel zur Erde. Man fühlt ſich ſo ſicher hinter dieſer grauen Gardine.

Ganz leiſe rauſcht ſie, und in ihren Falten ſind friſche Gerüche. Es iſt eine liebliche Muſik zum Träumen.

Was ſteckt Alles hinter dem Vorhange?

Du lieber Gott: ich kenne das Theater. Laſſ' ihn unten, Meiſter vom Schnürboden, laſſ' ihn unten! Ich will ihn nicht, den Krawall der Helden und das Liebesgegacker der Heroinen. Die Komödie iſt mir fade geworden. Rüpelſpiel und Tragödie, — ſie wiſſen alle beide nichts weiter, als Hunger und Liebe.

Es wird zu viel gewollt hinter dem Vorhange. Als ob's nicht genug wäre, da zu ſein. Das Wollen muß man ſich auskaſtriren laſſen. Das Wollen iſt aller Laſter Anfang.

Ah, wie iſt es köſtlich, mit allen Wünſchen fertig zu ſein!

Das kleine Mädchen da unten mit den braunen luſtigen Augen, — was wäre ſie mir jetzt für ein unbequemes Möbel, wenn ich ſie wollte.

Ewig würde ich mich an ihr ſtoßen, es wäre ein Gezerre zu ihr, ein unausgeſetztes Unbehagen.

So aber genieß ich ſie wie einen ſchönen Vers, eine liebe Melodie, ein Stückchen Morgenhimmelbrand. All Derlei lernt man erſt genießen, wenn man die Jugend hinter ſich hat, die im Grunde eine große Kinderkrankheit iſt.

Merkwürdig iſt es, wie mein lächerlicher Wunſch nach einem Sohne von mir abgefallen iſt, wie eine morſche Rinde vom Stamme. Ich denke gar nicht mehr daran. Ich denke nicht einmal an Kiebitzhof.

Wenn das die gute Tante wüßte . . .

Herrgott: vielleicht aſtralt ſie hinter dem Regenvorhang und guckt mir zu, wie ich hier ſitze und auf alle Nachkommenſchaft pfeife.

Der Windſtoß eben kam ſicher von ihr.

Ich kenne Dich, Tante! Möchteſt mich ein Bischen ausſchimpfen?

Wart', ich werde Dich wegärgern.

Kannſt Du Dich auf den „gräßlichen Scheerbart" erinnern? Auf den „Phantaſten"? Auf den „Bureauvorſtand des Verlags deutſcher Phantaſten?" Der aus dem Thee immer Grogk machte und dann zu ſchwärmen anfing, daß Du ſchrieſt: „Die Milch wird ſauer! Die Milch wird ſauer!"

Dieſer Mann, Tante, den ich nicht umhin kann für einen Dichter zu halten, obwohl von ſeinen Phantaſien nicht allein die Milch, ſondern auch die deutſche Kritik ſauer wird, dieſer Mann hat mir heute eine große Freude gemacht, indem er mir ein Gedicht (bleib' da, Tante!) geſchickt hat.

Und das ſollſt Du hören! Warum haſt Du mir das Blumenglas vorhin umgeworfen mit Deinem Geblaſe.

Höre! Es heißt „Loſcha" und lautet wie folgt:

„Weitab vom Gefilde der langweiligen, eklen, ſtumpfen Quarkgewalten rauſcht ein dunkelgrünes großes Meer — das dunkelgrüne Meer des ewigen Vergeſſens.

Am Geſtade dieſes Meeres ragen wilde ſchroffe Gebirge hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf.

Und am Fuße dieſer Gebirge lagern weiße Paläſte.

Die Paläſte glänzen, denn ſie ſind aus weißem Milchglaſe gebaut; ſie haben nur glatte Flächen an den Wänden und viele ſcharfe rechtwinklige Kanten — aber nur rechtwinklige Kanten — nicht andre.

Glatt und regelmäßig wie das Durcheinander von vielen großen Treppenſtufen liegen die Paläſte da — — nur ein paar viereckige Thürme mit Burgzinnen ſtreben zwiſchen den Dachterraſſen empor. Die Dachterraſſen ſind auch mit Burgzinnen gekrönt.

Abgeglättete Ruhe ſpiegelt ſich in den weißen Paläſten am Geſtade der dunkelgrünen See, in der Alles — Alles vergeſſen wird . . .

— — —

Die Märchenengel ſchweben herbei . . . in langen weißen Gewändern — ein langer Zug.

Sie haben kleine Pauken in den Händen — und lange dünne Poſaunen, alte Geigen und alte Flöten.

Und die Sonne geht auf — drüben im grünen Meer.

Eine ſilberne Sonne geht auf.

Silberne zierliche Wolken umkränzen die ſilberne Sonne.

Es ſieht feierlich aus — der Himmel, die See und das Geſtade.

— — —

Und Loſcha, die ſtille Prieſterin, ſitzt jetzt hoch oben auf einem Thurm.

Die blanken Burgzinnen glänzen und blenden.

Das dunkelgrüne Meer rauſcht.

Aber unten zwiſchen den Paläſten rauſcht noch ein

anderes Waſſer — das ſtrudelt und brandet und gurgelt ſo — denn es kommt vom Gebirge herunter — von den höchſten Bergſpitzen ſtrömt es hernieder . . .

Und dieſes Waſſer iſt dunkelroth, ſo roth wie das Blut wilder Thiere.

Das rothe Waſſer umſpült die ſämmtlichen weißen Paläſte.

Loſcha ſitzt hoch oben auf ihrem Thurm, ſchaut die ſilberne Sonne nachdenklich an, fährt mit der Hand über die Stirn, ſteht auf — berührt einen runden ſilbernen Knopf, der aus dem weißen Milchglaſe der Burgzinne hervorragt, drückt ihn — und horcht . . .

Da klingen in allen Paläſten helle, feine Glocken durcheinander — wie tauſend Spieluhren klingen die Glocken — wunderſame luſtige Lieder hallen in Glockentönen durch die weißen Paläſte.

Loſcha weckt die Tollköpfe — die Tollköpfe, die jetzt weitab vom Gefilde der langweiligen, eklen, ſtumpfen Quarkgewalten ihr Leben verträumen — — —

Gierige, heiß und haſtig aufſtrebende Menſchen ſind's, die Loſcha weckt — ihnen will ſie zeigen, wie alle wilden, feurigen Wünſche — die blutrothen Waſſer — im Meere des Vergeſſens — ſpurlos verſinken. Ob die Wünſche gut oder ſchlecht genannt werden, iſt ganz gleich.

Dieſes ewige Verſinken ſchauen ſich nun die trotzig begehrenden Menſchen an — ſie ſchauen ſich das jeden Tag an — — —

Durch dieſes Anſchauen erzieht die ſtille Loſcha die unbändigen Krallengeiſter zur Ruhe — zur ewigen

Ruhe im Glanze der ſilbernen Sonne, die im dunkelblauen Himmel von hochgeſtiegenen Silberwolken umkränzt wie eine alte Weltuhr dahängt.

Alle die guten und böſen Tollköpfe, die's auf Erden gab und giebt, ſtehen nun auf den Dachterraſſen der Milchglaspaläſte, ſtehen da in ihren verſchiedenen Trachten — in guten und ſchlechten Kleidern — mit freundlichen und mit verzerrten Zügen — ſtehen da und ſchauen in die rothen Waſſer und in die grünen Waſſer.

Die Glocken klingen nicht mehr.

Aber die Pauken und Poſaunen der Märchenengel tönen jetzt milde herüber — mit Geigen- und Flötenſpiel.

Die Märchenengel fliegen langſam immer um die Paläſte herum, ſo daß alle die heißblütigen Menſchen, die da oben auf den Dachterraſſen ſtehen und ſchauen — auch die feine Märchenmuſik hören — die bald feierlich — bald luſtig klingt . . . .

Währenddem kommt Loſchas Page zu ſeiner Herrin und meldet einen Menſchen, der ganz beſonders wild ausſieht, einen ſchäbigen Rock trägt und Loſcha durchaus und durchum zu ſprechen wünſcht.

Longulano heißt der Fremde.

Loſcha, die ſtille Prieſterin, hat nichts dagegen, daß der Fremde näher kommt.

Sie empfängt ihn hoch oben auf ihrem Thurm.

Longulano ſtürzt der Loſcha zu Füßen und küßt ihr die Hand.

Sie entzieht ihm ihre Hand.

Er aber begehrt die Loſcha, die ſtille Prieſterin, zum Weibe — ungeſtüm — rauh — ſehnſüchtig.

Sie ſoll kommen mit ihm in die Welt.

Sie ſoll mit ihm zuſammen alle Menſchen in der Welt glücklich machen — alle Menſchen — alle Menſchen.

Doch Loſcha lacht den Schwärmer aus.

Sie ſagt:

„Du biſt nicht der Erſte, biſt auch nicht der Letzte, der mich zum Weibe begehrt. Doch ich werde weder dem Erſten noch dem Letzten noch einem Andern die Hand zum Ehebunde reichen. Ich bleibe hier hoch oben auf meinem Thurm. Ich bin an's Geliebtwerden ſchon gewöhnt. Komm'! ſetz' Dich ſtill hier neben mir auf meine weiße Bank. Du ſollſt nicht traurig von dannen gehen."

Longulano gehorcht.

Loſcha fährt fort:

„Sieh', auch der Wunſch, mich als Eh'frau heimzuführen, ſtrudelt dort unten mitten unter den anderen heißen Wünſchen ganz gemüthlich weiter. Er wird auch wie die andern gleich in's grüne Meer ſtürzen und dort ſpurlos verſinken. Du willſt, daß ich mit Dir zuſammen alle Menſchen auf der Erde glücklich machen ſoll — aber iſt das nicht auch bloß ein Wunſch, der im rothen Strudelwaſſer dahinbrauſt? Du willſt die Menſchen glücklich machen? Mußt nicht ſo viel wollen — Du weißt ja gar nicht, ob die Menſchen auch glücklich werden möchten. Die meiſten Menſchen wiſſen gewöhnlich gar nicht, wenn ſie glück-

lich und wenn ſie unglücklich ſind. Wenn ſie aber letzteres zu ſein glauben, dann können ſie ja ſtets hierher kommen und von meiner Dachterraſſe aus niederſchauen in die rothen Fluthen, in denen auch die heißen Wünſche der Unglücklichen weiterſtrömen — dem Meere des ewigen Vergeſſens entgegen — — immerfort. Unaufhaltſam ſtrudelt's da unten — ſieh' nur, wie ſchnell die rothen Waſſer an den weißen Paläſten vorüberſchäumen —. Longulano, willſt Du nun noch, daß ich Ja und Amen zu Deinen ſo vergänglichen Wünſchen ſage?"

Longulano erwiderte:

„Du ſcheinſt nur Freude am Neinſagen zu haben."

Loſcha, die ſtille Prieſterin, nickt und meint:

„Ja — Neinſagen zu Allem und ſitzen bleiben, wo man gerade ſitzt — das ſcheint mir das Beſte zu ſein — — ſo geht's, wenn man alt wird. Sieh! Und hier kann man bei Märchenklang ohne Aerger ſehen, wie auch das Wildeſte, und wie auch das Größte in uns ſpurlos vergeht — ſpurlos!"

Da ruft Longulano:

„Loſcha, Du biſt alt und faul!"

Und er ſtürmt raſch davon.

Und er verſchwindet unten in der Menge, die jetzt, da die ſilberne Sonne untergeht, auch wieder verſchwindet; die Thatmenſchen tauchen nieder durch große Lucken — verſinken da — ſpurlos — ſo wie die heißen rothen Wünſche ſpurlos im grünen Meere verſinken.

Die ſtille Loſcha iſt wieder allein, wird nicht mehr von Longulano geſtört.

Longulano hat draußen in der Welt ſchon wieder andere Wünſche.

Die rothen Waſſer aber ſtürzen unaufhörlich in's grüne Meer und kümmern ſich nicht darum, ob die Menſchen und Geiſter alt ſind oder jung, faul oder fleißig, gut oder ſchlecht . . .

Loſcha ſitzt ruhig hoch oben auf ihrem Thurm, den die blutrothen Strudel wildſchäumend umrauſchen."

* * *

Ein Donnerſchlag.

Wie meinſt Du, Tante? Die Milch wird ſauer?

Aber Recht hat ſie doch, die gute Loſcha. Nur glaub' ich nicht recht an dieſes milchgläſerne Mädchen, denn der Weiber Art iſt es gar nicht, reſignirt auf einem Thurm zu ſitzen und ſtürmiſche Longulanos abzuweiſen.

Die Kleine da unten ſieht ſicherlich nicht darnach aus. Donnerwetter, was hat ſie mir geſtern für ein paar braune Blicke zuſpedirt.

Beſcheer' ihr Gott einen rechtſchaffenen Longulano!

Ich denke: das iſt onkelhaft und würdig geſprochen.

* * *

29. Juni.

Sie hat eine Tante, und dieſe Tante iſt dick. Sie hat einen Bruder, und das iſt ein ungeſchlachter Patron. Sie hat eine jüngere Schweſter, und die iſt

paſſabel. Ihr Name aber iſt ſehr hübſch und lautet Brigitte.

Von wem ich das weiß? Von ihr weiß ich es.

Ich habe nämlich mit ihr geſprochen.

Mein Gott, ich bin ein älterer Herr . . .

Es kam aber ſo: Im Kloſter war Schützenball, und ich ſah nicht ein, warum ich nicht einem Schützenball in einem Kloſter beiwohnen ſollte. Es hat das unleugbar was Merkwürdiges. In dem Saal, in dem er abgehalten wurde, haben die Väter Benediktiner ehemals ihr Coenaculum gehabt. Es iſt ein ſchöner, heller Raum mit großen, hohen Fenſtern, die auf den wundervollen Kloſtergarten hinausgehen. Ein italieniſches Gemälde aus der Raphaelzeit, ganz angeſchwärzt von Tabaksqualm, hängt dort. Es ſtellt die Fußwaſchung dar, und Jeſus Chriſtus iſt ſo pompös angezogen, daß man meinen möchte, ſein irdiſcher Vater ſei nicht ein Zimmermann geweſen zu Galiläa, ſondern ein Zollpächter in Jeruſalem. Die mächtigen Wirthstiſche, auf denen derbe Bauern- und Ackerbürgerfäuſte emſig mit Maaßkruglupf und anderen nicht eben heiligen Dingen beſchäftigt ſind, ſind noch dieſelben, von denen die Chorherren geſpeiſt haben.

Alſo da ein Schützenball. Ein Bischen zu pſeudohonoratiorenhaft, um wirklich luſtig zu ſein. Aber die kleine Braune, die hatte, was den Anderen fehlte: Natur und Grazie.

Schon wie ſie herein kam, verſelte es mich:

Wie ſieht das Mädchen reizend aus
Am großen Tantenbuſen.

Die Tante aber verführte mich zu dem gewagten Bilde einer ſchwitzenden Eule.

In des Mädels Nähe machte ſich ein Jüngling mit verliebten Gebärden und bachſtelzenſchwippigen Bewegungen bemerkbar, der als Hauptzierde einen überaus wohlgerundeten Popo in knapp anliegender Umhoſung förmlich kokett zur Schau trug. Der Herr Apothekerlehrling, wenn ich bitten darf!

Auch die Literatur des Ortes war vertreten: der Buchbindermeiſter und Redakteur des Lokalblattes, ein ſehr ſchüchterner junger Mann, der beſtändig an ſeinem Halskragen rückte, als hege er die Sehnſucht, ihn mit der Shlipsſeite auf dem Nacken zu plaziren, und ein Rahmkäſegeſicht hatte, — womit ich ihm nicht zu nahe treten will. Ich wüßte aber nicht, wie ich ſeinen Teint beſſer kennzeichnen ſollte.

Dann waren noch eine Anzahl höchſt abſonderlich häßlicher Leute da, wie ich mit phyſiognomiſchem Intereſſe bemerkte, häßliche Geſichter mit vertauſchten Geſchlechtern, vor denen man ſich die Frage ſtellte: Sahſt Du je ein ſo häßliches Frauenzimmer wie dieſes Mannsbild, eine ſo wüſte Mannsperſon, wie dieſe ausgerutſchte Weiblichkeit?

Aber ich ſtellte dieſe Fragen ohne Bosheit. Es wäre ſchnöde von mir, wollte ich boshaft ſein. Ich fühlte mich ja ſo wohl auf dieſem Schützenball.

Ich habe ſogar getanzt.

Was? Jawohl: mit Brigitten!

Aber richtiger wäre, zu ſagen, ſie hat mit mir getanzt. Ich wurde gewiſſermaßen getanzt.

Und, merkwürdig, es machte mir Vergnügen. O himmliſche Ki=Katharina, wie mein Pennaltanzlehrer zu ſeufzen pflegte, wenn ich den Walzer verpolkate. Ihre achtzehn Jahre ſchwangen meine vierzig in dem alten Coenaculo herum, daß es eine Luſt war, und mein verehrter Leichnam fragte meine Seele: Werden wir ſchon vom Teufel geholt? Oh du thörichter Leichnam, wann wirſt du Himmel und Hölle unterſcheiden lernen?

Bei der Gelegenheit erfuhr ich ihren Namen und das Uebrige. Das Schwäbeln ſteht ihr wirklich gut zu Munde. Wenn ſich's nur wiedergeben ließe.

Eine Friſche geht von dem Dinge aus! Ich habe derlei noch nicht erlebt.

Ein weibliches Weſen, das ganz und gar Natur iſt, — Wunder! Unnatürlich ſcheint mir an ihr nur, daß ſie Spaß daran findet, ſich mit einem angegriſelten Doktor der Philoſophie abzugeben, wie ich bin, einem Menſchen, der zum Tanzen nicht viel mehr Geſchick hat, als ein Sack voll Mehl, und der wahrhaftig in puncto Schnäbeln von jedem, auch dem melancholiſchſten, Kettenhunde übertroffen wird. Der Apothekerlehrling und der Buchbinder ſind ja gewiß keine Adoniſſe, wenn ſie's auch ſicherlich glauben, aber im Vergleich mit mir ſind ſie einer achtzehnjährigen Brigitte gegenüber doch Potenzen, ſollt' ich meinen.

Es muß das Onkelhafte ſein, das mir ſo gut ſteht.

XXIIII.

Herr Pankrazius Graunzer ſitzt zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach und konfrontirt ſich. Ein hochnothpeinliches Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch.

Es rumort was in mir. Es iſt irgendwo was nicht richtig.

Ich habe nicht mehr völlig die Ruhe des Onkelthums.

Es wäre Unſinn, es zu leugnen.

Wenn überhaupt noch Rettung möglich iſt, ſo nur dadurch, daß ich klar erkenne und handle, d. h. ausreiße, ganz ſchnell, auf der Stelle, weit weg.

Köſtlich!

Ich! Ich! Der Pankrazius! Ich!

Und das ganze Monſtrum iſt neunzehn Jahre!

Mehr als noch einmal ſo alt bin ich, — ich, der Pankratius. Es iſt zum Lachen, — aber mit ſchiefem Maule.

— — — — — — — — — — —

Ich habe verſucht, ſie grob anzufahren und mich ſo zu benehmen, daß ſie mir vielleicht a Watſch'n geben würde.

Fiel ihr gar nicht ein. Ausgelacht hat ſie mich.

Und ſo herrlich ſah ſie dabei aus, daß ich ſie am Kopf genommen und zweimal abgeküßt habe, daß es eine Luſt geweſen wäre, wenn ich nicht der Pankratius wäre . . .

— — — — — — — — — — —

Ja, um Gottes Willen, was iſt denn das eigentlich? Ich bin doch kein Primaner?

Da iſt dieſes verfluchte Wort: Johannistrieb.

Nein, meine Theuern, ich danke. Um Johanni giebt's Hirſchkäfer.

— — — — — — — — — — —

Wenn ich nur wüßte, genau, woran ich bin.

Kurz geſagt: Iſt's der Onkel oder der Adam?

Na, und wenn's der Adam wäre?

— — — — — — ? — — — — — —

Tja . . . „Was kannſcht da mach'n?!" würde Brigitte ſagen, dieſe ausgezeichnete Philoſophin.

— — — — — — — — — — —

Ich hab' mich mit meinem Gerſchle-Pepi-Buch hinausgemacht an den Krebſenbach und mir vorgenommen, dieſem Unſinn mit dem Bleiſtift auf den Leib zu rücken und mir zu beweiſen, daß ich der aſchgraueſte alte Eſel bin, den der Mond noch je verſilbert hat. Aber ich komme, ſo gut mein Wille auch iſt, nicht dazu.

Das Erſte war — ich hatte mich kaum niedergeſetzt — daß ich losreimte:

Zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach
Sitz' ich und ſinne dem Leben nach.

Dieſer Blödſinn iſt eigentlich ſchon Beweiſes genug. Es iſt geradezu unverſchämt:

Sitz' ich und ſinne dem Leben nach ...!

Unglaublich! Bloß, weil ſich „nach“ ſo ungefähr, wenn auch falſch, auf „Bach“ reimt, lüge ich luſtig darauf los und werfe den Mantel des Philoſophen um mich.

„dem Leben nach“!

Ich will mir dieſe Schwindelhaftigkeit denn doch austreiben! —:

Wem ſinnſt Du nach!?

Einer kleinen dummen Gans ſinnſt Du nach!

Was ſinnſt Du ihr nach?

Daß Du ſie haben möchteſt, ſinnſt Du ihr nach.

Weshalb ſinnſt Du ihr das nach?

Weil Du ein alter Eſel biſt, ſinnſt Du ihr das nach.

— — — — — — — — — — — —

Aber es wird nicht beſſer, wenn ich mich angrobſe.

Vielleicht iſt es beſſer, milde mit mir in's Gericht zu gehen. Irgend etwas wie mildernde Umſtände muß es doch geben!

Gewiß, es iſt die Nachwirkung der unglücklichen Freierfahrtsidee. Sie hat ſich bloß aus dem Bewußten in's Unbewußte umgeſetzt. Erſt hatte ich ſie, jetzt hat ſie mich.

„Was kannſcht da machen.“

Das Richtigſte wäre, die Idee ſelbſt endlich mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Du lieber Gott! Womit rottet man Ideen aus? Wieder mit Ideen!

Wenn aber eine Idee ein Trieb iſt?

Herrgott: wenn dieſe Idee ein Trieb wäre?

Wieder das verfluchte Wort Johannistrieb.

— — — — — — — — — — —

Rieth mir nicht die Wittib, ich ſollte mich in ein junges Mädel verlieben?

Wenn ich nicht ſo verdammt kultivirt wäre, — jetzt glaubte ich, die Wittib hat mich verhext.

So viel iſt ohne Weiteres ſicher: ſie hat mir dieſe Neigung zu jungem Gemüſe ſuggeſtiv beigebracht. Das Volk nennt das: Jemandem einen Floh in's Ohr ſetzen.

Ein ganz infamer Floh!

Wie ſingen die luſtigen Geſellen in Auerbachs Keller?

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Na, alſo? Knicke doch, Graunzer!

Es geht nicht.

Ich kann mir nicht helfen: das Mäd'l hat mich am Bänd'l.

— — — — — — — — — — —

Was thu' ich jetzt jeden Abend?

Ich geh' in's Marionettentheater.

Was thu' ich am Tag?

Ich ſpiele ſelber Marionettentheater, ich, Pan=

krazius, ich, und bin das dümmſte Kaſperle, das je die Beine ſchlenkerte und ſchrie:

Oh Ah—de—leh!
Oh Mah—de—leh!

Es wäre zum Maulſchellen, wenn das Mädel nicht gar ſo reizend, nicht gar ſo . . . Genug!

Ich klappe mein Buch zu.

Auch zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach komme ich nicht weiter.

Laſſen wir's halt gehen, wie's geht.

„Was kannſcht da mach'n", ſagt's Brigittele.

XXV.

Noch ein Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch. Es ſcheint darnach, daß Herr Pankrazius Graunzer an Phantasmagorien leidet.

Pritſch! Pratſch!
Kralewatſch!

Jetzt mag i nimmer g'ſcheidt ſein! Hol' der Teifi die G'ſcheidtheit!

Wie? Hab' ich nicht links ein rothes Hoſenbein und rechts ein gelbes? Und hat meine Weſte nicht vorn eine blaue Schnebbe, die glöckelt?

Und meine Gogelhaube! Wenn die nicht ſiebenhundert Farben hat und drei, will ich Pankrazius heißen, wie jener Graunzer, den ich früher 'mal gekannt habe, ich, Kaſchperle, Kapaſchperle!

Hui, wie ich ſchön ſteif gehen kann und mit den Beinen ſäbeln und mit den Armen dreſchflegeln und dabei die Naſe, die feuerrothe zum Fenſter gerichtet, zum Fenſter, aus dem das Bändl hängt, an dem ich hänge.

Pritſch! Pratſch!
Kralewatſch!

Sie zieht, und ich laufe. Wo ich auch bin, — zuck! und es geht los, ſteifbeinig und beharrlich. Die Arme ſauſen, und die Naſe glüht.

Oh Ah—de—leh!
Oh Mah—de—leh!

Hup! Da ſteht ſie neben mir.

Oh! Oh! Oh!

Oh, ich armes Kaſperl, ich vierzigjähriges.

Ich halt' ja Deinen Blick nicht aus, Madel, Deinen jungen, klaren Blick, ich alter bunter Eſel ich, ich Narr, ich — Graunzer.

Da lacht ſie, und mir iſt, als fielen Blumen, helle, rothe Blumen von ihren Augen mir zu Füßen, und ich möchte mich bücken und ſie aufnehmen und mir an die Narrenjacke ſtecken.

Sie aber wehrt mir's, und — gerechter Gott! — giebt mir ein Kuß und legt ihren Kopf auf meine Schulter und ſagt: ſchau doch, alt's Kaſperle, in mein junges Herz, ſchau doch, wie's da pumpert und krawoit und glücklich iſt, glücklich zu Dir, Du alts Kaſperle, Du liebs!

Herr-, Herr-, Herr-Gott! Iſt das nicht zum Närriſchwerden?

Ruck! Sie iſt weg.

Und es iſt Abend. Ich hänge feſt am Bändel und folge ihr, die gelaſſen vor mir her geht. Kein Menſch iſt in der kleinen Straße. Der Mond ſieht grün aus. Der Himmel iſt halb hell. Die Roſen

riechen ſo ſtark. Sie geht ganz langſam und ruckt nur manchmal, daß mir die Beine fliegen.

Vorn oben am Ende der Gaſſe glüht's roth herunter vom Licht am Muttergotterbilde ihres Hauſes. So ruhig roth, ſo gütig roth, ſo muttergütig, mutterblutgütig roth. Mir wird ſchier ängſtlich.

Iſt denn Niemand mit einer Scheere da, daß er mich losſchnitte von dieſem Bändl, an dem ich hänge?

Barmherziger Gott: ſie hat ſich umgedreht und mich bei der Hand genommen. Und ſieht mich groß und ſelbſtvergeſſen an.

Wa . . . wa . . . was? Ich möchte in die Kniee ſinken vor ihr und ihr die Füße küſſen, aber da iſt etwas Inwendiges, was Spitziges, Entgegengeſetztes, Scharfes in mir, und ich ziehe die Hand zurück, ſehe das Mädel kalt an, drehe mich um und gehe fort, — nicht mehr Kaſperle, nicht mehr am Bändl, ſondern frei und onkelhaft, der freien Künſte Doktor Pankrazius Graunzer.

XXVI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Unnöthig, zu ſagen, wovon er handelt.

Lieber Peter!

Das hätteſt Du Dir auch nicht träumen laſſen, daß Du Dich noch einmal würdeſt bemühen müſſen, mich vom Weibe loszumachen, Du Prediger in der Wüſte.

Zeichen und Wunder, mein Guter! Ich verüble es Dir aber nicht, daß Du mir räthſt, ſothanen Wundern nicht zu trauen. Jedennoch: ich erlebe ſie eben, ſie werden mir täglich Ereigniß.

Kein Zweifel: der neunzehnjährige reizende Balg mit den hurtigen Augen liebt mich, mich den vierzigjährigen Haufen Sauerampfer.

Und ich?

Ja, lieber Peter, ich wünſchte wohl, ich könnte Dir ſagen, was ich fühle.

Digitized by Google

Sonderbar iſt's. Vor Allem dies: mir iſt fortwährend gehoben zu Muthe.

Das mußt Du Dir nun aber nicht ſehr angenehm vorſtellen. Es hat vielmehr was Schwindliges, und es wird Einem ſchwach dabei um die Beine.

Aber trotzdem: es iſt ſchön. Ja, kitzlich ſchön. Ich komme mir vor wie eine friſchgefüllte elektriſche Batterie, und ich bilde mir ein, zu Allem fähig zu ſein.

So geht der Held zur Schlacht, geſpannt ſind ſeine Waden.
Es ſchlotterbebt der Feind; mög' ihm der Herr genaden!

Wen aber will ich maſſakriren?

Mich, mit Verlaub. Mich, d. h. dieſen alten Grieſebart und Grieſegram, dieſen Schmollenden und Grollenden, der Welt und den Weibern Uebelwollenden.

Dieſen alten Pankrazium, der zuviel geſeſſen und gegrübelt hat, nehme ich bei den Ohren, häng ihm alle die dicken Schmöker an den Hals, mit denen er ſoviele Jahre lang den lieben Gott um ſeine Vaterfreuden und ſich um den Frühling betrogen hat, und werf ihn in den See, wo er am tiefſten iſt. Und dafür zieh' ich den neuen, von Brigitten ausgeblümten Pankrazius an, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von freundlicher Sinnesart und ſanguiniſchem Temperamente iſt.

Zeichen und Wunder, mein Alter, Zeichen und Wunder!

Aber ernſthaft: das kleine Mädchen häutet mich. Du glaubſt gar nicht, was ſie Alles kann.

D. h. eigentlich kann ſie bloß eins: unendlich lieb und unendlich natürlich ſein. Damit bringt ſie alle Kunſtſtücke fertig.

Es giebt viel Geſcheidtere als ſie, vor Allem ſolche, die viel mehr gelernt haben, — ſie aber hat die große Gabe des verſtehenden Inſtinktes, ja ſie hat ſelbſt das, was ich das Genie des Herzens nennen möchte, dieſe wunderbare Fähigkeit, mit dem Gefühl aller Wahrheit nahe zu kommen.

Sie ſpricht und ſchreibt ungrammatiſch und unorthographiſch, aber in Allem, was ſie ſpricht und ſchreibt, iſt eine innerliche Geradheit und Tiefe, die mich beglückt.

Kurz formulirt kann man ſagen: ſie iſt eine unverbildete aber begabte Natur.

Darum iſt nichts Mißwachſenes, nichts Verkrüppeltes, nichts Saftſtockiges an ihr. Darum hat ſie etwas blühend Ruhiges, blühend Unbefangenes.

Wie kommt ſie in dieſe Umgebung? Sie mit ihrem feinen Gefühl, ihrem zarten Takt, ihrer hellen Heiterkeit, ihren leichten Bewegungen, ihrer geraden Schlichtheit, ihrer herzlichen Wärme?

Es iſt ein Wunder, glaubet nur! Es iſt dasſelbe Wunder, wie wenn unter einer Schaar höchſt gewöhnlicher Buben und Mädchen ein Genie iſt.

Der Teufel mag wiſſen, welcher Urahn in Brigitte lebendig geworden iſt.

Ich bilde mir ein, daß romaniſches Blut in ihr iſt. Dieſe Gegend hat jahrhundertelang römiſche Occupation gehabt. Der Ort ſelbſt wird auf die Römer zurückgeführt.

Im Grunde iſt ſie aber doch ein Schwabenmädl, ein deutſcher Schatz.

Nein Du: was ſie für Augen hat. Augen wie das deutſche Volkslied, — ſag' aber den Vergleich nicht weiter.

Ihr Vater, der leider todt iſt (dafür lebt die Mutter um ſo merkbarer) hat ſie nicht mit Unrecht Gugeline genannt.

Außerdem führt ſie in ihren Kreiſen noch die folgenden, Dir myſteriöſen, mir aber ganz verſtändlichen Namen:

Krawaunerle
Wolkenſchieberle
Schnapperle
Krautiwautinußzwack.

In dieſen Spitznamen haben die Leute nur den Theil von Brigittens Weſen niedergelegt, der ihnen am verwandteſten und ſympathiſchſten iſt: das Drollige, Koboldhafte.

Aber das iſt nur ein Theil. Der andere Theil läßt ſich mit Spitznamen nicht ausdrücken.

Ich laſſe Brigitten mit allen Seiten ihres Weſens auf mich wirken — ich habe auch für alle Namen. Aber die wend' ich nur im direkten Verkehr mit dem lieben Wunder an. Wir haben ſchon ſo eine Art Geheimſprache mit einander.

Wenn ich ein Sekundaner wäre, ich könnte nicht muthwilliger ſein.

So ſteckt die Jugend an.

— — — — — — — — — — —

Ich habe Dir aber, glaube ich, noch gar nicht erzählt, wie ich ſie kennen gelernt habe. Das kommt

davon, weil es mir mit einem Male iſt, als kennt' ich ſie ſchon Jahre lang.

Es war aber ſo (natürlich in Kürze erzählt, denn, ließ ich mich in Einzelnes ein, würde ein Buch daraus — womöglich ein Buch in Verſen): ich habe mich, wenn ich's recht überlege, ſofort in ſie verliebt (das ſchreib ich nun ſo hin!), wie ich ſie zum erſten Male geſehen habe. Und ſie that desgleichen.

Punktum.

Eine ſehr kurze Geſchichte — was?

Und Du möchteſt mehr wiſſen?

Nun ja: ſie ſtand im Hausflur und hatte ein Stück Wäſche in der Hand — ein Unterröcklein, ein weißes, wenn Du es wiſſen willſt, eine echte Pfingſtfahne, und ſie kam juſt aus dem ſchattigen Flur hervor in die helle Sonne, die vor der Thür lag, wie ich durch dieſe Sonne ging, die Hände auf dem Rücken, den Strohhut in der Stirn. Erſtaunt blieb ſie ſtehn und ſah mich an, und ich hob meinen Kopf und ſah zwei braune Augen, aus denen es wie in alten Volksliedweiſen ſprach, vertraut, lieb, ruhig und voll Sehnſucht.

Groß ſah ſie mich an. Erſtaunt.

Dann lachte ſie, wurde roth, flammig roth und rannte in den Schatten zurück.

Ich aber ging in einer ſeltſamen Betroffenheit fort.

Damals wußte ich nicht, daß ich mich in dieſem Augenblicke verliebt hatte. Ich, und ſo was ahnen! Ich, der große, ſtandhafte Graunzer. Ich hüllte mich in eine Art ſeeliſchen Schlafrock, in die Onkelhaftigkeit,

und bildete mir ein, daß ich jenseits von Mann und Weib in dieſe braunen Sonnen, die das Mädel im Kopf hat, geſehen hätte. „Ja, — Schnecken!“ Wie das Brigiſteslein (auch einer ihrer Spitznamen) ſagen würde.

Jetzt weiß ich's beſſer. Es hat ſich ausgeonkelt.

Gut. Es iſt eigentlich nichts Verwunderliches daran, daß ich mich verliebt habe ....

Holla! Sind wir ſchon ſo weit? Ich wundere mich ſchon nicht mehr über mich?

> Groß ſind Deine Wunder, oh Eros, groß und Unbegreiflich.

Doch ich wollte damit ſagen: verwunderlich iſt nur, daß auch ſie ....

Aber Du willſt Thatſachen.

Alſo: ich ſaß nun an der Peripherie der Spinnwebe, halb frei, halb gefangen, und wie die dicken Fliegen thun, protzig halb, halb widerwillig, promenirte ich den äußerſten Faden entlang zu wiederholten Malen um das Netz herum, nicht merkend, daß der Weg ſpiraliſch zum Mittelpunkt führt. Ohne Bild geſprochen: ich ging öfter, als direkt von Nöthen war, an ihrem Haus vorbei. Um mir für dieſes Gebahren Genugthuung vor mir ſelber zu verſchaffen, hielt ich mir in meinem Gerſchle-Pepi-Buche herzliche Onkelreden.

Dieſes Gerſchle-Pepi-Buch, — auch ein menſchliches Dokument. Man könnte ein Bild dazu machen: Amor auf Graunzern ſchießend. Aber der Kerl mit der Binde vor den Augen iſt hier Pankrazius.

Dann gab es der Zufall, daß ich ſie einmal

auf einem Tanze ſprach — und ſiehe, nun ſaß ich längſt ſchon nicht mehr an der Peripherie des Netzes. Denn nun kam der Beſuch im Hauſe.

Du lieber Gott!

Verſtehſt Du den Seufzer?

Dieſes Haus! Dieſe Familie!

Ein gräßliches Gemengſel aus den verſchiedenſten Unkulturen. Zuerſt eine halb dämoniſche Alte: die Mutter. Dann eine kleine verfettete und verdollarte Amerikanerin: die Schwägerin. Dann ein theils roher, theils perfider Burſche: der Mann dieſer Yankeeſe, der Bruder. Schließlich eine jüngere Schweſter — ganz nett, aber gewöhnlich.

Und in dieſer Umgebung d a s Mädel.

Sonderbar, nicht wahr? Die brave Vererbungstheorie, ſo plauſibel ſie iſt, ſcheint g a n z ſo einfach, wie ſie von fingerfertigen Problemdramatikern behandelt wird, doch nicht zu ſein. Auch hier beliebt Madame Natur gewiſſe Schliche, hinter die die Vielzufixen noch nicht gekommen ſind.

Vielleicht zerbrech ich mir ſpäter mal den Kopf darüber, wenn ich mehr Einblick in die Familiengeſchichte habe.

Einſtweilen nehm' ich die Dinge, wie ſie liegen und freue mich des Guten in ihnen.

Mit anderen Worten: ich bin häufiger Gaſt in dem kleinen grünen Hauſe unten am See und ſitze recht oft und ſtill in meinem Gotte (merkſt Du was, alter Pſychologe?) mit Brigitten auf der weißen Gartenbank vor der Thüre.

Am Tag freut uns die Sonne,
Daß sie so golden blinkt,
Und nächten ist der Mond uns lieb,
Der in den See versinkt.

Es ist um uns ein Wesen,
Das uns verschwiegen macht,
In uns ist Mond- und Sonnenschein
Und aller Sterne Pracht.

Es scheint, man kann so was nur in Versen sagen — noch besser nur in Tönen.

Aber Du willst Thatsachen. Also: bei sothanen Besuchen, bei gemeinschaftlichen Ausgängen (mit der gräßlichen Familie und ohne sie) sind wir uns nahe genug gekommen, daß ich wirklich sagen kann: wir haben uns.

Nun müssen wir uns aber auch kriegen.

Und das ist nicht so einfach.

Ja, wenn es bloß auf das Brigisteslein ankäme...

Aber .... es giebt Mütter.

Ich fürchte, ich fürchte: es wird noch allerlei Kämpfe geben, fatale Kämpfe.

Die Mutter nämlich ...

Aber nein! Was soll ich mir den Brief vergällen! Wir werdens schon machen, die Kleine und ich. Hat sie das Wunder fertig gekriegt, sich in mich zu verlieben, wird sie auch das andre vermögen und die Alte überzeugen, daß ich einer bin, mit dem man's wagen kann — obwohl ich aus Berlin bin und nicht in die Beichte gehe. Die Yankeese geht auch nicht in die Beichte.

Den Teufel auch! Ich habe vierzig Jahre lang warten müſſen, bis ſich Frau Venus auf mich beſonnen hat — nun will ich mich mal erſt ein Bischen in ihrer Sonne dehnen und nicht gleich den großen Sorgenkarren zieh'n. Die Kleine ſoll Alles vorbereiten, die Kleine mit den flinken Augen, dem flinken Munde und dem flinken Herzen. Hat ſie das Feld klar gemacht, dann komm' ich, der Kanonier von Schmauſenbuck, aber diesmal, bei der heiligen Barbara, der Artullerey Patronin, vermeß' ich mich zu ſchwören: diesmal laß' ich mich nicht vom Plane hauen, auch nicht von einer widerwilligen Schwiegermutter.

Ich krieg' ordentlich Courage, Mann! Bin ich nicht jung geworden? Bin ich nicht ein Kerl, den ein junges Mädel liebt? Ein Kerl, der fenſterlt? Fenſterlt, wie ein Bauernburſch in Kniehoſen, ſag' ich Dir! Ein Kerl, der Küſſe giebt und nimmt, der einen jungen, heißen, lieben, ſchmiegebangen Leib an ſich preßt, und zu dem die zwei ſchönſten Augen der Welt ſagen: ich vertraue auf Dich, Du wirſt's wohl machen!

Oh! Eine ganze Leibgarde des Teufels, beſtehend aus lauter dämoniſchen alten Weibern, will ich zum Frühſtück mit aufeſſen, und ich tanze, wenn's ſein muß, mit des Teufels Großmutter ſelber Kankan, ſo lange, bis ſie am Boden liegt und nimmer ſchnaufen kann.

So ſtehen die Sachen.

* * *

Ich wollte aber, Du könnteſt mich jetzt mal ſehen, wenn ich mit den beiden Mädeln ausziehe und, etwa nach St. Alban, ſpaziere.

An der einen Hand Brigitten,
An der andern Hand Babetten
Schreit' ich wie in Roſenketten
Liebespfingſtochsfeierlich.

Wenn Du aber gar ſäheſt, wie ich mit Brigitten allein gehe — Du würdeſt Dich auf Deine große Präzeptorenſtirn klopfen und ſagen: Das der Graunzer? Graunzer, der Miſogyn? Graunzer, der Würdebär?

Denn, ſiehſt Du, alter Peter: Wenn ein junger Mann mit einem jungen Mädchen, das er liebt, und das hinwiederum ihn liebt, ſpazieren geht, ſo macht er nicht ein Geſicht, wie ein Pintſcher, der ſpaniſche Fliegen gefreſſen hat, und er wirft auch keine grimmigen Blicke um ſich, wie ein hämorrhoidariſcher Bibliothekar oder Geheimrath, ſondern, erſtens, was ſeine Beine anlangt: er hat einen ſehr fröhlichen und luſtigen Gang, als wollt er ſagen: gebt mir ein Sprungbrett und ich ſpring' in den Himmel, Gottvatern direkt auf den Schooß; und, zweitens, was ſein Geſicht anlangt: er mißbraucht deſſen Muskeln nicht zu ſenkrechten Falten des Aergers, ſondern er benutzt ſie vielmehr zu den wagerechten Falten, auf denen ſich die Fröhlichkeit lagert, und ſeine Augen liebkoſen die Welt.

Die Welt, das heißt: ſein Mädchen.

Und das auch nicht bloß mit den Augen, ſondern auch mit den Händen und mit den Lippen.

Und dabei begiebt es ſich denn wohl zu manchen

Malen, daß dieſer junge Mann und dieſes junge Mädchen ſich im Schatten einer Linde niederlaſſen.

Hoch auf einem Berge ſteht ſie, die Linde, wie ein Tempelpoſten, groß, ruhig, herrlich; ſteht vor einem rauſchenden Walde. Dunkel iſt der und voller Heimlichkeiten. Zwiſchen hohen Buchen iſt in ihm ein Platz, ein großer, runder, grüner Wieſenplan — das iſt ein Garten der Seligen, und die Seligen, das ſind meine liebegewordenen Gedanken. Oh, Peter, wenn ich Dir erzählte, in was für ſchönen Kleidern die luſtwandeln, und wie hold ſie von Antlitz ſind! Es lacht der blaueſte Himmel über ihnen und freut ſich dieſer ſchönen, fröhlichen Geſchöpfe. Vor der Linde aber, dieſer großen, reichen, in deren Aeſten tauſend Bienen ſummen und ſich berauſchen, breitet ſich eine andere Wieſe, eine blumige, mollig umbuſcht und legt ſich hinab, den Berg hinunter wie ein grüner Teppich.

Nun ſieh: die beiden liegen im Schatten dieſer Linde und küſſen ſich und ſehen bald hinauf in die Blätterwelt, in der die Bienen ſind, bald auch hinüber in den Wald, wo die Heimlichkeit der Seligen wohnt, bald auf die Wieſe hinab in's Thal zum See, zu allermeiſt aber ſich in die Augen, lange und tief. Du: in ſolchen Mädchenaugen, die voll Liebe ſind, iſt auch mehr, als Eure Schulweisheit ſich träumen läßt, Herr Doktor.

Als ich ein kleiner Knabe war, ſollt' ich mich einmal photographiren laſſen. Man ſtellte mich auf einen Stuhl und verlangte, ich ſollte ſtille ſtehen, aber ich fürchtete mich und zappelte. Da ſprach der kluge

Mann hinter dem Gucklochkaſten: paß auf, Junge, aus dem ſchwarzen Loche hier werden gleich Soldaten marſchirt kommen! Und ich ſtand ſtill und ſah, — wirklich, ich ſah Soldaten.

Dasſelbe paſſirt mir, wenn ich in Brigittens Augen ſehe.

Zwar Soldaten ſeh' ich nicht, aber Dinge, die mir heute ſo lieb ſind, wie Soldaten damals.

Zum Beiſpiel, wieder unter der Linde: ich ſeh' in ihrem Auge die Wieſe, die zum Thale geht, aber auf der Wieſe dreht ſich ein Tanz von Mädchen, ein Tanz um ſie:

Und ſie ſchweben und ſie heben
Ihre Arme, ihre weißen,
Dieſe ſchönen runden Arme
Gegen das Blau des Sommerhimmels.

Wie von bunten Schmetterlingen
Wehen Farben durch den hellen
Tag, es ſind die ſeidenbunten
Tanzgewänder dieſer Holden.

Ihre Füße ſind dem Raſen
Linde, leiſe Neckerinnen;
Ach, die ſchönen, nackten Füße!
Gerne hätt' ich ſie zum Küſſen.

Gern', ach gerne, hätt' ich alle
Dieſe holden Tänzerinnen,
Doch ich weiß, wollt' ich ſie greifen,
Wehten ſie in Blatt und Blüthen.

Nur ein leiſer Duft von Roſen,
Gelben Roſen, bleibt zurück, und
Tief im Buſch verklingen leiſe,
Windverwehte Walzerhauche ....

Siehſt Du, ſo was ſehen junge Leute in jungen Mädchenaugen. Ihr Alten glaubt es natürlich nicht. Natürlich! Wie ſollten alte Leute ſo was glauben! Brummt nur! Brummt! Wir Jungen verdenken's Euch nicht, wenn Ihr nichts dazu zu ſagen wißt, als: Schwindel!

Iſt aber keiner. Noch ganz andere Sachen ſieht unſere hellſichtige Jugend, Sachen, daß Einem das Herz ſchier ſpringen möchte vor Glück.

Vielleicht erzähl' ich Dir auch von dieſen noch einmal.

Ich bin ſehr zum Erzählen aufgelegt, und es könnte ſein, daß ich noch zum Dichter würde gratia Brigittae.

Was nicht Alles aus einem Bibliothekar werden kann, wenn er in der Venusſonne liegt.

Aber ich bin nicht ſtolz, ſo jung ich geworden bin, und

bleibe

Dein

Krazi.

Anmerkung des Adreſſaten: Es hat ihn.

XXVII.

Herr Pankrazius Graunzer versucht, hinter sich selber herzugehen und die Aehren zu lesen, die aus dem breviario Brigittae fallen, giebt es aber als unfruchtbar auf und ermannt sich statt dessen zu einem wichtigen Entschlusse.

Ich glaube, wir befinden uns gegen Ende des Juli. Es ist eine himmlische Hitze, und die Sonnenstrahlen quirlen die Luft, daß sie wie's Wasser im Klostopfe wellt.

Ich sitze gut auf meinem Balkon zwischen den Weinranken. Unten muht Gerschle-Pepis Kuh; ganz ferne, irgendwo, donnert's, als wäre es des Kuhmuhs Echo; drüben auf Andechs blitzt ein Fenster in der Sonne.

Sitzt wohl ein kluger, alter Benediktiner dahinter und sinnirt behaglich in die Landschaft hinab und denkt sich: Schabt mir die Glatze!

Geſtern war ich drüben.

Was das ſchön war!

Erſtens, weil's überhaupt ſchön iſt, und zweitens, weil ich mein Brevier mithatte.

Ich leſe ſonſt nicht gerne draußen. Nur den Vogelweiden-Walther und das Brevier — die beiden können die Konkurrenz der Natur aushalten. Denn ſie ſind ſelbſt Natur.

Das Brevier noch mehr als der Walther. Denn das Brevier iſt Brigitte. Nein: bloß ein Theil von ihr. Ach, bloß ein ganz, ganz kleines Theilchen, — ein paar Briefe.

Sie ſchickt ſie mir mit einem kleinen Mädelchen, die ich, nicht ſehr zart, die Rotznaspoſt nenne und die durch dieſe Botengänge noch zur Kapitaliſtin werden wird. Denn ich gebe ihr, — Liebe macht generös, — für jeden Brief einen großen Nickel.

Ein ganzer Haufen von den Briefen liegt vor mir.

Ich mag ſie nicht chronologiſch ordnen. Anordnen, — das paßt nicht zu ihnen. Es ſind Feldblumen, die man nicht an Drähte ſpießt und zu Bouquets maltraitirt.

Wenn ich mit ihnen ſpazieren gehe, mach' ich's ſo: Ich nehme ſie, wie ſie mir gerade in die Hände kommen, und ſtecke ſie in die rechte Bruſttaſche. So. Nun los. Welchen werd' ich zuerſt greifen?

Und ich fange an, auszurathen. Das iſt eine gute Vorübung, der ich obliege, ſo lange ich in der Nähe menſchlicher Wohnungen bin.

Dann aber, ſobald ich rings um mich nichts ſehe,

als Wieſen, Felder und Himmel: dann der Griff in's Glücksrad und ſtehen geblieben und geleſen . . .

Jeder geleſene Brief kommt in die linke Bruſttaſche, und wenn dieſe voll, die rechte aber leer iſt, wende ich mich um und trete den Rückgang an, während deſſen die Briefe wieder langſam von links nach rechts wandern.

Daß ich mich dabei nicht ſelten verlaufe, — was Wunders? Ach, ich verlauf' mich immer, — in den Himmel.

* * *

Ich möcht's 'mal verſuchen, hinter mir ſelber herzugehen bei einem ſolchen Spaziergang, 'mal die Aehren zu leſen, die ich habe fallen laſſen, mir 'mal ſelber zu erzählen, wie ſchön es geweſen iſt, das Wandern mit dem Breviario Brigittae.

Was fiel mir geſtern zuerſt in die Hand, da oben, hinter Skt. Georgen?

Ah, der da war's:

„. . . Wenn ich in der Früh aufwache, ſo denk ich gleich an Di und kann mich ärgern, weil es mir von Dir nicht träumt hat. Aber gar nicht, nicht mal bloß ſehen, gar nichts. Komm, nehm mich und halt mi recht feſt in Deinen ſtarken Armen. Haſt Du mich lieb? Ja! Ich küß Dich ſo, daß Du todt biſt, und dann küß ich Di wieder lebendig. Nein, ich küß Dich nur, bis Du ſchlafſt. Gell? — — —

Wenn Du kommſt, ſo nimmt Dich Miezi und tragt Dich überallhin . . ."

Ach, Du Aff', Du, ſchreibſt es hin und weißt gar nicht, wie wahr es iſt! Wo haſt Du mich ſchon überallhin getragen!

Dann, hinter der Kapelle mit dem Weidenbaum, kam mir der in die Hand:

„Ein kleiner Spatz ſitzt vor meinem Fenſter und ſchaut zu mir rein. Grüß Di Gott, Spatzei, ich liebe Dich! Prr fliegt er weg, nauf zum Gerſchle-Pepi-Haus. I glaub, der Spatz warſt Du!

Nicht böſe ſein, daß ich ſo dummes Zeug ſchreib! Es iſt mir aber immer beſſer, wenn ich das Geſindel los bin.

Und da ſitzt auf einem Male wieder einer da, aber ein ganzer kleiner jetz, und piepſt jämmerlich und fiercht ſich, daß er 'runter fallt. Ich glaub 's is a junger.

Ach, mir iſt ſo ſchwerherzig, Du. Ich hab Dich ſo lieb."

— — — — — — — — — — —

Merkwürdig, dieſe Briefe, ſo lieb ſie mir ſind, wenn ich ſie ſehe, — ſie verändern ſich, wenn ich ſie abſchreibe. Plötzlich ſehen ſie dann kahl und dürftig aus.

Umgeſetzte Pflanzen!

Warum thu' ich es überhaupt?

Will ich mir vielleicht über etwas klar werden?

Ueber Brigitte? Ueber mich? Ueber uns beide?

Ach! Das Blatt mag ich dreh'n und wenden wie ich will: es zeigt nur den einen Text:

Und wenn Du die Welt abliefeſt im Kreiſe
Und liefeſt die Kreuz und Quer,

Du fändeſt in Nord, Süd, Oſten und Weſten
Keine die beſſer wär',
Sie iſt die Eine, Dir vorbeſtimmte,
Daß ſie das Werkzeug ſei,
Daß Du das Wunder mit ihr verübeſt:
Eins und Eins iſt — Drei.

Und ſiehe: damit bin ich wieder zu der Fahne zurückgekehrt, unter der ich auszog, ein Weib zu ſuchen: der künftige Junker des Kiebitzhofes lacht mich an mit Brigittens braunen Augen.

Oh, was das für ein Lachen iſt!

Es iſt, als wäre all' meine Seele nichts als ein Lächeln der Zuverſicht und Begnadung.

Das iſt es, wodurch meine Liebe ſich von der zutappenden Liebe der Jahrjungen unterſcheidet: in mir iſt nicht bloß der Wunſch, zu beſitzen; in mir iſt auch der Wunſch, zu ſchaffen.

Darum iſt etwas von Schwarmgeiſterei in meiner Liebe, und in manchen Augenblicken komm' ich mir gar ſupranaturaliſtiſch vor — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Hm . . . Ja, ja . . . Arme, liebe, kleine Brigitte, was Du für einen auspergamentirten Bua haſt. Es iſt doch eigentlich ſtilwidrig — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wie? Unſinn! Ich wäre wahrhaftig im Stande und machte im letzten Augenblick Dummheiten aus Mitleid, dieſe dümmſten Dummheiten.

Gottlob, daß ich Jemand habe, der es verſteht,

mir den Text zu leſen mit Augen, die in jedem Nebel einen Lichtkern finden.

* * *

Aber es iſt Zeit, zu handeln. Gott hat mir ein Korn geſchenkt, das bald geſchnitten ſein will. Ich wär' ein ſchlechter Bauer, wollt' ich es auswachſen laſſen, das arme, liebe, ungeduldige, goldige Korn.

Auf, Fauſte, in's Reich der Mütter!

XXVIII.

Ein Bündel Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle, genannt die Briefe vom Kriegsschauplatze.

Skt. Georgen, am 4. Auguſt.

Lieber Peter,

es wird mobil gemacht. Brigitte hat genug geplänkelt. Das arme Kind iſt ſchon marode. Die Sache liegt ſchlimmer, als ich gedacht.

Die Mutter will nicht.

Das ſteht feſt.

Ich habe daher den Bruder und die Yankeeſe als Bundesgenoſſen geworben. Beim Himmel: keine ſaubere Allianz. Aber es mußte ſein.

Sie bohren nun zu zweit an der Alten, und die Angebohrte läßt ihren Zorn über die Operation an Brigitten aus.

Verweinte Augen. Verweinte Briefe.

Ich ſelber renne hin und her und frage und bitte

und tröste und, wenn ich zu Hause bin, fluch ich und halte grimmige Monologe.

In zweierlei Eigenschaft, so scheint's, bin ich der chère mère unlieblich: einmal als Preuß' und dann als Ketzer.

Ich betheure, daß meine Seele nicht preußischer und lutheranischer ist, als die Seele eines Stallpintschers.

Hilft nichts: der Taufschein beweist, Seele ist Nebensache.

Ich weise darauf hin, daß die Dame aus den Vereinigten Staaten auch nicht in Bayern geboren und auch nicht mit katholisch geweihtem Wasser getauft ist.

Hilft nichts: bei einer Frau ist das ganz was Anderes. Die wird halt das, was der Mann ist.

Darauf versuch' ich, mich auf allerlei tiefgründige Entwickelungen einzulassen (eine Heidenschinderei, kann ich Dir sagen).

Hilft nichts: die Alte kapirt kein Wort.

Soll ich vielleicht katholisch werden?

Nein! Man kennt das! Ich würde halt so katholisch, wie ich jetzt lutherisch bin. Das wär' ein sauberer Katholizismus.

Und so dreht und dreht und dreht sich die Scheibe, aber ein Topf wird nicht d'raus.

Beim hohen Himmel: man könnte rabiat werden und drehkrank bei dem Geschäft.

Aber dann treff' ich mich auf ein paar liebe

Minuten mit Brigitten auf dem Anger, und es ist Alles wieder gut.

Goldene Wellen, die die Sonne tragen,
Kommen mir aus ihren Augen her.
Wirf, du dummes Herze, Grimm und Klagen
Tief hinab in dieses goldene Meer.

Dein

Pankraz.

* * *

Skt. Georgen, am 10. August.

Lieber Peter!

Da bin ich und trag' auf der Spitze meines Schwertes den Kranz des Siegers aus heißer Schlacht.

Ah, mein Lieber, derber durchgewalkt ist noch kein Ritter heimgekehrt aus dem Kreuzzuge.

Vielleicht findest Du das Bild ein Bischen kühn (ich thue desgleichen), aber ich muß es doch aussprechen, denn es thut mir wohl, es zu sagen: meine Seele schwitzt von diesem Kampfe.

Nicht umsonst wohn' ich in Skt. Georgen, denn es war mir beschieden, mit einem Drachen zu kämpfen.

Höre und bewundre mich!

Gestern erklärten mir meine Alliirten, der Plan sei bereit, und ich sollte ausziehen und mein Heil versuchen. Freies Geleite sei mir gewährt, und hinausgeworfen würde ich höchstens am Schluß.

Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir bei dieser Eröffnung ein wenig bänglich zu Muthe ward.

Brigitte zitterte am ganzen Leibe, und ihre Angst

war ſo groß, daß ſie weder weinen noch ſprechen konnte. Wortelos begleitete ſie mich zu dem Hauſe hinauf, in dem die Mutter Tags über weilt.

Ach, ihre Augen zu ſehen, wie ſie voll Liebe und Sorge waren! Und wie ſie ſich an mich ſchmiegte, daß ich ihr Herz klopfen fühlte.

Ich hatte Luſt, dieſer Mutter vorher die Fenſter einzuwerfen, eh' ich ſie um die Hand ihrer Tochter bat.

„Kehr' jetzt um, Mädi, und hab' keine Angſt. Sie wird ſchon ja ſagen."

Sie ließ den Kopf hängen und lief, lief ſchnell den Berg herunter.

Unten blieb ſie einen Augenblick ſtehen, wandte mir ihr Geſicht zu und rief nur das eine Wort: Du!

Wer das Wort in Muſik ſetzen könnte!

Alle Kunſt iſt Geſtammel.

* * *

Ich trat in's Haus.

Und nun ging mir's, wie mir's immer geht in ſchweren Lagen. Vorher bin ich keiner von den Muthigſten, aber, ſobald ich der wüſten Frau Gefahr direkt in's Auge ſehe, kommt Ruhe und Zuverſicht über mich. So ging mir's im Examen, ſo ging mir's, als ich damals mit dem lächelnden Biedermann Piſtolen knallte, und ſo alſo auch jetzt, als es ſich um viel Wichtigeres handelte, um das liebe Brigittenwunder.

Alſo: ich war heroiſch kühl.

Die Alte ſaß in einer rauchigen Werkſtatt und goß zinnernes Spielzeug, das, in Verkleinerung, allerlei

Altargeräthe der katholischen Kirche darstellte. (Das ist nämlich das Geschäft, das sie nach dem Tode ihres Mannes fortsetzt, obwohl sie es „nicht nöthig“ hat.)

Ich dachte an den Kugelguß in der Wolfsschlucht, und es war Alles sehr stimmungsvoll und ungewöhnlich.

„Parbleu“ sagte ich zu mir selber (wirklich: parbleu sagt' ich, — es war darin wohl ein Bischen Renommirfuchsigkeit), „parbleu, es ist mir doch lieber, als wenn ich in irgend einer ‚Berliner Stube‘ zwischen Ausstattungsstücken preußischen Tapeziergeschmacks diesen Tanz tanzen müßte“, und ich freute mich, wie der grüne Garten in diese rauchige niedere Bude hineinschien.

Also: Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!

Huppdich! Da hatt' ich schon einen Sauhieb weg.

Madame war nämlich liebenswürdig und sprach also:

„So, das is schee, daß der Herr Doktor sich 'mal das Zinngießen anschaugn will! Gell, so 'was haben's in Berlin net?“

„Nein, wirklich nicht! Sehr interessant! Ah! So sieht so eine Form aus? Hm! Und das ist ein Gießlöffel? Ja ja, das will gelernt sein!“

„Ach, is net schwer. Wollen's ebet mal versuchen?“

Und richtig: ich mußte erst lernen, eine Monstranz zu gießen.

Am liebsten hätt' ich Alles zusammengeschmissen, aber ich hielt an mich und goß, daß mir der Schweiß in Perlen die Backen hinunter rann.

„So! Recht ſchee! Recht ſchee! Ja, ſo a Doktor, der lernt halt Alles gar ſchleuni.“

„Zumal ein preußiſcher Doktor, nicht wahr?“

„Ja, die Preißen. Dös ſan halt Malefizi . . . Na, na, nix für ungut Sie wiſſen ſcho. I moan's net ſo ſchlimm.“

„Wirklich nicht? Aber dann iſt's ja gut! Dann können Sie mir ja auch Brigitten geben!“

„'s Brigittle? Was wollen S' denn mit dera? Die is ja viel z'ſchlecht für ſo an noblichten preißiſchen Doktor! So a dumm's Mädl! Viel zu ſchlecht is!“

„Das muß ich ſchon beſſer wiſſen. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt nichts ſo Liebes und Gutes giebt, und, ſehen Sie, ich bin doch nicht bloß ein Doktor, ſondern auch ein ziemlich alter Knabe. Vierzig.

„Hm. Ja. Dös is grad. I moan halt: Dös kann net recht ſei'. Sie is z'jung no!“

Darauf war ich nicht gefaßt! Denn das war ja eigentlich nicht unvernünftig.

Aber über dieſen vernünftigen Einwurf, der ihr, wie ich bald merkte, durchaus nicht ernſt war, kamen wir ſchnell weg.

Nicht ſo ſchnell leider über Anderes.

Der „Preiß“ und der „Ketzer“ waren auch ſchnell abgethan, eigentlich kaum berührt, ſo daß ich die Empfindung hatte, bisher von meinen Alliirten ganz falſch berichtet worden zu ſein. Die Alte ſpielte ſich vielmehr eher als Freigeiſt auf und that ſo, als kümmere ſie die Religion gar nicht.

Dagegen verlegte ſie ſich mit einem wüthenden

Eifer darauf, mir klar zu machen, wie unendlich tief Brigitte unter mir ſtehe. Ich habe noch nie einen Menſchen ſo ſchlecht machen hören, wie es hier einer Tochter durch ihre Mutter geſchah.

Du kannſt Dir denken, in welchen Zorn mich das verſetzte.

Schließlich ſchrieen wir uns rechtſchaffen an, und die Alte ſprang wie im Veitstanze um mich herum, eine Schlechtigkeit nach der andern auf ihre Tochter häufend.

Ich bring' es nicht über mich, die Worte und Bilder zu wiederholen, die ſie gebrauchte. Ihr ganzes Gebahren machte einen pathologiſchen Eindruck, und ich hatte zuweilen direkte phyſiſche Angſt vor dieſer fuchtelnden, worteſpeienden Aufgeregtheit.

Aber ich hielt Stand und behauptete das Feld. Sie konnte nicht halb ſo viel ſchimpfen, wie ich pries, und ſchließlich fiel ſie erſchöpft in ihren Stuhl und lächelte bloß noch blöde zu der großen Schlußrede, die ich auf Brigitten hielt.

Und ſiehe: aus dem blöden Lächeln wurde ein befriedigtes Lauſchen, und ein ganz anderes Lächeln gewann Macht über dies gelbe, harte Geſicht, das langſam weich und freundlich wurde, und ich merkte: Das ganze Geſchimpfe war nur Scheingefecht, die ſtärkſte ihrer Taktiken, meinen Angriff abzuſchlagen und das zu behaupten, was die Alte in mütterlichem Egoismus für ſich ſelber behalten wollte: Brigitte, das Scheuſal.

Du kannſt Dir vorſtellen, daß mich das um ſehr

viel milder gegen ſie ſtimmte, obwohl ich deshalb nicht nachlaſſen konnte, meine Sache zu verfechten, die zugleich Brigittens Sache war. Auch muß ich geſtehen, daß dieſe Gattung mütterlicher Liebe mir nicht ſonderlich behagt. Verſtieg ſie ſich doch ſo weit, daß ſie es als ihr Ziel erklärte, Brigitte in ein Altjungfernſtift einzukaufen, um ihrer völlig ſicher zu ſein. Und dabei kam Eines heraus: die Alte meinte, nicht aus mütterlichem Egoismus zu handeln, ſondern aus mütterlicher Fürſorge:

„Ich weiß, was es mit dem Verheirathetſein is: Nix als Sorg'n und Wehthum. Und's Ende is das Wittfrauthum, das allerſchlimmſt'."

Wie ſie das ſagte, überkam mich für eine Weile dieſe verfluchte Objektivität, die uns Deutſche ſchon manchmal im kritiſchen Momente in die Hand unſerer Gegner geſpielt hat, unſre vermaledeite Erbtugend, an der wir wahrſcheinlich noch zu Grunde gehen werden. Sie trieb's ſo toll mit mir, daß mir — Antigone einfiel! Der Frauen Schickſal iſt bejammernswerth . . .

Ja ja, Leben und Lieben . . . Lyriſch macht ſich's recht ſüße, aber . . .

Nein doch! Ich weiß, daß ich kein Hundsfott bin, Gottlob, und Brigitte wird nicht zu klagen haben und wird nicht klagen.

Das ſagte ich denn auch ihr, und ich ſagte es ſo, daß es ſie überzeugte, und ſo kam es, daß ſie mir die harte, knochige Hand gab und ja zu meinem Wunſche ſagte.

Vier Stunden hatte der Kampf gedauert, während

dessen aus einem Drachen eine zwar nicht sehr liebenswürdige, aber doch eine nach ihrer Art liebende Mutter wurde, — wenigstens für mich, der ich ihr abbitte, daß ich sie so häßlich beurtheilt habe.

Ich rannte hinaus. Ich rannte den Berg hinab. Ich rannte in Brigittens Arme, und, weiß Gott, wir zweie haben geweint mit einander vor Glück.

Jetzt ist bloß die Frage: wann wird Hochzeit sein?

Denn ich habe Eile, Peter! Mir wird Angst, daß, wenn ich nicht ganz fix mache, irgend etwas Plumpes, Dummes, Gräßliches kommt, das da sagt: Weg da, Glück!

Also: Laufschritt! Marsch! Marsch!

Dein
sehr glücklicher
Pankrazius.

* * *

Skt. Georgen, am 20. August.

Lieber Peter!

Das Schiff hat ein Loch,
Aber an's Land kommt's doch.

Höre: Nachdem die Alte Handschlag und Jawort gegeben, bin ich, Verschiedenes, z. B. ein Brautkleid (ein hold weißseiden Gedicht), zu kaufen, nach München gefahren. Ich lief dort wie auf Sammt, so leicht und glücklich war mir zu Muthe, da, plötzlich, heute, als thäte sich flammend der unbewölkte blaue Himmel auf, kommt mir die schauderhafte Nachricht: die Mutter nimmt

Alles zurück, will nimmer, Alles ist aus. Und flehentlich bat Brigitte: Komm! Komm!

Ich fuhr sofort nach Dießen. In einem Gewitterguß lief ich von Wilshofen, bis ich am Hausthor stand. Durch's Fenster sah ich Brigitten ganz verweint in der Ecke sitzen. Ich läute; sie springt heraus, mir an die Brust und weint und weint. Drängt mich aber fort. Ich dürfe nicht hinein, sie werde Nachts kommen und mir Alles sagen.

O, dieses Warten nun!

Endlich kam sie. Es war elf Uhr. Stockdunkel die Nacht und gießender Regen.

Die arme nasse Maus! Und konnte wohl eine halbe Stunde nicht reden vor Weinen.

War fortgelaufen, obwohl sie sicher glaubte, daß es bemerkt werden würde. So, mitten in der Nacht, erzählte sie mir, es wäre wie Raserei über die Mutter gekommen, die sie nun mißhandelte in ihrer Wuth. Ja, sie sollte nur zu mir laufen, immer zu! Aber nicht mit ihrem Willen! Wählen sollte sie zwischen dem Hergelaufenen und der Mutter, die ihr als Segen einen Tritt geben wolle, daß sie nur recht weit wegflöge, recht weit.

Und die ganze Familie sofort im Einklange mit dieser Tonart. Von allen Seiten war man auf das arme Kind losgefahren.

Wie ein verprügeltes kleines Hündchen kam sie mir vor, und wenn sie mir jetzt gesagt hätte: Ich muß Dich lassen, — ich hätte nicht das Herz gehabt, sie zu schelten.

Welches Mädchen hätte nicht ſo gethan?

Aber in ihr war von dieſem Gedanken nicht ein Hauch.

Ihre Arme langten nach mir, ihr Herz war ſchon fort aus dem Hauſe, in das mir der Zutritt verwehrt ſein ſollte.

Hätte ich jetzt, im Sturm der Regennacht, geſagt: Komm, wir wollen gehen! — ohne Beſinnen hätte ſie meinen Arm genommen.

Ich dachte einen Augenblick daran, ſo zu handeln, aber ſchließlich überlegte ich, daß das zwar romantiſch, aber auch unklug und unrecht wäre. Ich brachte ſie alſo zurück an ihr Haus und half ihr zum Fenſter hinein. Eine Weile blieb ich und lauſchte, ob ſich kein Lärm erheben würde. Aber es blieb ruhig. Es war nichts bemerkt worden.

Das war ein Tag, heute!

Aber da ſeh ich, daß ſchon der Morgen graut und daß alſo auch dieſer böſe Tag bereits vorüber iſt. Jetzt heißt es nun ſchnell die andern böſen folgen laſſen, damit wir auf die guten, die ſchon auf dem Wege zu uns ſind, nicht zu lange warten müſſen.

Wie ſang unſ're rothmützige Jugend?

Hopp, hurrah, voran!
Es ſchleicht der Wicht, es ſpringt der Mann;
Und ging es in die Speere!
Ein Ende mach' dem Sauermuth,
Das Glück iſt bloß dem Raſchen gut,
Das Glück und auch die Ehre!

Jetzt noch drei Stunden auf's Ohr gelegt, dann dieſen Brief auf die Poſt und dann, was kann da ſein, hopp, hurrah, in die Speere!

Dein

Krazi.

* * *

St. Georgen, den 21. Auguſt.

Lieber Peter!

Gottlob, das Feld iſt klar. Ich hatte ſchon Angſt, daß wiederum diplomatiſirt werden müßte.

Nein. Ich bin kurzweg hinausgeworfen, will ſagen gar nicht eingelaſſen worden und nun, mein Lieber, ſollſt Du eine kleine romantiſche Entführung erleben und ſtolz auf Deinen alten Korpsbruder ſein, daß er raſch wie ein junger das Glück am goldenen Schopfe packt.

Brigitte und ich haben heute das Kunſtſtück fertig gebracht, trotz aller Belauerung zuſammen zu kommen, und wir haben beſchloſſen, auf und davon zu geh'n. Jetzt, wo keine Wahl mehr iſt, iſt es uns Beiden, als hätt' es gar nicht anders kommen können, und wir berathſchlagen unſer Werk mit einer Art von kühler Heiterkeit.

Gott, wer das mir prophezeit hätte!

Tante, Tante, was ſagſt Du nun! O, ich weiß, Du giebſt mir Recht, ſo wenig Du von Allem wiſſen wollteſt, das nach billiger Romantik ausſieht. Wir handeln in der Nothwehr. Man will uns unſeres Rechtes auf uns berauben. Freilich greift man uns

mit den Waffen des formalen Rechtes an. Ei freilich! Aber wir ziehen das Recht vor, das mit uns geboren ist.

Du runzelst die Präzeptorenstirn, Peter? Na, warte nur, wenn ich Dir Brigitten zeigen werde, wirst Du sie wieder glätten.

Dein staatsgefährlicher
Pankrazius.

* * *

Augsburg, in den Drei Mohren
am 30. August.

Mein theurer Peter mit der Runzelstirn!

Es ist wirklich wahr, man ißt in den drei Mohren ausgezeichnet gut, und wenn Du mir's nicht glauben willst, so frag' Deinen Kollegen, den Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern, der augenblicklich mit seiner Nichte Sophrosyne in diesem sehr vortrefflichen Gasthaus abgestiegen ist und es sich über die Maaßen wohl sein läßt bei altem Burgunder Nuits und Schweinsbraten nebst Bauchstecherlen, einem schwäbischem Gerichte von großem Liebreiz.

Ich habe mir nämlich, um Dich für Deinen sauerkloßigen Brief wenigstens etwas, wenn auch viel zu gelinde, zu bestrafen, Deinen vielwerthen Namen beigelegt, da ich Ursache habe, den meinen hier nicht zu nennen, denn Deine Nichte Sophrosyne ist meine liebe Brigitte, und wir zwei Beiden befinden uns fröhlich auf dem Pfade, vor dem Du so eindringlich und in unver-

kennbaren Anklängen an den Stil der lateiniſchen Aufſätze abgerathen haſt.

Ich ſehe Dich erbleichen, Alter, und ſo will ich Dich denn gleich tröſten.

Alſo: Unſre Flucht (das klingt!) hat ſich nicht ganz ſo freiwillig und vorbedacht geſtaltet, als wir eigentlich vorhatten. Das Schickſal, das es ſo gut mit uns meint, hat uns vielmehr im letzten Augenblick noch einen mildernden Umſtand geſtiftet.

Spitze die Ohren, mein Freund, paß auf und laß mich erzählen! —:

Brigitte und ich lebten ſo heiter und zuverſichtlich, wie Leute leben, die einen guten, ſtarken Vorſatz gefaßt haben und dabei ſind, ihn in allen Einzelheiten der Ausführung zu überdenken. Wir konnten uns nur heimlich ſehen, aber das machte unſre Zuſammenkünfte nur noch reizvoller. Freilich, kurz waren ſie, zu kurz, und das wollte uns nicht behagen.

Deshalb beſchloſſen wir, einmal kühn zu ſein und uns einen ganzen Sonntag Nachmittag zu ſchenken, einfach ſo, daß Brigitte mit einer Freundin, die nun natürlich in's Vertrauen gezogen werden mußte, ſcheinbar ſpaziren ginge, in Wahrheit aber zu mir käme, während die Freundin in ihrer Güte allein weiterſpazirte.

Und ſo geſchah's. Alles ging nach Wunſch, wir thaten uns gütlich aneinander, und, wie es in dem alten chineſiſchen Roman vom ſchönen Mädchen von Pao heißt: „Die Freude der Fiſche im Waſſer zu ſchildern, iſt überflüſſig.“

Als der Abend kam, ſtellte ſich die Freundin wieder ein und holte Brigitten mit ſpitzbübiſchem Lächeln ab. Es ſah hübſch aus, wie die beiden Mädchen mit einander heimwärts ſchritten durch die Dämmerung. Oft wandte Brigitte das liebe Geſicht zurück, und immer, wenn ſie es that, war mir's, als leuchte die Sonne im grauen Dämmer.

Wie der Abend dichter ward, ging ich auch in den Ort, in ein Wirthshaus, das dem Vater des Mädchens gehört, durch deſſen einſamen Spaziergang uns die Möglichkeit, allein miteinander zu ſein, gegeben worden war. Ich war etwa fünfzig Schritte vor dem Thore des Hauſes, da hör' ich im Dunkel was Leiſes, Rauſchendes hinter mir her, und wie ich mich umdrehe, liegt mir auch ſchon Brigitte am Hals, ſchluchzend, feucht die Backen von Thränen.

Es war lange nicht möglich, ein Wort aus ihr herauszubekommen. Erſt, als ich ſie weit hinaus, den Hügelweg hinauf, geführt hatte, der nach Landsberg geht, rang ſich's langſam los aus ihr.

Was ſoll ich Dir's weitläuftig erzählen: es war bemerkt worden, wo ſie geweſen war, und, da ſie es auch ruhig und feſt geſtanden und erklärt hatte, ſie werde ſich nimmer von mir losreißen laſſen, hatte die Mutter, raſend vor Wuth, ſie zur Thüre hinausgewieſen mit den Worten: ſie ſolle zu mir gehen und bei mir bleiben und es nicht wagen, ſich wieder vor ihr ſehen zu laſſen. Es hatte auch nicht an handgreiflichen Hinzufügungen gefehlt.

Und da hatt' ich ſie nun, meine liebe kleine Frau.

Anfangs flogen mir die Pulse vor Aufregung und Zorn und Schmerz, aber, just als der Mond herübertrat über den Burgwald und silberschön das Mädel beglänzte, da kam mir's wie ein Gefühl ruhigen Dankes, und ich nahm sie an den Hüften und hob sie hoch und küßte sie lange und schwang sie dann herum im Kreise und lachte sie an und sagte: Herrlich, Mädi, so brauchen wir also nicht auszureißen, sondern gehen ganz friedlich miteinander ab und lassen die Andern uns gern haben, allemiteinand.

Gell?!

Ja! sagte sie leise und sah mich mit wehfrohen Augen an, die sprachen: wie Du willst!

Nun lagen die Dinge aber so: die Mutter würde freilich keinen Finger rühren, um rückgängig zu machen, was sie gethan, und ginge Brigitte jetzt in's Haus zurück, die Alte würde sie mit einem Scheit Holz hinaustreiben und nur bedauern, daß nicht Winter und Sturm draußen ist. Aber der Bruder und die Schwägerin — die würden Alles versuchen, sie zurückzuholen. Sie würden sie vielleicht eine Weile vor der Alten verborgen halten, bis sich deren Wuthparoxysmus in etwas gelegt hätte, dann aber, zumal wenn ich fort wäre, würde sich Alles langsam wieder einlenken.

Liebe, verständige Verwandte, — nicht wahr?

Ach, Du Idealist! Was sich die wackeren Zweie retten wollten, war nicht die Schwester, nicht die Schwägerin, — war einfach der billige Dienstbote, das treue, eifrige, willige Arbeitsthier, das keinen Lohn verlangte und mehr that als ein Fremdes.

Du glaubſt das nicht?

Es iſt aber leider ſo. Der Bruder hat mir's an jenem Abend, geſtern Abend, ſelber geſagt.

Denn nun kam Folgendes. Ich brachte Brigitten in einem Hauſe oben in Skt. Georgen unter, das ein mir bekannter Maler mit ſeiner Frau bewohnte, machte Alles Nöthige mit ihr aus und ging dann in das Gaſthaus, um mit Brigittens Freundin Einiges zu beſprechen. Denn das arme Thierchen hatte ja natürlich keine Reiſekleider, keinen Hut, keine Schuhe.

Die Freundin war bald verſtändigt und ſchnell bereit, zu helfen, und ich ging nun, mich zu ſtärken, in's Gaſtzimmer. Wunderlicher Gegenſatz! Da knallten die Zimmerſtutzen, da klangs von Zither und Guitarre, und die Maßkrüge donnerten auf die Tiſche.

Der wackere Bruder war auch bei den Schützen. Gerad, wie ich eintrat, war er am Schuß. Er zielte lange, drückte ab und traf in's Schwarze. Allgemeines Halloh, die Maßkrüge klangen zuſammen, wohlgefällig lächelnd nahm er die Komplimente ſeiner Genoſſen entgegen.

Dann kam er langſam auf mich zu, grinſte mich freundſchaftlich an, gab mir die Hand, hieß ſein Bier an meinen Tiſch bringen und fing nun auf's Gemüthlichſte an, mit mir über die Sache zu reden.

Ich ſollte ihm ſagen, wo Brigitte wäre; das war das Erſte.

Ich ſagte ihm ſehr ruhig und gleichfalls mit dem Biedertone der Gemüthlichkeit, daß mir das gar nicht einfiele.

Dann werde er sie suchen, — er!

Das möge er thun, wenn's ihm Spaß mache. Finden werde er sie aber nicht.

Oh! Wenn er nur wollte! Er fände sie schon! Er könne sich schon denken, wo sie stecke. Aber nein: er werde sich gar keine Mühe geben und sich das Zimmerstutzenschießen verhunzen, jetzt, wo er wahrscheinlich heut' Abend König sein werde. Nein: ich würde schon ein Einseh'n haben und dem Mädel den Kopf zurecht setzen und sie nach Hause schicken.

Wie er auf solche alberne Einfälle komme?

Na, mir sei's doch nicht Ernst um das Mädel, mir, dem Studirten! Gott, er hätte ja gar nichts dagegen, wenn ich mich mit dem Mädel amusirte. Ich würde schon dafür sorgen, daß ihr nichts passirte...

Ich hatte Lust, den Kerl zu maulschellen, den infamen, aber ich hielt an mich und erklärte ihm ruhig, zum Amusirverhältniß sei mir seine Schwester zu gut, aber ich würde sie heirathen, obwohl er ihr Bruder sei.

Jetzt wurde er aber wild: Nein! Dazu gebe er seine Einwilligung nicht!

Darauf ich: ich bäte ihn auch nicht darum, und er habe auch keine zu geben.

Doch! Er hätte sie zu geben.

Wieso? Ob er ihr Vormund sei?

Nein: aber ihr — Dienstherr!

Donnerwetter!

Ich sah mir den Burschen eine Weile sprachlos an, dann nahm ich meinen Hut und ging.

Er brüllte was hinter mir her.

— — — — — — — — — — —

Als ich in den Abend, der mittlerweile zur ſtockdunklen, ſtürmiſchen Nacht geworden war, hinaustrat, und als mich nach dem Gelärm und Gequalm der Wirthsſtube die ſtille Reinheit der freien Luft empfing, da ward es mir mit einem Male klar, wie das Wunderbare geſchehen konnte, das ſich Brigitte ſo ſchnell und ſo feſt an mich angeſchloſſen hatte. Ich war der Erſte geweſen, der ihrem unbewußten Drange nach etwas Beſſerem, Höherem entgegengekommen war. Von mir hatte ſie zum erſten Male eine Sprache, frei von Roheiten und Gemeinheiten, gehört, ich hatte ihr zum erſten Male den Blick in eine reinere Welt aufgethan, in eine Welt von Intereſſen, für die ſie zwar nicht die Bildung, aber die inſtinktive Empfindungskraft beſaß. Unter jenen, obwohl ſie ihr verwandt waren, war ſie die Fremde geweſen, wenn auch ihr friſcher Lebenshumor es verhinderte, daß Melancholie ihr Weſen überſumpfte — mir war ſie herzensverwandt, obwohl ich aus einem ihr fernen Lande, aus einer ihr fremden Stadt kam und viel älter als ſie war. War es da ein Wunder, daß ſie ſich mir erſchloß, zumal ihr weiblicher Inſtinkt bald bemerkte, daß ich ſie keineswegs mit Onkelaugen anſah?

Jetzt hatt' ich die Löſung des Räthſels, das mir manche bange Stunde gemacht hatte, und da ich ſie hatte, ward ich ſo froh, daß ich am liebſten gleich zu ihr hinausgelaufen wäre, ſie noch einmal in die Arme zu nehmen und noch einmal im Kreiſe um mich zu

ſchwingen, ich ganz verwandelter Pankrazius, Jüngling von ihren Gnaden.

Ach, Peter, ſo froh war ich, — es iſt nicht zu ſchildern.

Der Wind nahm mir den Hut und wehte ihn in die dunkle Nacht, den Berg hinab.

Hurrah! ſchrie ich, wie ein junger Lieutenant, der hinterm Sieg her iſt, und lief in's Dunkel, dem Hute nach, den Brigitte um ſeiner Farbe und Weichheit Willen „die Frühlingswolke“ getauft hatte.

„Frühlingswolke, wo biſt Du?!“ ſchrie ich und rannte in's Dunkel.

„Frühlingswolke, biſt Du in den Himmel gefahren?!“ und da lag ich auf der Naſe.

„Frühlingswolke, ich kriege Dich, ſo gewiß ich Brigitten ſchon habe!“ und ich turnte in einem dicken Buſchgehege herum.

„Frühlingswolke! . . .“, und da hatt' ich ihn, der auf einem Roſenbuſche hing.

Ich ging ſehr befriedigt nach Hauſe, meine Frühlingswolke auf dem Kopfe, den Frühling im Herzen und bloß von der Angſt geplagt: Du wirſt es doch nicht verſchlafen?

Denn die Poſt nach Landsberg, mein Lieber, geht ſchon um's Morgengrauen ab.

Wir hatten nämlich beſchloſſen, ganz einfach und unromantiſch mit der Poſt nach Landsberg und von dort mit der Bahn nach Augsburg zu fahren. Das deshalb, weil wir ſo kalkulirten: wahrſcheinlich wird

die werthe Familie gar nichts thun, weil ſie von unſerer Seite gar nichts erwartet; wenn ſie aber was thut, ſo wird ſie die Ausfallsthore nach München öffnen.

Und, damit ich nun kurz bin: wir hatten uns nicht verrechnet.

Verſchlafen hab' ich's Gott ſei Dank nicht.

Als ich erwachte, prunkte der Himmel noch in ſchwarzem ſilberbeſtickten Sammet. Von der großen Eiche vor meinem Fenſter krallten ein paar Krähen ab und krächzten in die tintige Luft. „Abſit omen" beſchwor ich feierlich und fuhr in die Hoſen. Mit Gerſchle-Pepi war meiner Effekten wegen Alles beredet, ich konnte alſo ruhig wandern, und ich thats. Unten in der Poſt zwei Billets genommen („Zwoa?" „Jawohl, oben in Sft. Georgen ſteigt wer zu!") und nun in den Rumpelkaſten.

Ein verzweifelter Trompetenlauf, wie wenn zwanzig Fröſche jäh aus dem Schlafe erwachten und erſchreckt quakten, bis ſie mitten im beruhigter werdenden „Quarr" wieder einſchlafen. Das war der blauweiße Herr Poſtillon. Und nun bergauf durch die Hauptſtraße. Die deutſche Sprache hat nicht Naturlaute genug, um onomatopoetiſch das Geraſſel, Gerumpel, Geratter, Geknatter, Geächze, Gekrächze, Gequietſche, Geratſche, Geklirre, Geknurre, Gepumpre und Gedonnere dieſes königlich bayeriſchen Poſtfuhrwerkes anſchaulich zu ſchildern. Wenn der Teufel ſeiner Großmutter zu ihrem Namenstag ein recht hölliſches Ständchen bringen will, ſo läßt er ſicherlich vor den Fenſtern ihrer guten Stube einen

Höllenkorso mit bayerischen Postomnibussen fahren. Aber den rechten Genuß hätte Madame doch erst, wenn sie drin säße.

Auf der Landstraße wurde es besser. Und wenn auch die Ohren und die vielwerthen vier Buchstaben weiterhin kasteit worden wären, jetzt hätte ich es nimmer gefühlt; denn den Augen widerfuhr ein herrliches Schauen. Ich sah ein abenteuerliches Bild: gleich einer großen, langen Raupe kroch ein heller Nebelkegel über den See. Und dann der sieghafte Aufstieg der Sonne. Vor sich her warf sie eine Hand voll flüssigen Goldes über das Kloster Andechs und den „heiligen Berg", dann kam sie in wundersamer Majestät empor, — ich kann es nicht sagen, wie schön und wie gewaltig. Aber daß mir andächtig zu Muthe ward, das stehe hier. Es war eine jauchzende Andacht, ein innerliches Rufen, wie einem siegenden Helden entgegen, der mit letztem Lichtspeer den geblähten Bauch giftiger Gemeinheit trifft. Eia Du Ritter Sankt Jürg der Welt, wie fuhr Dein goldener Strahl in den Nebelwurm über dem See, daß er auseinanderquoll und verendete. Und klar und glatt, sonnenüberglitzert lag in aller Helle und Morgenfrische der große Wasserplan, daß die Blicke darüber hin sich tummeln konnten und fröhlich wurden in Glück und Glanz.

Und sieh, da stand auch das Brigittele und winkte mit dem weißen Tüchel. Stand unter einer Linde und sah aus wie ein leibhaftiger Engel, obwohl der Freundin Mina Kleider ihr viel zu weit waren.

„Komm!" rief ich, und sprang aus dem Wagen

und nahm ſie bei der Hand und führte ſie zu Poſtillons maulaufreißendem Erſtaunen in das königlich bayeriſche Rumpampolium.

„Höh!“ ſagte der, „dös is ja's Krawaunerle!“

„Jawohl 's Krawaunerle! Macht a Vergnügungsreiſ'!“

— — — — — — — — — — —

Gottlob, daß wir alleine waren den ganzen Weg.

Zwar, geſprochen haben wir wenig, hatten uns aber doch viel zu ſagen, das Niemand — zu ſehen brauchte.

Und nun, Brigittele, ſchreib hier Deinen Namen drunter zum Gruße meinem lieben Peter Kahle, Deinem würdigen Onkel.

Schau: da ſtehts: Brigitte Graunzer.

Dein
bis zum Blaſen der Tuben
am Tage des jüngſten Gerichts!
Pankrazius.

XXIX.

Einige Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle, genannt die fröhlichen Briefe Septembris.

München!

Lieber Peter!

Deine Nichte und ich, ihr Onkel, haben beschlossen, über München nach London zu fahren, — aus Gründen der deutschen Kolonialpolitik. Wir wären nämlich, wenn die Regierung Seiner Majestät nicht Helgoland gegen ein Stück Afrika eingetauscht hätte, nach Helgoland gefahren, aber seitdem dieses Eiland für den Rest seiner glorreichen Tage dem Deutschen Reiche einverleibt worden ist, hat es die Vorzüge, die es in puncto Standesamt besaß, eingebüßt und ist auch in dieser Hinsicht so regelrecht deutsch geworden, daß wir schon Old England selber aufsuchen müssen, wenn wir in all' unserer Papierlosigkeit heirathen wollen.

Und das wollen wir.

Ei freilich! Was sollten wir sonst wollen? Ewig

kann ich unmöglich als Gymnaſiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern mit ſeiner Nichte Sophroſyne ebendaher die Welt durchwandern, und was würden Hansjörg und Chriſtine ſagen, wenn ich mit einer ledigen Brigitte auf Kiebitzhof angezogen käme?

Alſo: London!

Aber vorher: München!

Erſtens möchte ich dem furchtbaren Kunſtgelehrten gerne unter Dankesthränen einmal um den Hals fallen, daß er mich aus der Hauptſtadt Biermaniens fortgegrault hat, da ich ſonſt kaum auf die Idee gekommen wäre, an den Ammerſee zu gehen, und dann war es auch Brigittens Wunſch, einmal auf „Minga“ zu fahren, bevor es in die Fremde geht. Die Oberbayern ſind nämlich gar ſehr in ihre Haupt- und Reſidenzſtadt verliebt, und Brigitte iſt nicht weit von der Meinung entfernt, daß ſie auf der ganzen ihr bevorſtehenden Reiſe doch nichts ſehen werde, das mit München einen Vergleich auszuhalten im Stande wäre.

So viel iſt ſicher: gemüthlicher wird's nirgends ſein, und es wird mir nicht leicht ſein, von hier aufzubrechen.

Uebermorgen geht's fort! Die Rundreiſebillets ſind ſchon gekauft und Brigitte hütet ſie wie einen Ehekontrakt.

Beneideſt Du mich nicht? Oder haſt Du noch immer feierliche und moraliſche Bedenken? Ich komme Dir wohl noch immer bedenklich ſpaniſch Don Juaniſch vor?

Haſt Du eine Ahnung!

Wäre Brigitte eine wirkliche Sophroſyne und ich ein wirklicher Kahle-Peter, wir könnten nicht vernünftiger ſein. Und das iſt es ja eben: was wir begehen iſt kein Lieutenantsſtreich, obwohl wir höchſt heiter und über die Maßen luſtig ſind. Es ſteckt ein köſtlicher Ernſt hinter und in uns beiden, und daß auch dieſen Ernſt Brigitte hat, das macht mich ſo glücklich, denn das giebt mir die Gewähr, daß wir uns nicht eines Tages auf der Sandbank der Enttäuſchung finden werden.

Ich entdecke täglich neue Seelenherrlichkeiten in ihr, Herrlichkeiten, die mir um ſo koſtbarer ſind, als ich der Erſte bin, der ſie erblickt. Sie ſind unberührt, unverbraucht. Meine Aufgabe wird es ſein, ſie zu erhalten und zu pflegen. Gott behüte mich davor, daß ich an ihnen herumkorrigire, daß ich auf dieſes Neuland, das voll aller Kraft treibender Natur iſt, zu ſchnell und zu befliſſen Kultur aufpfropfe.

Mit einer unglaublichen Sicherheit nimmt dieſe feingefühlbegabte Natur Alles in ſich auf, was ihr an innerer und äußerer Kultur zuträglich und gemäß iſt. Jeden Tag ſtaun' ich auf's Neue, wie ſie ſich in neue, ſchöne Formen ſchmiegt, ohne an Friſche und Urſprünglichkeit einzubüßen.

Du ſiehſt: ich habe genug zu thun, denn vor mir ſpielt ſich ein Entwickelungsſchauſpiel vom höchſten Reize ab, und, übrigens, auch ich mache eine heilſame und gute Mauſerung durch. Wie ſich Brigitte mir nähert auf ihre Art, nähere ich mich auf meine Art Brigitten. Ars amandi und Metamorphoſen, — ich erlebe Beides in einem Zuge. Vergiß nicht, Deine

Sekundaner, wenn Du Ovidium Naſonem mit ihnen traktirſt, darauf aufmerkſam zu machen. Gott, wie hätt' ich mich auf die ledernen Lektionen präparirt, hätt' ich das damals gewußt.

Aber das iſt das Pech des menſchlichen Lebens, daß man auf die beſten Hintergründe der Dinge meiſt immer erſt dann ſtößt, wenn es zu ſpät iſt. Pix vel maxima!

Deine Nichte und ich,

wir ſind

Deine Graunzers.

* * *

London!

Lieber Peter!

Wenn Dir einmal ein Arzt eine Kieſelſteindouche empfehlen ſollte, ſo fahr' nach London. Nicht anders iſt mir zu Muthe, als wie wenn ich Tage lang in einem Brauſebade von Kieſeln wäre.

Dieſe Stadt der Maſſenhaftigkeit iſt etwas Unerhörtes. Das iſt keine Stadt, das iſt ein Kropf von Menſchen, eine Schilddrüſenerweiterung der Erde. Geduckten Kopfes lauf' ich in dieſem Menſchenwirricht herum, und hielte mich nicht Brigitte aufrecht, ich würde davonlaufen.

Wir ſind jetzt vier Tage hier und müſſen noch zehn Tage bleiben. Das iſt die einzige Bedingung, die man hier zu Lande denen ſtellt, die im Namen Ihrer Majeſtät zuſammengethan ſein wollen.

Gar nichts Schriftliches wird verlangt?

Nein, gar nichts Schriftliches.

„Wenn der Beamte aber doch ein Papier verlangen ſollte? . . .!“ fragte ich einen Engländer.

„So ſchlagen Sie ihn einfach nieder“, erwiderte er entrüſtet.

Das iſt das Land, in dem das feierlich abgegebene Wort hochgeachtet wird. Wer freilich gelogen hat, wird um ſo nachdrücklicher auf's Maul geſchlagen.

Das paßt ſo in den Styl des Ganzen, der etwas durchaus Grades, Großes hat.

Ich muß ſagen: anheimeln thut mich's nicht, aber Reſpekt zwingt mir's ab. Dieſe Engländer bilden ſich nicht ohne Grund was darauf ein, daß ſie Engländer ſind.

Wenn doch in Deutſchland ſo viel Charakter ſteckte, wie in dieſem perfiden Albion! Ich meine: Geſammtcharakter, wie er ſich in allen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, der Sitte, der Kunſt, der Manieren ausdrückt. Selbſt die Heuchelei hat hier Charakter, der imponirt. Selbſt das Elend, wie es ſich geradenwegs zum Verbrechen ausſchwillt, hat Charakter. Daher denn hier eine Kunſt im Wachſen iſt, eine Kunſt nicht bloß für Muſeen, ſondern für's Leben, vor der ich mit Andacht ſtehe.

Trotzdem, um Gottes willen! möchte ich nicht hier leben. Und das hängt eben auch mit dem ausgeſprochenen Sonderweſen des Engliſchen zuſammen. Man muß Engländer ſein, um ſich hier glücklich zu fühlen. Bei uns dagegen fühlt ſich alle Welt wohl, weil wir ein Allerweltsweſen haben. Wir ſind halt complaiſante Leute.

Dies, damit Du nicht denkſt, Brigitte und ich thun nichts als Schnäbeln.

Wir grüßen Dich
Pankrazius und Brigitte.

* * *

London, am 25. September.

Lieber Peter!

Nun ſei beruhigt! Die ſkandalöſe Situation, daß ich mit Deiner Nichte Sophroſyne die Welt durchwand're, hat ein Ende, denn:

Ihre am 25. September
in Skt. Giles London
vollzogene Verehelichung beehren ſich hierdurch anzuzeigen
Pankrazius Graunzer
Brigitte Graunzer
geb. Oberalmer.

Laß Dir den Tag, dieſen großen Tag der Graunzer vom Kiebitzhofe, ſchildern! Ich benutze dazu die paar Minuten, die uns noch übrig bleiben vor der Abreiſe. Brigitte packt die Koffer und ſingt dazu:

A Dearndl geht um Holz in Wald
Gar zeitli in der Fruah,

und die Sonne blitzt auf ihrem Eheringe, den ich . . . aber das gehört ſchon zur Schilderung der Kopulation.

Wir begannen den Tag mit eifrigem Studium.

„Noch einmal, Brigitte, noch einmal! Alſo: I do solemnly declare . . .!“

„I do solemnly declare . . .“

„Nicht deklahre! Dekläre! Alſo: I do . . .“

„I do solemnly declare, that I know not of any lawful impediment, why I Brigitte Graunzer . . .“

„Oh, Du Schaf, Du Schaf, Du blührieſelweißes Schaf! Nix Graunzer! Wie heißt Du?“

„Brigitte Graunzer heiß i!“

„Ich bitte Dich um Gottes Willen, mach' keine Witze in dieſer ernſten Stunde! Es geht um die Wurſcht! Alſo: brav ſein: why I Brigitte . . .“

„Why I Brigitte Oberalmer may . . .“

„Nicht: mai! Mä!“

„Alſo: may not be joined in matrimony to my lieber Aff' . . .“

„Willſt Du geſcheidt ſein, Bedenkliches! . . . Be joined in matrimony to . . .“

„To Pankrazius Graunzer, — muß ich den Graunzer auch Engliſch ſagen?“

„Gott behüte mich, nein, das ſag' Deutſch, voll und wohllautend mit einem langhin ſäuſelnden au!“

„Gell, ich kann's ſcho! Paß auf, jetzt ſag' i's nochmal: I do solemnly declahre . . .“

„Kläre!“

Und ſo noch eine halbe Stunde. Dieſes alte, brave Standesamtengliſch hat ſeine Mucken, wenn weder der Lehrer, noch die Schülerin Engliſch kann.

Daher kam's, daß wir ein Bischen mit der Angſt von Abc-Schützen zum Office fuhren. Unſer Zeuge,

ein liebenswürdiger junger Landsmann Namens Möder, Sekretär bei dem hiesigen Vertreter einer großen deutschen Zeitung, erwartete uns und stellte uns dem zweiten Zeugen vor, dem Thürhüter des Office, der ein einträgliches Geschäft daraus macht, als Trauzeuge zu fungiren, und in seinem schwarzen Bratenrocke ganz würdig aussah.

Noch würdiger sah freilich der Deputy Registrar Henry Hulford aus, der uns bis zum Beginne der feierlichen Handlung auf's Anmuthigste damit unterhielt, daß er uns Schmeicheleien über Deutschland sagte und nachträglich ein Pfund Kopiaturgebühren eintrieb.

Das gab den ersten Zwischenfall.

Ich hatte nämlich nur zehn Schillings im Portemonnaie, und Brigitte trug unser Vermögen in einem Saffianledertäschchen auf der Brust.

Unmöglich, das hier zu produziren! Also wurde sie feierlich hinausbegleitet, verschwand hinter einer Thür, um nach kurzer Zeit sehr würdig mit einer Pfundnote wieder zu erscheinen.

Sehr würdig, aber doch ein wenig aus dem inneren Gleichgewicht gebracht, wie sich später zeigen sollte.

Bis Schlag 12 Uhr, als um welche Zeit die Handlung bestimmt war, wurde gewartet, dann, als der letzte Schlag der Uhr im Verklingen war, wurden die Thüre des Amtszimmers und das Thor des Hauses geöffnet, um Allen, die Einspruch zu erheben gewillt waren, freien Eintritt zu ermöglichen.

Ich ſchloß eine Sekunde die Augen und begruſelte mich mit der Einbildung, daß die freundliche Schwiegermama erſchiene und im unverfälſchten Schwabbayriſch erklärte: „I moag itten!“ Aber wie ich die Augen wieder aufmachte, war ſchon des Deputy Regiſtrars Würde dabei, die Fragen an uns zu richten, und ich erhob mich zu der wohleinſtudirten Erklärung „I do solemnly . . . .“

Gut gings.

Nun kam Brigitte daran. Und ſiehe: ſie begann ſehr ſchön. Sie vermied die Klippe der „Kläre“ und ſchiffte um das Riff des „Mai“, aber da fiel es dem galanten Deputy Regiſtrar ein, zart in die Hände zu klatſchen und „Bravo!“ zu liſpeln, und das war der Beſcheidenheit Brigittens zu viel. Vorher roth vor Aufregung, war ſie jetzt violett vor Beſchämung und las das Ende ohne jede Rückſicht auf die Tücken der engliſchen Ausſprache Buchſtabe für Buchſtabe ſo, wie jemand, der einen engliſchen Text deutſch lieſt. Der phoniſche Effekt war grauſam, und ich erſchrak nicht wenig. Aber der liebreiche Beamte erklärte: auch das ſei Engliſch, und die Hauptſache, nämlich ihren und meinen Namen, habe ſie richtig geſprochen.

Das war der zweite Zwiſchenfall.

Der dritte fügte ſich mit unanſtändiger Eile an, nachdem wir auch den gefährlichen zweiten Satz hinter uns hatten: I call upon these persons here present to witness that I (P. G. und B. O.) do take thee (B. O. und P. G.), to be my lawful wedded wife (oder husband).

Jetzt ſollte ich nämlich Brigitten und Brigitte ſollte mir den Ehering anſtecken.

Vorzüglich! Aber, um aller Heiligen, hol' mich doch . . . wo ſind die unſeligen Ringe?

Ich taſtete mich von oben bis unten ab und that wie die Ratze im Liede der Studenten im Fauſt, ich fuhr in alle Löcher. Peinliches Gefühl! Höchſt unangebrachte Armbeweglichkeit des Bräutigams. Angſtvolle Brigittenaugen. Gelaſſenes Warten des ſtets würdigen präſidirenden Gentlemans.

Endlich! In der oberen Weſtentaſche! In dieſer verfluchten, eigens für Eheringe beſtimmten Weſtentaſche! Gottlob!

Daß ich ihr den Ring durchaus auf den Daumen ſtecken wollte, rechne ich ſchon gar nicht mehr als Zwiſchenfall.

Nun noch eine kleine Formalität; auch nicht ganz leicht, und ich hatte mit Angſt auf ſie gewartet; richtig: der Zeuge-Thürhüter, bisher unbeweglich, zuſammengeſunken auf ſeinem Stuhle, ſpaltete plötzlich ſein Geſicht durch eine von Ohr zu Ohr gehende Lippengrinslinie, erhob ſich, ſchritt langſam und wohlwollend auf mich zu, gratulirte mit einem unendlich ſchmelzenden Gefühlston in der Stimme und reichte mir die Rechte. Das war der Augenblick, vor dem ich gebebt hatte, denn es galt, dieſer Hand drei Schillinge zu appliziren und ſie gleichzeitig mit herzlicher Wärme zu drücken.

Wohl mir! Es gelang! Miſter Humpſhley zeigte ſich ſehr geübt und virtuos, erwiderte den Druck meiner Hand, daß ich das Porträt Ihrer Majeſtät vom Präge-

bild des oberſten Schillingsſtückes auf meine Hand übertragen erhielt, und begab ſich voll Würde zur Thüre hinaus.

Als wir das Gleiche thun konnten, waren wir ſehr froh, und wir werden ſehr froh ſein, wenn wir nun heute Abend in Queensborough das Schiff nach Vliſſingen betreten werden. Denn ich ſehne mich ſchrecklich darnach, Brigitten den Kiebitzhof und dem Kiebitzhof Brigitten zu zeigen.

Das iſt unſer letzter Brief aus London.

Wir ſind
Deine Graunzers,
Gutsbeſitzersehelente.

* * *

Kiebitzhof am 30. September.

Lieber Peter!

Chriſtiane iſt in Brigitte verliebt, Hansjörg iſt in Brigitte verliebt, alle Pferde, Kühe und Schafe ſind in Brigitte verliebt, ich bin in Brigitte verliebt, der ganze Kiebitzhof iſt in Brigitte verliebt.

Reſolut iſt ſie, ſag' ich Dir! Schade, daß es die Tante nicht mehr ſehen kann.

Auch die Zeit des Leidens, die wir miteinander durchgemacht haben (ſie war etwas bittrer, als Du es vielleicht aus meinen Briefen haſt erſehen können), iſt ihr gut angeſchlagen. Sie fühlt es ſelbſt mit ihrer wunderbaren Gabe der unbewußten Erkenntniß durch

das Herz, wie ſie durch die Uebel, die wir zuſammen aushalten mußten, erſt eigentlich reif und inwendig fertig geworden iſt, und wir ſingen Dank unſerm Leiden, das uns die Liebe der Anderen beſchert hat:

Du und ich, wir zwei Beiden,
Wir wiſſen, was Leiden,
Wir wiſſen, was Lieben und Leiden heißt.
Wir haben's erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der Andern verſpeiſt.

Nun wir uns gerettet
Und weich uns gebettet
In Ruhe weit ab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

Jetzt braucht nur noch Prinz Peter zu kommen (denn Peter ſoll er heißen), und unſer Glück iſt voll.

Dein

Pankrazius,
der Ehemann.

XXX.

Kurzer Nachbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Kindstaufen nebst einigen Bemerkungen über seine Leibes- und Seelenzustände in der Ehe.

„Ach, a Maikatzerl!“ sagte im Mai des Jahres, das auf die Freiersfahrten des Herrn Pankrazius Graunzer gefolgt ist, Frau Brigitte, als sie nach den Schmerzen der Entbindung zu sich kam und ein kleines Mädel neben sich liegen sah.

Herr Pankrazius aber hatte ganz vergessen, daß er einen Sohn gewollt, und gebärdete sich unbeschreiblich glücklich.

Und er lud Frau verwittwete Frankebeil in Nürnberg ein, daß sie Pathe stünde, und es ging hoch her auf Kiebitzhof, als die erste Kindstaufe gefeiert wurde. Die Wittib hielt eine Rede, und Herr Pankrazius hielt eine Rede, — bloß Frau Brigitte schwieg, aber sie konnte bloß nicht reden vor lauter Glück.

Dieses erste Mädchen erhielt in der Taufe den

Namen Katharina, zum Andenken an die Gefahr, die Herr Pankrazius Graunzer im Pschorr zu Berlin so siegreich überstanden.

* * *

Ein und dreiviertel Jahr später hatte es Herr Pankrazius Graunzer wiederum sehr wichtig mit Trippeln und Leisegehen um die Wochenbettstube, und als er endlich hineingelassen wurde, da rief er: „Haben wir's Mariechen?"

Denn das zweite Mädchen sollte natürlich Mariechen heißen, zum ewigen Gedächtnisse an die gehäkelten Fallstricke von Dresden.

Und wahrhaftig, es war ein Mädchen.

Mutter Schützen sollte Pathe stehen, aber sie ließ schreiben, es ginge nicht mehr mit den alten Beinen, aber sie wünschte, daß der alte, verrückte Junge ein halbes Dutzend Mädchen kriegte zur Strafe dafür, daß er so ein närr'sches Luderchen wäre.

* * *

Und Mutter Schützen hat ihren Kopf durchgesetzt.

Es sind wirklich sechs Mädel hintereinander gekommen auf Kiebitzhof.

Sechs! Man kam in Verlegenheit um die Namen.

Auf die gute Laune und die Entfaltung der Leiblichkeit des Herrn Pankrazius Graunzer hat das aber nicht ungünstig eingewirkt. Er nimmt stetig zu an Heiterkeit der Seele und Rundlichkeit des Leibes.

Freilich, äußerlich kann er das Brummen nicht immer ganz laſſen. Aber Frau Brigitte hat für ſolche Fälle ein gar ſiegreiches Lächeln zur Verfügung, das ihn ſchnell dazu vermag, ſeine Graunzeriſchen Monologe, wenn er ſie durchaus vom Stapel laſſen muß, in dem ſchön ſchweinsledern gebundenen Folianten abzuladen, der genannt iſt: Der Seelenwälzer von Kiebitzhof, und auf deſſen erſter Seite die Fiſchartworte ſtehen: „Kurtzumb wer kein Ehegeſibete hat, iſt halb todt, mangelt ein ſtück deß Leibs, weiß kein ſeßhafft Häußlich wohnunge wie die Tartariſche Heerkärch, iſt nirgends daheim. Dann ob er ſchon ein Obtach hat, iſt jhm, als wer er drein gelehnet, vnd ſitzt wandersweiß wie ein anderer Landſtreiffer im Gaſthauß, niemand kocht für ſeinen Mund, niemand helt jhm das ſein zuſammen, weder das groß noch das kleineſt Haußrätlein, weder das täglich noch das nächtlich, alles verſchwind jhm vnder den Händen, hat niemand, dem er ſein noht klaget, der jhm ſein anligen abnimmt oder mit gleichen Achſeln leichtert, keiner eyffert vmb ſein Heyl, niemand warnet jhn mit trewen, vnd wann der Han todt iſt, kreht kein Henne nach jhm.“

ENDE

Kapitelfolge.

		Seite
I.	Kurzer Vorbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Leibes- und Seelenzuſtände, ſowie Einiges aus ſeinem früheren Leben	7
II.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund den Gymnaſiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verſtorbenen Tante. . . .	14
III.	Ein zweiter Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen lieben Freund Peter Kahle. Handelt von allerlei ländlichen und ſeeliſchen Dingen .	28
IV.	Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pankrazius Graunzer im Februar des Jahres geſchrieben hat, in dem dieſe Geſchichte ſpielt	36
V.	Eine parlamentariſche Standrede des Herrn Pankrazius Graunzer an ſich ſelber. Handelt von einem ſehr wichtigen Entſchluß und darf durchaus nicht überſchlagen werden	47
VI.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen mehrfach genannten Freund den Gymnaſiallehrer Peter Kahle. Giebt einen Kommentar zu der eben vernommenen Standrede, den ich jungen Mädchen nicht zu leſen rathe . . .	53
VII.	Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an dieſelbe Adreſſe. Handelt von dem vorigen Briefe	58

		Seite
VIII.	Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrathes Kropfer an seinen Korpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pankrazius Graunzer	60
IX.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von einer decidiv-modernen Dame	62
X.	Herr Pankrazius Graunzer faßt Reisepläne und berichtet darüber seinem Freunde Peter Kahle	78
XI.	Einiges aus Herrn Pankrazius Graunzers Reisetagebuche. Handelt von einer Karoline, von einem Schwimmmädchen und von Dresden .	80
XII.	Bei Mutter Schützen. Von Herrn Pankrazius Graunzer selber aufgezeichnet	88
XIII.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Kahle. Handelt, wie der geneigte Leser schon zu errathen die Güte hatte, von Schmidts Mariechen	103
XIV.	Herr Pankrazius Graunzer fährt von Dresden nach Leipzig, steigt in Wurzen aus und berichtet darüber ausführlich in seinem Reisetagebuche .	118
XV.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt vom Stammtisch zum Ring in der Westentasche	128
XVI.	Herr Pankrazius Graunzer macht eine Reise in's Altenburgsche, wo er nach dem Prinzip der Zuchtwahlauslese eine mit besonders schätzbaren Vererbungsfaktoren ausgestattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren ist, meldet er seinem Freunde dem Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn in verschiedentlichen Briefen	139
XVII.	Ein Stück aus Herrn Pankrazius Graunzers Reisetagebuche, wunderlich überschrieben: Pas de deux, getanzt von meinen verehrlichen beiden Seelen	169

		Seite
XVIII.	Herr Pankratius Graunzer reiſt nach Nürnberg, badet ſich in Deutſchthum, lernt eine ſeelenfeſte Frau kennen und berichtet über all' dies ſeinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen	173
XIX.	Einige Seiten aus Herrn Pankrazius Graunzers Reiſetagebuch, aus denen hervorgeht, daß er philoſophiſche und andere Anwandlungen wunderlichſten Charakters hat	204
XX.	Herr Pankrazius Graunzer trinkt in München Bier, ſieht ſich Bilder an, fühlt ſich wohl und berichtet über all' dies ſeinem Freunde Poſſer in Nürnberg	212
XXI.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Handelt von idylliſchen Plänen	218
XXII.	Herrn Pankrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt ſeinem Tagebuche eine Hirtengeſchichte	223
XXIII.	Ein Stück aus Herrn Pankrazius Graunzers Gerſchle-Pepi-Buch. Man wird erfahren, was das für ein Buch iſt	226
XXIV.	Herr Pankrazius Graunzer ſitzt zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach und konfrontirt ſich. Ein hochnothpeinliches Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch	241
XXV.	Noch ein Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch. Es ſcheint darnach, daß Herr Pankrazius Graunzer an Phantasmagorien leidet . . .	246
XXVI.	Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Unnöthig, zu ſagen, wovon er handelt	249
XXVII.	Herr Pankrazius Graunzer verſucht, hinter ſich ſelber herzugehen und die Aehren zu leſen, die aus dem Breviario Brigittae fallen, giebt es aber als unfruchtbar auf und ermannt ſich ſtatt deſſen zu einem wichtigen Entſchluſſe .	262

		Seite
XXVIII.	Einige Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle; genannt die Briefe vom Kriegsschauplatze	268
XXIX.	Einige Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle; genannt die fröhlichen Briefe Septembris	291
XXX.	Kurzer Nachbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Kindstaufen, nebst einigen Bemerkungen über seine Leibes- und Seelenzustände in der Ehe	304

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Verlag von Hugo Storm, Berlin W.,
Gleditschstrasse 35

De Profundis

von

Stanislaw Przybyszewski

Ueber die künstlerischen Absichten dieses Buches hat sich Przybyszewski ausführlich in seinem Vorwort „Pro domo mea" ausgesprochen. Das Schriftchen ist für sich gedruckt und wird auf Wunsch überallhin umsonst und postfrei versandt.

Das Buch „De Profundis" wird nur an Subskribenten abgegeben zum Preise von sechs Mark für das auf holländischem Büttenpapier gedruckte Exemplar.

Die Zusendung erfolgt durch den Verlagsbuchhändler Herrn Hugo Storm in Berlin W. 30, Gleditschstr. 35, an den Zuschriften und Geldsendungen zu richten sind.

Bestellungen werden auch durch jede bessere Buchhandlung vermittelt.

Verein für Deutſches Schriftthum

Satzungen:

1. Der Verein für Deutſches Schriftthum veröffentlicht jährlich acht Bände. Etwa alle 6 Wochen erſcheint ein Band, durchſchnittlich 250 bis 400 Seiten ſtark.
2. Den Mitgliedern werden gegen Zahlung des Jahresbeitrages die Veröffentlichungen poſtfrei zugeſandt. Der Jahresbeitrag iſt 15 Mark für die gehefteten, 18 Mark für die gebundenen Bücher und kann auf Wunſch auch in Vierteljahrsraten von Mk. 3.75 bez. Mk. 4.50 entrichtet werden.
3. Der Eintritt kann jederzeit ſtattfinden. Er verpflichtet für mindeſtens ein Jahr, vom erſten Tage des laufenden Kalendervierteljahres an gerechnet. Die etwa in dem betreffenden Vierteljahr ſchon erſchienenen Bände werden nachgeliefert.
4. Eine Verpflichtung, früher erſchienene Bücher nachzubeziehen, beſteht nicht.
5. Dagegen werden den Mitgliedern früher erſchienene Bücher, falls ſie deren mindeſtens zwei gleichzeitig beziehen, nach freier Auswahl zum Vorzugspreiſe von Mk. 3.75 bez. Mk. 4.50 für je zwei Bände, nachgeliefert.
6. Für Sendungen außerhalb Deutſchlands und Oeſterreich-Ungarns wird ein Portoaufſchlag von drei Mark jährlich berechnet, alſo bei direkter Zuſendung jährlich 18 Mark für geheftete, 21 Mark für gebundene Bücher.
7. Anmeldungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, die auch die Zuſendung der erſcheinenden Bücher vermittelt.
8. Außer der Zahlung des Jahresbeitrages werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen.
9. Die Bände werden auch einzeln abgegeben, jedoch nur zum doppelten Preiſe.
10. Die Geſchäftsleitung und Vertretung des Vereins iſt dem Verlagsbuchhändler Herrn Hugo Storm in Berlin übertragen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06450 2589